Lowell fund

26 Jan. 1903 - 13 Apr. 1903

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • • •

No. 1. ◈ 72. Jahrgang.
· 1903. 3. Januar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Die Zwecke der Kritik.

Von Julius Konst. v. Hoeßlin.

Unter allen Schriftstellern des alten Griechenlands liebe ich nächst Aeschylos und Homer vor allen — Archilochos. Zwar habe ich von ihm, außer ein paar fragmentarisch erhaltenen Versen, nichts gelesen, denn es ist uns nichts erhalten geblieben. Aber etwas macht mir diesen Dichter wert. Es wird berichtet, daß dieser Satiriker durch seine Spottgedichte einen Bürger namens Lykambes zum Selbstmorde zwang. Ein Mann, der so schreiben kann, daß er dem Philister das Weiterleben unmöglich macht, muß etwas können. Ich stelle mir vor, daß Archilochos — der durch seine Lebensführung sehr an Byron erinnert —, als er später unter den Truppen seines Vaterlandes zu Felde zog, seine Mitkrieger zu Heldentaten durch seine Gesänge angefeuert haben wird. Ein Mann, der die Macht besitzt, seine Worte nicht klingendes Gefasel sein zu lassen, sondern der durch seine Worte morden kann, wird auch die Kraft haben, durch seine Reden Siege zu realisieren.

Ich bedauere sehr, daß es unter unseren Theaterkritikern keinen Archilochos gibt. Wenigstens, trotz der Klagen unserer modernen Kotzebues über die „Verrohung" der Kritik, hat noch niemand von ihnen, gezwungen durch den ihnen gebührenden Spott, nach der Selbstmordwaffe gegriffen. Die Verfertiger aller dieser schrecklichen Dinge, deren Aufführungen an den Anschlagesäulen alltäglich bekannt gemacht werden und die zum Zeitvertreib unseres Bildungspöbels dienen, leben alle immer noch — leider.

Unserer Kritik ist der Giftzahn entnommen worden. Sie kann zischen. Aber ihren Worten folgt keine Tat. Keine „Verrohung" der Kritik, sondern eine Degeneration derselben ist zu konstatieren.

Einer der Jünger Kotzebues hat in den letzten Tagen als Anwalt seiner Berufs- und Gewerbegenossen sich der Mühe unterworfen, in einer Reihe von Aufsätzen, die den Titel führen „Verrohung in der Theaterkritik" eine Auslese von Grobheiten, die Theaterberichterstatter den Volksunterhaltern gelegentlich entgegenwarfen, zu publizieren. Die betroffenen Zeitungsschreiber hätten sich bei Herrn Sudermann bedanken müssen. Die Auswahl ist mit Geschmack getroffen worden. Jede dieser Grobheiten ist charakteristisch und trifft den Nagel auf den Kopf. Irgend ein Kritiker spricht z. B. über ein Lustspiel von Fulda und sagt: „Es ist nicht ganz unbedenklich, wenn Dramatiker, gequält von bohrenden Zahnschmerzen, sich hinsetzen und ein Lustspiel zu Papier bringen." Ausgezeichnet! Ein anderer sagt: „Wenn Herr Brahm Geld am Wege liegen sieht, dann stachelt er seinen Klepper . . ." Wenn wir nicht irren, ist Herr Brahm der Mann, der „Es lebe das Leben" und die Machwerke Max Dreyers in seinem Theater aufführen läßt. Also das Bild ist nicht schlecht. Mangel an Kritik könnte man Herrn Brahm wahrlich nicht vorwerfen; wenn er also dennoch durch bedeutungslose Ausgeburten der Theatralik seine einstens durch Ibsen und Gerhard Hauptmann geheiligte Bühne zum Zirkus herabwürdigt, können keine anderen Motive angenommen werden, als die vom erwähnten Kritiker durch das Bild angedeuteten.

Wenn ich die deutsche Kritik nur aus der Zusammenstellung der Zitate kennte, die Herr Sudermann auserwählt hat, würde ich ihr eine gewisse Achtung nicht versagen können — die Achtung vor ihrem charakteristischen Wort. Aber Herr Sudermann hat durch die kunstvoll getroffene Wahl entschieden idealisiert. Unsere Kritik ist nicht so markant und kraftvoll, wie sie aus den Aufsätzen Herrn Sudermanns uns scheint.

Vor allem ist unsere Kritik unproduktiv. Ihr mangelt ebenso sehr wie die Macht, durch ihre Verneinungen die Unholde unseres Theaterwesens zu endgültigem Schweigen zu bringen, auch das Vermögen, den ästhetischen Sinn des Volkes derart zu bilden, daß es für die echte Dichtkunst empfänglich wird. Aber erzieherisch wirkt man nicht durch die scharfe Charakterisierung des Schlechten, sondern durch die Bewirkung, daß das echte verständlich gemacht wird. Ueberlege man sich, welche Macht in den Mitteln unserer Presse liegt. Ein paar nur unserer großen Berliner Blätter rechnen auf eine Million von Lesern. Stelle man sich vor, daß unsere Kritiker bei Aufführungen von Ibsen, Hebbel, Maeterlinck, Gerhard Hauptmann, um von den Größten ganz zu schweigen, versuchen würden statt zu geistreicheln, statt mit Belesenheit und Witz prangen zu wollen, ihre Leser in die Eigenart und in die schöpferischen Tiefen dieser Dichter einzuführen; bedenke man, daß, was abstrakt vorgetragen, langweilig und öde wirkt, unter Zugrundelegung eines noch frisch in Erinnerung haftenden, eben aufgeführten Dramas gesagt, befruchtend auf den Geschmack des Publikums wirken müßte. Wie hat Lessing seine kritische Pflicht gehandhabt? Er hat, die Gesetze der Dichtkunst aufdeckend, seine Zeitgenossen zur Empfänglichkeit für das Auserwählte emporerzogen, so daß ein Goethe nicht mehr die Gefahr lief, am Unverständnis zu Grunde zu gehen.

Vor zwei Jahren beliebte es einer neugegründeten Bühne, die ihren Namen der Sezessions-Bewegung unserer Malerei entnahm, einige recht widerwärtige und recht unbedeutende Stücke der schlimmsten Art aufzuführen. Die Kritik hat in gerechter Empörung damals den Stempel des Spottes auf die niedrige Stirn ihrer Urheber gedrückt. Aber dieselbe Bühne hatte auch Maeterlinck aufgeführt. Hat die Kritik ihre Pflicht erfüllt, die seltsamen Schönheiten dieses zartesten unter unseren zeitgenössischen Dichtern zu enthüllen? Das Publikum ging hin, beschaute sich den „Tod des Tintagiles", das „Interieur" und lachte. Es lachte . . . warum? Weil es an diese Kunstwerke die Forderung stellte, auf dieselbe Weise ergriffen zu werden, wie durch ein Stück von Hauptmann oder eine Tragödie Schillers. Aber jeder originäre Dichter hat seine besondere Art,

seine Empfindungen zu gestalten und zu übermitteln. Wie die Klassiker die Schönheit gestalten, hat man in der Schule gelernt ... was der Naturalismus will, wußte man aus der Bewegung der achtziger Jahre. Aber Maeterlinck? Wären damals die Theaterkritiker sich ihrer Aufgabe bewußt gewesen, so hätten sie das Publikum über diesen belgischen Dichter belehrt. Die Leser hätten erfahren, daß nicht nur durch die Gestaltung heroischer Persönlichkeiten, die ihre schönen Gefühle in Jamben herunterdeklamieren, daß nicht nur durch die exakte Widerspiegelung des Lebens dramatische Dichtung möglich ist. Wenn die Kritik ihre Pflichten gekannt hätte, würde sie dem Publikum erzählt haben, daß Maeterlinck in seinen Dramen mit Mitteln wirkt, die denen der Lyrik verwandt sind. Sie würde gezeigt haben, daß wie im Liede das eine Bild dem anderen harmonisch angepaßt ist, so daß dadurch ein Gefühlseinklang entsteht, auch im Drama Bilder nach Harmoniegesetzen zu einander bezogen werden können, daß durch diese Bilderkontraste und Bildereinklänge starke Stimmungen entfesselt werden. Wäre das geschehen, dann würden die Zuschauer im „Interieur" nicht über die steifen Gestalten und die langsamen Bewegungen der Personen im Innenraum spötteln, sondern sie würden empfinden, daß die Stimmung der Szene draußen in der Nacht, wo die Männer in aufgeregten, düsteren Worten vom Unglücksfall reden — mit der Stimmung, welche der Anblick der Familie im Innenraum erzeugt, einen großen poetischen Akkord bildet, der das Wesen dieser Dichtung war.

Alles dies haben die Zuschauer der Sezessions-Bühne und die Leser der Tageszeitungen damals nicht erfahren, deswegen wurde das Stück mißkreditiert und — abgesetzt.

Wir leiden nicht an einer „Verrohung", sondern an einer Verdummung der Kritik. Unsere Kritiker haben Maeterlinck nicht erklärt, weil sie selbst ihn nicht verstanden haben.

Den Tiefstand unserer Bühnenbesprechung hat seiner Zeit die Aufführung der äschyläischen „Orestie" enthüllt. Damals hat in einem unserer angesehensten Tagesblätter ein sonst in literarischen Kreisen angesehener Mann Aeschylos als unzeitgemäß, seine Gebilde als uns ferne liegend bezeichnet. Wir möchten wissen, wie dieser Herr über „Faust II. Teil" urteilen würde. Dem Schreiber dieser Zeilen liegt alle Philologie und Altertümelei ferne; er bildet sich ein, mit seiner Weltanschauung im Boden des Zeitgenössischen und Modernen zu wurzeln, und doch kennt er keinen Dichter, der ihn so nahe berührt wie Aeschylos, nicht Shakespeare und nicht Goethe. Gerade die Macht des Schicksals, das durch die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung als Erkenntnis wieder modern geworden ist, die Erkenntnis, daß die unabwendbaren Naturgesetze die Individuen unter die Wucht ihrer Macht beugen, gerade diese Erkenntnis, die die Gewalten des Schicksals glaubhaft macht, führt uns zu Aeschylos ...

Für die Personen Schillers, die aus freien Entschlüssen, was ihnen beliebt, tuen und unterlassen, haben wir kein Verständnis mehr und keine Sympathien, denn wir glauben daran nicht. Aber Kassandra im „Agamemnon", die den im verborgenen sich abspielenden grauenvollen Vorgang der Ermordung des Königs als Hellseherin sieht, und den eigenen Untergang, der ihrer dort harrt, wissend, wie von inneren Naturgesetzen getrieben, doch in das Innere des Schlosses hineinschreitet, steht unserer Empfindung so unendlich nah.

Alle diese, von inneren Gewalten bestimmten Menschen (Kassandra und Klytaimnestra und Orestes), scheinen uns wie in das Gigantischste vergrößerte Personen . . . Ibsens.

Denn der Eleusinier sowol wie der Norweger schauen hinter das bewußte Leben ihrer Gestalten, sie erschauen die tiefen Gesetze der Natur, welche die Menschen, gleich Blinden hintreiben. Der Glaube an das Naturgesetz, an das „Schicksal" ist die Welterkenntnis, welche die Tragödie überhaupt notwendig macht.

Bei der Aufführung des äschyläischen „Orestie" war der Anlaß gegeben, den Sinn für die tragische Weltanschauung, die die Basis einer neuen Religion werden kann, zu verbreiten. Es war die Zeit, da man an der Hand des großen Griechen endlich einmal die wirklichen Werte der tragischen Dichtung Henrik Ibsens enthüllen konnte . . . . Aber unsere Kritiker meinen wol, daß auch Ibsen nur ein Naturalist sei, wie etwa Gerhard Hauptmann, welch letzterer doch nur wundervoll zarte Novellen, mit einer subtilen Wiedergabe der intimsten Feinheiten des Lebens, auf der Bühne uns entgegenführt. Alle Verehrung und Bewunderung vor Hauptmann, dem einzigen noch lebenden Dichter in Deutschland — aber er ist kein Tragiker; vor allem hat er mit Ibsen, dem er verglichen wird, qualitativ nichts verwandtes.

Unsere Kritiker haben aber eben Aeschylos ebensowenig verstanden, wie sie Ibsen in seiner wahren Wesenheit verstehen. Wenigstens ist uns nicht bekannt, daß sie jemals anläßlich der Aufführung geeigneter Dramen ihr Publikum mit den Rätseln des Tragischen vertraut gemacht haben.

Irre man sich nicht! Unsere Theaterkritiker sind nicht „verroht", sondern impotent. — — —

Die Jünger Kotzebues, als deren Anwalt Herr Sudermann in Sachen contra Kritik auftritt, dürften der Art der Theaterberichterstattung unserer Presse nicht grollen.

Wenn diese Berichterstattung ihrer Pflicht bewußt gewesen wäre, und wenn sie die Befähigung besessen hätte, ihre Aufgabe zu erfüllen und den Geschmack des Publikums zu erziehen und dessen Sinn zu vertiefen, dann würden unsere Theaterzuschauer, durch das aufgehende Verständnis echter Kunst, mit der Zeit Widerwillen gegen die elenden Fabrikate der Herren Blumenthal, Philippi, Sudermann, Max Dreyer, Otto Ernst, Lauff und wie sie sonst heißen mögen, empfinden. Denn — täuschen wir uns nicht, — nicht durch ihre „verrohte" Polemik der Kritik, sondern dadurch, daß sie ihre erzieherischen Zwecke vernachlässigte und es möglich machte, daß der Geschmack herunterkam und daß so viele seichte Theatraliker und Kaufleute die Bretter beherrschten, geschah es, daß „die Produktion" echter Dichtwerke „verjagt", wie Herr Sudermann sehr richtig konstatiert; aber nicht weil die Kritik die Erstaufgeführten erbittert, sondern weil die Talente durch die Herren Sudermann, Fulda, Blumenthal, Philippi, Max Dreyer aus den Theatern verdrängt worden sind und weil die Talente gar nicht mehr zu Worte kommen können. — Herr Sudermann! — — Das erbittert und vergiftet sie . . . . diese Enttäuschung lähmt in ihnen die Produktion. Dieses ist es, das „den Frühling, der vor einem Jahrzehnt dem deutschen Drama er-

blühen wollte, verdarb". Herr Sudermann hat selber damals dem Frühling, allerdings nicht mit seinen Dramen, aber mit „Jolanthes Hochzeit", mit „Frau Sorge" mit „Katzensteg" angehört; jetzt gebiert er nur tote Dinge. Aber der Geschmack des Publikums ist abgestumpft. Das Publikum merkt es gar nicht, daß diese Dinge da tot sind; es hält sie für Fetische. Herr Sudermann jedoch hat selber Geschmack genug, um zu wissen, wie es um den Wert seiner „Zugstücke" steht. Er weiß es ganz bestimmt und deswegen fühlen wir mit ihm seinen Schmerz über die „Verderbnis des Frühlings" . . . „der vor einem Jahrzehnt dem deutschen Drama erblühen wollte". Denn auch Herr Sudermann ist das Opfer der Geschmacksverrohung des Volkes geworden, der Geschmacksverrohung und . . . vielleicht noch das eines ihm eigenen Bedürfnisses . . . nach Popularität . . .

Aber die anderen Jünger Kotzebues dürfen der Verwahrlosung der Kritik in unserer Presse nicht grollen. Denn nicht wahr, meine Herren, lieber noch eine „verrohte" Berichterstattung als eine aufklärende? Wohin käme sonst unsere Theaterstückindustrie, wenn plötzlich das Verlangen nach Werken tieferer, ernsterer Inhalte und verfeinerter Ausführung unter dem Volke aufgestachelt würde.

Zum Schutz einheimischen Viehs ist bekanntlich der Import amerikanischer resp. ausländischer Fleischware verboten und erschwert worden — wie wär's, wenn man aus schutzzöllnerischen Motiven zur Wahrung unserer Theaterstückindustrie die Einführung neuer Ideen und verfeinerter Sinne für die Kunst verbieten würde?

Ein Vorschlag!

Wir sind übrigens freihändlerisch . . . und wünschen deswegen sehr, daß es irgend jemand gebe, der unser irrendes deutsches Volk auch in Dingen des guten Geschmackes unterrichtete und aufklärte.

Der Müller.

Autorisierte Nachdichtung nach **Emile Verhaeren** von **Stefan Zweig**.

Im Nordwind, der eisig das Land durchstieß,
Da ward
Am Abend, in Unkraut und Kohlenkies
Der Müller der schwarzen Mühle verscharrt.

Die Sonne warf ihren falschen Schimmer
Gegen den Spaten des Gräbermanns
Und gleißte. Ein Hund umkreiste immer
Das Grab und heulte gegen den Glanz.

Wie ein Spiegel bei jedem Schaufelriß
Glänzte der Spaten in glitzerndem Schein,
Gleißte, senkte sich dann und verbiß
Sich neu ins zerfleischte Erdreich hinein.

Die Sonne sank mählich, von Schleiern umfangen.

Der einsame Gräber am Himmelsrand
Wie ein großes beflügeltes Wesen stand
Und schien noch zu kämpfen mit seinem Bangen.
In den Händen hielt er erzitternd den Karst. —
Die Sonne zerbarst,
Und höhlte er auch in der Erde das Loch,
Ein Nichts war es doch
Gegen die Leere, die vor ihm sich aufgetan. —

In der Stadt da drinnen
Lieh keiner dem Toten zwei Leichenlinnen.

In der Stadt da drinnen
Flehten um ihn keine Beterinnen.

Dort drin in der Stadt
Keiner das Glöckchen geläutet hat.

Dort drin in der Stadt
Keiner den Sarg ihm genagelt hat.

An allen den Häusern, in allen den Gassen,
Die kirchhofwärts gehen,
Waren, als wollte man nur nichts sehen,
Die Fensterläden herabgelassen.

Und da fühlt
Sich der Gräber vor diesem Toten allein,
Der so in aller Adern hinein
Den Haß und das Schauern sich eingewühlt. —

Der Müller der Mühle, die schwarz ihre Flügel
Ausstreckte vom Abendhügel,
Hauste allein seit endlosen Jahren
Mit der Heide, dem Raum und den fliegenden Klängen
Der Wetter, die an den flatternden Haaren
Der Nordwinde hängen.
Lang hatte sein einsames Herz gespäht
Nach dem, was in dämmernden Worten zu Zeiten
Das Weltall dem Horcher der Ewigkeiten
Verrät.
Die harte Heide der endlosen Flächen
Umschloß sein Herz wie ein Zauberring,
Lebendig und traulich ward Wesen und Ding
Und suchte zu seiner Seele zu sprechen.
Die großen Stürme, die den Erdball umkreisten
Durchdrangen sein Fühlen mit ihrer Kraft,
Daß er sich in seiner schlichten, verwaisten
Seele das Schauspiel des Lebens geschafft.

Von den ältesten Leuten hat ihn keiner gekannt.
Stadtferne, wo nur mehr die Stürme hausen,
Ist er umhergerannt,
Den Flug und die Reise des Winds zu erspähn
Und die feurigen Worte der Wolken zu sehn.

Durch diese Stille erschreckte er sehr,
Mit der sich verschwiegen und sacht
Seine Stunden umwandten.
Und er erschreckte noch mehr,
Wenn in der Mühle zur Nacht
Die plötzlich aufleuchtenden Augen brannten.

Und keiner konnte so Kunde bringen
Von des Müllers Todesnot und Tod,
Wären nicht müd seine Mühlenschwingen,
Die wie vier ewige steinerne Bitten
Zur Ewigkeit gedroht,
Eines Morgens herabgeglitten
Und reglos geblieben, Tag und Nacht
Wie ein Kreuz, das über ein Schicksal wacht.

Der Totengräber verspürte um sich ein Drängen
Wie von dämmernden, dröhnenden Mengen,
Sah die Fenster der Stadt allmählich erblinden
Und sie selbst in Nebelferne verschwinden.

In dem allgegenwärtigen Bangen
Schien die Heide von Schreien durchbebt
Der Wind, mit braunen Schleiern umhangen,
Zog vorbei wie ein Wesen, das lebt.
In fürchtenden Fieberschauer
Formte sich ferne die Nebelmauer . . .
Da warf der Gräber, von Grausen gejagt,
Von der Nacht wie mit dunklen Händen gepackt,
Den Spaten mit irrendem Blick von sich
Und entwich. —

Und wieder ward das Heideschweigen groß,
Und riesig schien das Grab in dem zerrissnen Schoß
Der Erde. Schweigen war ringsum.
Und nur die lauschenden luftigen Weiten
Nahmen stumm
In den Arm ihrer tiefen Unendlichkeiten
Den Toten, dessen Leben ihr dunkles Wissen
Erhellt und zu ewigen Fernen emporgerissen.

Schlittenfahrt.

Von **Georg Hollstein.**

„Ich sagt Ihnen ja, sie würden die Köpfe schütteln — die ehrwürdigen Köpfe, die schon so viel im Leben erfahren, daß sie alt, grau und wacklig geworden von all ihrer Weisheit.

Schon über die ganze Idee an sich — und dann vor allem, daß wir —"

Wie ich so sprach, und Sie dazu lachten, fuhren die Schlitten mit fröhlichem Schellengeläute vor.

Pärchen auf Pärchen stieg ein, und die alten Tanten und Mütter ließen sich geduldig verpacken, heimlich grollend über den Unsinn des jungen Volks.

Aber was tut man nicht alles der Jugend zu Liebe!

Dieses nun zwar war der Ausbund aller Jugendromantik! Abends im Schlitten hinauszufahren in die kalte Winterluft, durch den dunkeln Wald nach dem Jägerhaus, dort zu tanzen bis in die Nacht hinein, und dann in die Nacht wieder hinaus, wieder den ganzen Weg zurück bei der schrecklichen Kälte.

„Ich sagt's Ihnen ja," sprach ich, als sie ordentlich eingemummt und mich in dem kleinen Gefährt dicht neben Sie hingedrückt. „Ich sagt's Ihnen ja — sie würden die Köpfe schütteln, die ehrwürdigen Köpfe, die schon so viel im Leben erfahren, daß sie alt, grau und wacklig geworden von all ihrer Weisheit!

Weshalb mußten Sie aber auch gerade mit mir in einem Schlitten allein fahren wollen? Weshalb mußten Sie das der Gesellschaft auch ruhig sagen? Die Tanten hatten es sich doch so schön gedacht, die Plätze durch Los zu verteilen, um für die Mädchen und Jungens ein wenig Schicksal zu spielen, oder denselben doch etwas zu helfen! Sie sind doch schon versorgt, gnädige Frau, und Ihr Mann ist mein Freund! Und die Leute reden doch schon so viel, daß man uns drei öfter fröhlich beisammen sieht, als es sonst in dieser von Moralität triefenden Stadt Sitte und Anstand gebeut! — Nun ja — Sie lachen! und ich lache ja auch am liebsten der ganzen guten Gesellschaft ins sittengestrenge Antlitz." —

Wir biegen aus dem Villenviertel heraus auf die Chaussee.

Schnurgerade dehnt sie sich vor uns aus wie ein Weg, der ins Unendliche führt, und der Schnee spritzt unter den Hufen der Pferde.

„Hei! wie unser leichtes Gefährt dahinfliegt!

Denken Sie mal, wenn wir beide nun in dieser einsamen Nacht so dahinsausten, gottverlassen, getrieben, gehetzt von der ganzen guten Gesellschaft unserer lieben Stadt, die hinter uns herpfeift wie hinter Geächteten, weil wir ihr zuviel Anlaß zu müßigem Klatsch gegeben. — Wenn der Kot um uns spritzt, wie der Schnee unter dem Hufschlag der Pferde, und wir, nur gehoben in dem Gefühl, daß uns ein Herz in der Brust schlägt — Würden Sie auch so ruhig hier sitzen bleiben und mit mir weiter dahinsausen — hinunter die lange eintönige Chaussee, an deren Rande alle Pappeln die Häupter schütteln — hin bis zum Horizont — und dann weiter — schnurstracks in den Himmel hinein — oder in das ewige Nichts, wo auch der kühnste Traum ein Ende nimmt, und ein großer Allerweltskater uns nach unserm Rausch grinsend begrüßt? —

Sie lachen nur wieder. Und der Wind pfeift und schneidet uns ins Gesicht.

Aber mich hat der treffliche Grog am Rendezvousplatz warm gemacht. Ich fühle ein göttliches Feuer heute in meinen Adern rollen. Glücklich bin ich, daß der romantische Traum einer Nachtschlittenfahrt zur Ausführung kam, glücklich auch, daß ich bei Ihnen, just neben Ihnen sitzen darf, die meinem Geplauder so gerne lauscht und mich nur zurechtweist, wenn meine Gedanken zu tollkühne Sprünge machen.

Ratsch! biegen wir scharf um die Ecke und sehen Sie da! Ueber dem Walde erhebt sich blutigrot und groß wie eine Orange der Mond und schaut uns grad in die Augen.

Ei! guten Abend mein alter Freund! Triffst du heute auch nicht zwei Liebende, die im leichten Gefährt ins lustige Leben gleiten, triffst du doch zwei Menschenkinder, die sich von Herzen gut sind! Und das ist auch etwas wert auf dieser Welt voll Hader und Zwietracht. Sieh sie dir nur an, die liebe Frau, die im Pelz vermummt hier neben mir sitzt und sich lustig an meine Seite drückt, damit ihr der kalte Wind nicht zu hart ins Herzchen pustet. Ja, alter Freund, ein Freund ist gut zu brauchen, wenn's draußen kalt wird! Sieh sie dir nur ordentlich an und mich auch, den lustigen Jungen, der heute so fröhlich ist, daß sie mich plappern läßt, wie's mir um's Herz ist. Und dann guck bitte in die Schlitten hinter uns und lache den alten Tanten und Müttern ins sittengestrenge Antlitz — aber ich bitte dich, recht unverschämt tu's. Grüße sie alle herzlich und sag ihnen, du hättest uns gesehen, eng aneinandergeschmiegt zum Jägerhaus fahren, zum lustigen Tanz. Froh wie die Kinder sahen wir aus, just wie zwei Liebesleut. Und dann laß sie ruhig die Köpfe schütteln, die ehrwürdigen Köpfe, die schon so viel im Leben erfahren, daß sie alt, grau und wacklig geworden von all ihrer Weisheit!

Prächtig gestirnt taut der ewige Himmel auf uns hernieder. Glitzernd vor Kälte flimmern die tausend

und tausend Sternlein, und der Wald dehnt sich vor uns in bangem Dunkel. Unser Schellengeläute weckt ein verschlafenes Echo. Wir aber sitzen mollig und warm, und nur der alte Kutscher mit seiner Bärenmütze brummt in den Bart etwas, was klingt wie: kindischer Unsinn!

Links durch den hohen Buchenstand — sehen Sie da! Da blitzt schon ein Licht auf, und das Jägerhaus, tief im Schnee vergraben, begrüßt uns mit leuchtenden Fenstern.

Unser Gefährt hält.

Die Pferde schütteln noch einmal die klingelnden Schellen, und ich helfe Ihnen fröhlich heraus aus den dicken Mänteln und ungefügen Pelzen.

Die niedrige Bauernstube mit den Hirschgeweihen rings an den Wänden ist prachtvoll geheizt. Wie ein rotes Ungetüm faucht der Ofen uns an, als wolle er den ganzen Winter mit eins verschlingen.

Schlitten auf Schlitten fährt vor, und Pärchen auf Pärchen kommt lachend und lustig ins warme Zimmer. Aus den dicken Pelzen gucken fröhliche Mädchengesichter, und selbst die alten Tanten können ein befriedigendes Lächeln sich nicht versagen, als der Ofen sie anlacht wie ein vertrauter, alter Bekannter. — Ach! Und was sie alles erlebt auf der kurzen Fahrt. Wie der Leutnant mit Ella geschwatzt! Wie der hoffnungsvolle Referendarius Käthe den Hof gemacht! Wie der schüchterne Buchhalter sogar bei der Kälte aufgetaut und Frieda ihm noch in die Augen lacht, in die guten Augen, die sonst nur Zahlen addieren in endloser, langweiliger Reihe. Und wie die jungen Ehemänner ihre wiedergefundenen Frauen begrüßen und sorglich fragen, ob sie sich auch nicht gebangt, ob sie auch nicht erfroren oder gar sich erkältet!

Aber ich setze mich an das verstimmte Klavier und hämmere fröhlich unsern glorreichen Einzugsmarsch in Paris. Und das ganze, lustige Völkchen wirbelt Durcheinander mit Geplauder und Scherzen.

Mütter packen die Körbe aus und die Jungfrauen zeigen die künftige Würde der Hausfrau und decken den Tisch mit unglaublichen Sachen.

Thee, Grog, Glühwein und Bier bringen die Försterjungen, und Sie, liebreiche Schlittengefährtin, legen mir selbst drei Stücke Zucker in meinen Grog und rühren ihn eigenhändig mit Ihrem Löffel! Daß die alten Tanten und Mütter die Köpfe schütteln, die ehrwürdigen Köpfe, die schon so viel im Leben erfahren, daß sie altgrau und wacklig geworden von all ihrer Weisheit. — —

Als wir genug gegessen und warm geworden, tanzen wir, wie das lustigste Bauernvolk in der Schenke, und das Gelächter, das Necken und Scherzen will nicht enden.

Mägde, Forstjungen und Kutscher drängen sich an der Türe und gucken mit ungläubigen Gesichtern hinein, als ob es nicht möglich wäre, daß ein so verwöhntes Stadtvölkchen ausgelassen lustig sein kann.

Noch einen heißen, kräftigen Grog und dann: Heimkehr geblasen!

Wieder packe ich Sie warm in den Schlitten, und unser fröhliches Schellengeläute klingt durch den Wald wie Abschiedsglocken einer großen, herrlichen Feier.

War es nicht schön, gnädige Frau! Und schauen Sie um sich — ist es nicht schön! Hoch steht der Mond am Himmel und schaut mit silbernem Glanz auf die schlafende Erde. Sehen Sie nur, wie er alles zu Silber zaubert. Ist das nicht Poesie, die hier webt, Poesie, die uns hier mächtig umflutet! Schauen Sie nur, wie der Schnee glitzert und blinkt, wie tausend und tausend Diamanten, die heruntergerieselt. Wie die schwarzen Schatten so zierlich sich abheben! Wie jedes Bäumchen und jede Nadel so fein in die Luft ragt. Wie der Schnee auf den Tannenzweigen lastet! Ist das nicht wie ein beschneites Märchenland! Und steigt da nicht ein Weihnachtszauber auf und weht uns entgegen! Und jubeln die Schlittenglocken darein nicht die alte, himmlische Melodie vom Frieden auf Erden und liebet euch unter einander!

Hart ist das Leben und rauh ist der Winter und selten ein Herz, das sich an deines drückt und dir mächtig entgegenschlägt: Ich liebe dich! Ich liebe dich so, daß ich mit dir durch die kälteste Nacht jagen kann, wo nur der Mond in einsamer, silberner Pracht leuchtet, wo alles sonst totenstill auf der Welt. Wo sich um dich niemand doch kümmert im tiefsten Grund seiner Seele, ob er sich tausendfach auch dein Freund nennt. Wo sie im Grunde alle doch herzlos sind und an Dir vorüberjagen nach ihrem eigenen Glück. Ich aber ich liebe dich! liebe dich gerade in solch einsamer Nacht, wo nur ein ferne verklingendes Schellengeläute uns mahnt, daß wir noch auf der Erde sind. Wo die Menschen schlafen und die Nacht ihnen die moralische Nachtmütze zieht über die Ohren von Gerechten und Gottlosen. Laß sie die Köpfe nur schütteln, die ehrwürdigen Köpfe, die schon so viel im Leben erfahren, daß sie alt, grau und wacklig geworden von all ihrer Weisheit. Ich liebe dich dennoch! und drücke Dich fest an mein Herz, das dir entgegenschlägt liebeskräftig und lebensvoll — — — — — — — — — — —

Pardautz!!

Unser leichtes Gefährt liegt im Graben und ich kopfüber im Schnee.

Und Sie selber werfen mir noch ein paar Hände voll glitzernden kalten Schnee auf den Pelz und lachen: Ich bin verheiratet — Freund! —

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier.**

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips.**

6. November.

Wie lange mag es wol her sein, daß ich Dich zum ersten Male auftreten sah? Ich habe die Empfindung, als wenn wir einander seit frühesten Zeiten gekannt hätten, als wenn Du mit zu meinem Dasein gehörtest. Und doch: Wenn ich darüber nachsinne, so ist es wahrlich nicht so erschrecklich lange her, seit Du zum ersten Male über die Schwelle meines Bewußtseins tratest.

Das war eines Abends im vorigen Winter. Mutter hatte mich ins Theater eingeladen, da sie meinte, daß ich nach meiner langen Krankheit eines frischen Hauches der Welt bedürfte. Im zweiten Akt tratest Du auf. Du hattest gar keine Maske angenommen, hattest Dich damit begnügt, nur ein wenig Schminke über Deine heruntergezogenen Mundwinkel zu legen. Ich muß eingestehen, daß ich von Deinem Spiel sehr ergriffen wurde. Besonders im vierten Akt. Die große Liebesszene brachte mich in Glut. Deine Technik und Dein

Gefühl waren gleich groß. Mutter war nun nicht so begeistert. Sie räumte zwar ein, daß Du Talent habest, aber sie fand Dein Gefühl unecht, und sagte, Dein lyrischer Erguß sei nur ein Wortschwall ohne seelische Tiefe. Sie wußte nicht, was ich jetzt weiß, daß Dein Gefühl zart und echt ist. Drei Wochen später traf ich Dich im Kunstverein, wohin, wie Du Dich erinnerst, meine Freundin Hedwig, die Malerin, mich als Gast mitgenommen hatte. Sie meinte ja, ich habe ein gewisses moralisches Recht, in den Kunstverein zu kommen, da ich Muster für das Magasin de Copenhagne zeichnete.

Die Uhr war gewiß bereits halbzwölf, ehe ich Dich gewahr wurde. Du standest an einen Türpfosten gelehnt und sahest aus wie ein Bild aus dem Jahre 1800 mit Deiner hohen schwarzen Halsbinde, Deiner zierlichen Hemdkrause, Deinem glattrasierten Profil und Deinem blonden, welligen Haar. Du blicktest ständig in der Richtung, in der ich stand, mit dem eigenen, träumenden, verschleierten Blick, der überwältigend auf mich wirkte.

Eine Viertelstunde später hatte Dein Freund Krog uns einander vorgestellt. Wie war das doch so schwer für ein so ganz unerfahrenes Geschöpf, wie ich war, aus Dir klug zu werden! Wenn Du zu mir sprachst, geschah es in einer eigentümlich gedämpften, intimen Weise, als wenn ich der einzige Mensch auf der Welt wäre, für den Du dich interessiertest. Die gleichgültigsten Bemerkungen bekommen ja einen so besonderen Klang, wenn sie vertraut und mit halber Stimme gesagt werden.

Aber sobald Du das Wort an einen andern aus unserm Kreise richtetest, warst Du wie verwandelt. Dann sprachst Du stolz und geräuschvoll, lachtest in einem fort mit koketter Kopfbewegung, sagtest den Damen gräßliche Komplimente, oder schütteltest in fast endloser Folge haarsträubende Kalauer oder etwas zweideutige Schnurren aus dem Aermel. Nachher, als Du mich nach Hause begleitetest, erzähltest Du mir sehr offen, daß dieser gesellschaftliche Verkehrston eine Maske sei, hinter der Du Dich verbergest, weil Du nicht mit all diesen mehr oder weniger gleichgültigen Menschen „vernünftig" reden möchtest. Aber wenn Du mit mir sprächest, dann, sagtest Du, zeigtest Du Dich, wie Du wirklich wärest.

Als ich nach Hause und ins Bett gekommen war, lag ich lange wach und dachte an die Abendunterhaltung, deren Mittelpunkt Du gewesen warst. Bald hörte ich Deine gedämpften, zu mir gesprochenen Worte, mit diesem süßen Schmelz, bald waren es Deine Gesellschaftswitze, an die ich denken mußte! — Wenn ich Dir heute schreibe, so geschieht es, weil ich gestern dazu gekommen bin, über unser Verhältnis zueinander nachzudenken. Ich war abends im Kunstverein, aber Du ließest Dich nicht sehen. Warum kamst Du trotzdem nicht? — Und warum schreibt „Morgenavisen" immer über Dich in seinen Premièrenbesprechungen, daß Du einen so wunderlich unechten Eindruck machtest? Hast Du Dich mit dem Theaterkritiker des Blattes überworfen? Doch ich weiß ja, daß Dein Gefühl ganz echt ist!

Deine

Valborg.

2. Dezember.

Du hattest recht, auf einen Brief von mir zu warten; nach meinem gestrigen, widersinnigen Benehmen gegen Dich; eine Erklärung dafür fandest Du wol, aber durchaus keine hinreichende und zufriedenstellende. Die glaube ich Dir auch jetzt nicht geben zu können, denn dazu bekämpfen sich in mir allzusehr widerstreitende Gefühle. Du weißt ja, mein lieber Hakon, daß ich Dich bat, noch ein wenig Geduld mit mir zu haben. Ich bangte, weil ich Dich noch nicht lieb genug hätte, daß mein Empfinden noch nicht stark genug wäre, um darüber sprechen zu dürfen.

Siehst Du, ich bin sehr unerfahren in der Liebe, aber ich habe immer in meinem Innersten gefühlt, daß da etwas war, was mich davor schaudern machte, ich könnte mich irren, das mir verbot, aus der Stimmung eines Augenblicks heraus zu handeln, und dieses Etwas war das Beste in mir, das die große, das ganze Leben hindurch währende Liebe forderte.

Du, Pessimist, sagst ja nun, daß es eine solche Liebe nicht gäbe, aber, Du, ich muß daran glauben, sonst bricht das Ganze mir entzwei. Dieses Glaubens habe ich nicht genug, und dennoch!

Dem Gefühl, das ich in diesem Augenblick für Dich hege, darf ich keinen Namen geben. Bitte mich nicht Dir zu sagen, wie gern ich Dich habe, aber wenn ich einmal sage „Ich liebe Dich!", dann sind nie wahrere Worte über meine Lippen gekommen.

Das ist so wunderlich bei Dir, daß Du tiefer in mein Herz eindringst, je öfter ich Dich sehe. Du hast das Dunkle in meinem Leben erleuchtet. Deshalb ist mir alles so wunderbar. Ich kann mich selbst oft auf dem Gedanken ertappen, daß es doch unmöglich ist, daß ich das bin, ich, der hier geht und steht, zu dem der feine und schmucke Liebhaber des Alexandratheaters gesagt hat, daß er mich liebte! Das ist so wunderbar, daß ich es weder glauben kann noch will. So mußt Du Dir meine wechselnden Stimmungen erklären, die aussehen mögen wie Launen. Ich versuche Tag für Tag jede Verbindung mit der Vergangenheit zu lösen; ich will damit sagen, jede Erinnerung an den vorigen oder vorvorigen Tag mit seinen Begebenheiten aus dem Bewußtsein zu reißen, aber dann kommst Du und mahnst, daß auf A das B folgen muß, und das ist es vielleicht gerade, um dessentwillen ich Dich am allerbesten leiden mag, daß Du meinen Widerstand brechen willst. Wenn ich gefürchtet habe, daß Du mit mir gespielt habest — jeden Tag nimmst Du meine Furcht wieder von mir.

Immer ist es wider meine Natur gewesen, meine Gefühle zu zeigen. Deshalb bin ich von ganz klein auf von den mir Nächststehenden mit Selbstverständlichkeit für hart und kalt angesehen worden. Du bist der erste, der die sichere Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß ich lieben könnte.

Eben daß Du mich liebst und daß ich Dich lieb habe, ist für mich etwas so Außergewöhnliches, daß ich meine Freude darüber garnicht mit Worten ausdrücken kann. Ich empfinde das als etwas so Einziges, daß es mir zuweilen ist, als wenn kein anderer vordem auf solche Weise geliebt hätte, und daß es mir eine Entheiligung wäre, es auszusprechen wie die andern.

Deine

Valborg.

Montag.

Ist es nicht etwas Schreckliches, lieber Hakon, daß man seiner eigenen Seele nicht auf den Grund sehen und aus seinem eigenen Ich nicht klug werden kann?

Gestern abend und heute vormittag dachte ich, ich könnte schon glücklich sein im bloßen Gedenken an Dich und die Gewißheit, daß auch Du an mich denkst und mich lieb hast, aber jetzt am Abend sehne ich mich, sehne ich mich rein entsetzlich, Dich nur zu sehen, Dich nur sprechen zu hören. Und nun morgen, wenn wir uns nach der Generalprobe treffen, sind wir vielleicht nicht in „Stimmung", alle beide. Das ist sowol zum lachen als auch zum weinen.

Valborg.

Donnerstag.

Mein einziger, einziger Freund, tausend Dank für Deinen lieben gestrigen Brief. Als ich ihn las, war mir, als käme ich Dir viel näher als bisher. Und ich fand meine eigenen Briefe unendlich dürftig im Vergleich mit diesem. Aber ich glaube, Du verstehst zwischen den Zeilen zu lesen und ahnst, was ich weder sagen noch schreiben kann. Mich dünkt, wenn ich mit Dir zusammen bin, brauche ich Dich nur anzusehen und meine Augen müssen Dir alles sagen. Ach und wie liebe ich es, Dich sprechen zu hören. Du sprichst immer so gut zu mir. Deine Worte kommen über mich wie etwas so unendlich Liebes, daß ich es gar nicht aussagen kann; ich empfinde jedes von ihnen wie eine Liebkosung.

Du, das ist so wunderbar mit mir, Hakon Ich spreche viel über Dich hier zu Hause, aber immer in einem so ruhigen Ton, daß keiner ahnt, wie lieb ich Dich habe. Ich bin so fröhlich und so ruhig, wie ich vorher nie gewesen bin, will mir scheinen. Ich gehe umher und lächle, aber keiner verfällt darauf, weder hier noch drüben im „Magasin", nach der Ursache zu fragen. Vielleicht könnte ich es nicht einmal richtig sagen, selbst wenn ich es wollte.

Deine frohe
Valborg.

Sonnabend.

Ach, daß Du heute bei mir wärest und die Verzweiflung wegnehmen könntest, die mich ergriffen hat. Mir ist, als wenn sich seit gestern zwischen uns alles geändert hat. Früher ging ich so ruhig, heiter und sicher umher und war glücklich in dem bloßen Bewußtsein, daß Du mich liebtest. Nun ist alles anders. Es war kein Zufall, daß ich Dir unter Tränen zum erstenmal sagte, daß ich Dich liebte. Ich fühlte eine so ungeheure Sorge und Verzweiflung darüber tief in meinem Herzen, als ob ich in jenem Augenblick mein Todesurteil ausspräche. Deine Worte aus dieser Nacht auf dem Heimwege aus dem Kunstverein muß ich mir immer und immer wiederholen und ich muß Dir in mehreren Punkten rechtgeben. Du glaubtest, ich verstände es nicht, das Glück zu ergreifen, und ich glaube es auch nicht mehr. Warum sollte ich eine der wenigen Auserwählten sein, welche das große, große Glück fand, das ich immer geahnt habe, aber das ich zugleich gefürchtet habe, weil ich fühlte, daß es für mich nicht das Leben, sondern den Tod in seinem Schoß trug. Ach Gott, wie gerne würde ich harten Todes sterben, könnten dadurch Du und ich eine kurze Stunde Glück finden. Ich habe den Willen dazu, aber nicht Kraft genug. Vielleicht, daß ich bald, wenn erst der Frühling kommt, stark genug in meiner Liebe zu Dir geworden bin. Ich habe immer gewünscht, daß, wenn ich einmal zur Liebe kommen sollte, ich sie dann als etwas so Hohes empfinden möchte, daß ich mein Leben freiwillig für den Geliebten wagen dürfte. Ich kann das noch nicht, also liebe ich Dich noch nicht stark genug; Du liebst mich auch noch nicht stark genug, sonst würdest Du nicht das Größte von mir gefordert haben. Wir sind erst einander wert, wenn ich den Mut habe, das Größte zu geben, und Du seiner zu entsagen. Dann erst lieben wir nicht uns selbst am meisten in unserer Liebe, aber einander.

— — —

Es gibt eine Dichtung, an welche ich heute immer wieder habe denken müssen. Das ist Goethes „Faust". Kein Dichter, so will es mir scheinen, hat ergreifender den Unterschied zwischen Mannes- und Weibesliebe geschildert; ich meine damit, was die Liebe für den Mann und was sie für die Frau bedeutet. Mir wollen alle die modernen Theorien über die Liebe nichtssagend erscheinen, wenn ich den „Faust" lese. Ich empfinde in tiefster Seele einen unbeschreiblichen Schmerz, wenn ich Gretchens wehmutsvolle Worte lese:

> Mein' Ruh' ist hin,
> mein Herz ist schwer;
> ich finde sie nimmer
> und nimmermehr, —

oder noch mehr in der Kerkerszene. Nie ist die Tragödie der Liebe in größerem Stile geschildert worden, als in den Worten, die Gretchen in ihrem Wahnsinn ausspricht:

„Der Tag graut, sagst Du. Ja, mein Hochzeitstag soll es sein; sag keinem, daß du schon bei Gretchen warst. Weh meinem Kranze! Es ist eben geschehen!" Nie habe ich, weder im Leben noch in den Büchern einen Mann getroffen, der ein so tiefes Verständnis dafür besaß, was die Liebe für die Frau bedeutet, nämlich die Wahl zwischen Leben und Tod. Auf der einen Seite steht der Mann mit der Forderung der Liebe, auf der andern Seite die Welt, welche die Frau steinigt, die nur auf die Stimme ihres Herzens hört. Wenn ihr Männer das verständet, wie könntet ihr es dann über's Herz bringen!

O Hakon, Hakon, tröste mich, ich bin so schrecklich traurig!

Deine zu Tode betrübte
Valborg.

Am Weihnachtstag.

Geliebter!

Heute morgen, am Sonntag, erhielt ich Deinen Brief. Wie Du doch zu trösten verstehst, mit Worten, die mir aus den modernen Büchern so wolbekannt sind, und die doch neu und frisch für mich sind, weil sie von Dir kommen. Wie dankbar bin ich Dir dafür, daß Du Zeit gefunden hast, mir zu schreiben, um mich zu trösten, wo Du den Kopf so voll hast mit Deiner großen Rolle für die Vorstellung am zweiten Weihnachtstag. Aber ich kann sehen, wie eifrig Du gewesen bist und wie geschäftig: wie gedankenlos Du gewesen bist; nennst Du mich doch zuerst in Deiner Ueberschrift Deines Briefes Gudrun, aber nachher hast Du das sorgfältig verbessert. Heißt die Geliebte im Stück Gudrun?

Ich war heute abend zum Weihnachtsfest bei meiner Tante und ich bin etwas müde; aber ich kann doch vor Gedanken an Dich gar nicht einschlafen und ich

will nicht, daß die Nacht vorbeigeht, ehe ich Dir gesagt habe, wie sehr ich Dich liebe.

Das ist das Wunderbare bei meiner Liebe, daß sie stetig wächst; jeden Tag denke ich, daß sie nun nicht mehr größer werden kann, und doch! Tiefer und tiefer dringt sie, um bald mein ganzes Wesen auszufüllen, so daß jeder Gedanke nur Dir gilt und all mein Fühlen eitel Freude ist über Dich.

Weißt Du, warum ich meiner Liebe so sicher bin? Weil ich Dir gut war, recht von Herzen gut, lange, lange Zeit ehe ich mich in Dich verliebte. Verliebt in Dich bin ich gewiß nicht solange gewesen; ich weiß selbst nicht, wann das begann, aber gut war ich Dir seit dem ersten Mal, wo ich Dich sah. Als dann die Verliebtheit hinzukam, da fühlte ich, das war Liebe, aber ich wollte und durfte dem nicht nachgeben. Deshalb war mein Benehmen gegen Dich so wechselnd. Wenn ich ein wenig mit Dir zusammen gewesen war, konnte ich keinen Widerstand mehr leisten, aber ich beschloß jedes Mal, daß das nicht wieder geschehen sollte, und so machte ich mich so kalt, wie ich konnte.

Hakon, mein Freund, mein Einziggeliebter, ich liebe Dich über alle Maßen. Da ist nicht eine Falte in meiner Seele, die Dich nicht liebt. Es ist wunderlich, aber ich muß daran denken, daß Du der einzige Mensch bist, an dem ich in Gedanken nicht irgend etwas auszusetzen gehabt habe. Da war nichts in Deinem äußern Wesen, über das ich nicht nachgedacht hätte, Deine zweideutigen Scherze, Deine Kokettierie mit jeder ersten besten Dame, auf die Du triffst, — aber an Dir selbst, Deinem innersten Ich, habe ich nie etwas auszusetzen gefunden. Wenn da etwas war, etwas ganz Kleines, womit ich mich nicht recht habe aussöhnen können, so war mir, als sei dies etwas, das eigentlich gar nicht zu Deiner Persönlichkeit gehörte, nur eine Vermummung, eine Gewohnheit, zu der Dich Deine Erziehung und Dein Theaterleben verführt hat. Das Eigene, Edle in Dir, das ist es, auf das ich meine Augen richte, und das ist es, was ich liebe, und das Dich, auch bei meiner Liebe und Deiner Liebe zu mir, leicht zu dem Ideal hinführen kann, das zu erreichen Dir bestimmt ist.

So mag meine Tante denn gerne tausendmal darauf bestehen, daß Du unwahr bist und daß Deine Gefühlsausbrüche auf der Bühne nur Technik seien. Sie wird immer so weltklug bleiben.

Ganz Dein.

Valborg.

Erster Weihnachtstag.

O Du, mein einziger, einziger Freund, soll ich Dir erzählen, wie glücklich ich mich heute fühle? Seit ich mittags Deinen Brief empfing, bin ich in stillem Glück umhergegangen. Meine Gewißheit über Dich hat mich keinen Augenblick verlassen, und das Gefühl, von Dir geliebt zu sein, erfüllt mich so ganz, daß ich fast nicht fassen kann, was um mich her vorgeht. Ich habe fast den ganzen Tag allein in meinem Zimmer gesessen, genäht und Muster gezeichnet und dabei immer und immer an Dich gedacht. Daß zu lieben und geliebt zu werden so unbeschreiblich schön sein würde, das hätte ich doch nicht geglaubt. Wie reizend ist es, eine Frau zu sein, wenn man liebt und geliebt wird! Nie habe ich das vorher so tief empfunden, — als jetzt. Und alles das danke ich Dir, Hakon, Dir schulde ich dieses unbeschreibliche Gefühl der Seligkeit, das mich beim bloßen Gedanken an Dich durchbebt. Und ich fühle, daß Dich ein ähnliches Empfinden durchströmen muß, wenn Du mit diesem glücklichen siegessichern Ausdruck im Auge auf mich blickst. Ich glaube, ich liebe diesen Blick so sehr, weil ich darin gleichsam eine Verheißung des glücklichen und zärtlichen Mannes lese, zu dem ich Dich machen will.

Ich wurde ganz wunderlich ergriffen, als ich aus Deinem Briefe sah, daß Du mir zu Liebe in der Kirche gewesen warst.

Wie Du mich doch in der Hinsicht so wenig kennst, obwol Du es könntest! Aber ich verstehe das so gut, denn, so wie ich jetzt bin, glauben alle Menschen, denen ich nicht geradezu das Gegenteil erzähle, daß ich sehr religiös sei, in dem allgemein orthodoxen Sinne.

Ich bin eine ursprünglich durchaus religiöse Natur, aber Land und Zeit, in denen ich lebe, haben mir früh meine Illusionen nach dieser Richtung hin geraubt, denn ich bin zugleich eine sehr nachdenkliche Natur und will verstehen, ehe ich glauben kann.

Ohne Qual ging das nicht ab.

Von meinem 17. bis zum 19. Jahr, einer Zeit, wo junge Mädchen sonst in ihren Verliebtheiten aufgehen, war ich so von meinem Kampf, mit mir selbst zur Klarheit zu kommen, gefangen genommen, daß ich mich aus jenem Zeitraum nur der Begebenheiten klar erinnern kann, welche mit dieser Krise zusammenhängen.

In jenem Kampfe verlor ich meinen bis dahin so unmittelbaren und leidenschaftlichen Kinderglauben und ich betrauere noch heute den Tag, wo es geschehen mußte. Und an alles das, was mit dem Glauben zusammenhängt, den zu besitzen mich als Kind und unschuldiges junges Mädchen so erhob und stärkte, denke ich immer als an das Schönste und Erhebendste, was es geben kann. Und ich halte es für die größte Sünde von der Welt, jemandem diese liebliche Illusion zu rauben, und ich kann nie ein rohes oder witziges Wort darüber sprechen, denn dann ist mir, als ob eins der heiligsten und teuersten Dinge auf der Welt gekränkt würde.

Das ist ganz gewiß eine Inkonsequenz, aber die rührt wol von meinem religiösen Drang her, der in meinem Innersten sich auf einem Drang zur Hingebung und Aufopferung gründet. Ich fühle die Gewißheit in mir, daß ich Nonne geworden wäre, hätte ich in einem katholischen Lande gelebt, aber ich fühle anderseits ebenso gewiß, daß ich dabei unglücklich würde geworden sein, weil ich zugleich einen starken Trieb zur Liebe in mir spüre und eine Befriedigung meines Liebesverlangens in Betäubungen nicht würde haben finden können.

Nur diese Zeilen, um Dir zu erklären, welches meine Stellung zur Religion ist.

Deine

Valborg.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hohitzstr. 14. Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin
für
• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • •

No. 3. ◆ 72. Jahrgang.
· 1903. 17. Januar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Aus Carmen Sylvas Königreich.

Von **Marcel Arpad.**

Das moderne Schrifttum der Rumänen entfaltet sich in der glücklichsten Weise unter der Aegide einer hochherzigen Gönnerin und Dichterin. Wer über die Werke Carmen Sylvas genauer Bescheid weiß und ihre literarischen Bestrebungen aus den nationalen Eigentümlichkeiten Rumäniens heraus — dem zweiten Vaterlande der Königin Elisabeth von Rumänien — vollends würdigen zu können in der Lage ist, der wird nicht nur freudig anerkennen müssen, wieviel sie durch ihre trefflichen belletristisch-literarischen Arbeiten zur Hebung der Kenntnis der volkstümlichen und literarischen Eigenheiten dieser ostromanischen Kulturwelt im eigenen Lande beigetragen, sondern auch feststellen können, mit welcher Ausdauer und künstlerischen Fertigkeit sie die nationalen Dichtungen des rumänischen Volkes dem westlichen Europa in geradezu klassisch zu nennenden Formen näher gebracht hat. Ihr bedeutendstes Verdienst besteht indes fraglos darin, daß sie persönlich tätigen Anteil an den Bestrebungen der heimischen Schriftstellergeneration genommen und so manchen verdienstvollen Männern eine liebreiche und zweckmäßige Förderung angedeihen lassen hat.

Wie ehedem es so manche andere geistreiche Frauen weit geringerer Stellung zu halten pflegten, sieht auch Carmen Sylva — trotz ihres fürstlichen Ranges und der strengen Etikette des Hoflebens — gerne schöngeistige Männer und Frauen um sich. Selbst eine subtile Poetin und feinsinnige Stilistin, liebt sie es, mit den Schriftstellern und Dichtern ihres Volkes in ungezwungenster Weise geistigen Umgang zu pflegen, sich über deren Schaffen und künstlerische Absichten persönlich zu orientieren, sie zu ermuntern und nach bestem Vermögen zu fördern. So lud sie erst kürzlich wieder zwei junge erfolgreiche Dramatiker, den strebsamen Vasile Leonescu und den interessanten, originellen T. Dutzescu Dutzu auf ihre Studierstube, um deren literarische Pläne sich vortragen zu lassen. Bei der in zwangloser Weise geführten Konversation ließ sich auch die Königin über ihre künstlerischen Absichten vernehmen. Gegenwärtig ist sie mit dem Ausfeilen einiger Prosaschriften, mit lyrischen Stücken und einer Sammlung volkstümlicher Dichtungen beschäftigt. Die jungen Dramatiker lasen bei gleicher Gelegenheit der Königin auch ihr neues — König Carol zugeeignetes — patriotisches Drama „Venesch Curcanul" vor, das den lebhaften Beifall der fürstlichen Dichterin und des gleichfalls anwesenden Königs fand.

Das in Westeuropa unverdienter Weise fast gar nicht gekannte rumänische Schrifttum, das sowol aus verflossenen Tagen, als auch gegenwärtig ganz bedeutende literarische Vertreter von tiefer Individualität und kräftiger Charakteristik aufzuweisen hat, konnte erst kürzlich den 100. Geburtstag eines großen Sohnes der Nation in festlicher Weise begehen. Es ist dies Ioan Heliade-Radulescu, dessen Angedenken von der gesamten Nation in hohen Ehren gehalten wird. Vor der hauptstädtischen Universität, wo diesem verdienstvollen Begründer des modernen rumänischen Schrifttums ein würdiges Denkmal errichtet worden ist, hatten sich bei dieser Gelegenheit alle Verehrer des Dichters, Vertreter des Ministeriums, der Universität &c. versammelt, um in Festreden die Bedeutung dieses großen rumänischen Geisteshelden würdig zu feiern. Besonders bemerkt wurden die Ausführungen G. Adamescus, der die Verdienste Heliades um die nationale Literatur äußerst zutreffend kennzeichnete. Heliade Radulescu ist im Jahre 1802 zu Tirgoviste geboren worden und im Jahre 1872 hochbetagt in Bukarest gestorben. Geradeso wie der ältere Asachi in der Moldau, ist auch er in der Walachei mit besonderem Nachdruck für die Wiedererweckung des nationalen Geistes der Rumänen eingetreten. Reich an Geist und Wissen, originell und markig, hat er auf ästhetischem Gebiete nichts hinterlassen, dem nicht heute noch ein ganz besonderer wissenschaftlicher Wert zukommen würde. Einundzwanzig Jahre hindurch hatte Heliade den Lehrstuhl an der scola Sf. Sava in Bukarest, die von Gheorghe Lazar begründet worden war, in der erfolgreichsten Weise bekleidet. Was seine schriftstellerische Tätigkeit anbetrifft, so redigierte er zuerst den „Curierul romänesc", dann übernahm er die Leitung des „Curierul de ambe sexe". Er schrieb eine rumänische Grammatik, eine rumänische Literaturgeschichte, übersetzte daneben Stücke aus Viktor Hugo, Byron &c. Von seinen poetischen Arbeiten wird heutzutage nur noch die feinempfundene Dichtung „Sburatorul", d. i. „Das Gespenst" häufiger gelesen. Was seinen Stil anbetrifft, so hat dieser wol durch fremde Einflüsse, namentlich zahlreiche Latinismen, Schaden genommen, ist indes hinsichtlich seiner Flüssigkeit und Prägnanz heute noch als mustergültig anzusehen.

Gelegentlich des zehnjährigen Todestages des großen Lyrikers Vasile Alexandri sind dessen poetische Werke, in verschiedenen Ausgaben gesammelt, herausgegeben worden. Alexandri schrieb eine ansehnliche Reihe anmutiger Doine, das sind vorwiegend Elegien und Liebeslieder, einen lyrischen Zyklus „Suvenire", romantische „Pastelle", Episoden aus der Landesgeschichte in poetischer Form, die als „Legende" gesammelt erschienen, zeitgenössische temperamentvolle Kriegslieder &c. Ueberdies sammelte er die bedeutendsten Volksballaden der Nation. Auch die Schriften Mihail Eminescus und Ion Creangas sind in neuen Fassungen aufgelegt worden. Creanga ist für die rumänische Prosa als Reformator von derselben Bedeutung gewesen, wie Eminescu für die nationale Poesie. Originell im Ausdruck, ein starkes Talent, natürlich, geistreich, von lebhaftem Witz und Temperament, hat er in seinen Erzählungen alle nationalen Eigentümlichkeiten des rumänischen Volkscharakters aufs glücklichste vereinigt.

Creanga gehörte gleich dem um volle zwölf Jahre jüngeren Eminescu, mit dem er zufällig in einem

Jahre gestorben ist, zu den bedeutendsten Mitgliedern der ehemaligen literarischen Vereinigung „Junimea", die „Jugend". Diese Kunstschule hat überhaupt das Verdienst für sich, die neuere Literatur Rumäniens, sozusagen aus dem Primitivsten heraus, angebahnt zu haben. So ist denn die heutige jüngere Schriftstellergeneration bereits in einer glücklicheren Lage, und auch nicht mehr — soweit sie überhaupt originell und talentiert sich erweist — ausschließlich auf sich selbst angewiesen, denn sie erfreut sich bereits der tatkräftigsten Förderung von seiten der Nation, des Publikums und des Staates. Die Academia Română hat alljährlich eine ansehnliche Anzahl von Prämien für literarische Leistungen zu vergeben, durch welche Institution die jungen Kräfte zweckmäßig gefördert und ermutigt werden, indem eine Belohnung wirklicher Verdienste dem Talente in gerechter Weise zugesprochen wird.

Daher macht sich denn auch gegenwärtig auf literarischem Gebiete ein besonders kräftiges Streben bemerkbar, das schon so manche nachhaltige, fast durchweg originelle Erfolge und Erscheinungen gezeitigt hat. Die bedeutendste Persönlichkeit unter der jüngeren — übrigens heute bereits von einer „jüngsten" Generation überholten — Schriftstellerwelt ist unbedingt immer noch der fruchtbare Erzähler Alexandra Vlahuţa. Er besitzt eine ganz markante Individualität, die von prächtiger Ursprünglichkeit zeugt, ist geistreich und interessant, beseligt von einer unermüdlichen Schöpferkraft. Als Novellist erscheint er am bedeutendsten und steht als solcher an erster Stelle im modernen rumänischen Schrifttum da; als Romandichter zeigt er sich minder gewandt und ist auf diesem Gebiete auch bereits überholt worden. Vlahuţa ist Pessimist, und zwar im realistischen Sinne; in den jüngsten Tagen scheint er sich indes zur optimistischen Romantik bekehrt zu haben. Seit einiger Zeit wird ihm vom St. Stonescu der absolute Vorrang als Novellist in der entschiedensten Weise streitig zu machen gesucht. Die von diesem jungen Autor erst kürzlich veröffentlichten neuen Novellen und Skizzen sind kräftige und originelle Darbietungen, die eine außerordentliche Reife der Darstellungskunst aufweisen. Auch der jüngst verstorbene V. A. Urechia, aus dessen Nachlaß soeben ein Band „Joeoane de vieata" (1903), naturalistische Lebensbilder, erschienen ist, war sowol als Novellist, als auch als Romandichter von Bedeutung.

Die moderne Lyrik besitzt in G. Coşbuc ihren bedeutendsten Vertreter. Coşbuc hat einige Bände Gedichte veröffentlicht, die vornehmlich erotischen Inhaltes sind. Wenn auch die rumänische Liebesdichtung nicht ganz dem verfeinerten Geschmacke des Westeuropäers entsprechen mag, indem naive Schamlosigkeit und urwüchsige sexuelle Begehr in ihr die Hauptrolle spielen, und das Psychische vielfach gänzlich zurücktreten muß, so finden sich doch auch unter diesen Dichtungen so manche Perlen edel romantischer, keuscher Poesie. Was die vollendete Form der farbenprächtigen Dichtungen Coşbucs anbetrifft, so ist diese für die moderne rumänische Lyrik geradezu ausschlaggebend geworden. Coşbuc ist auch als Aesthetiker wirksam; gegenwärtig gibt er in Gemeinschaft mit Alexandru Vlahuţa, der vordem die literarische Zeitschrift „Vieata", d. i. „das Leben" geleitet hat, die seit April vorigen Jahres in Bukarest erscheinende literarische Revue „Samanatorul" (der Säemann) heraus. Der „Samanatorul" ist das Publikationsorgan der „Jüngsten" Rumäniens und kann in diesem Sinne mit der deutschen „Gesellschaft" der neunziger Jahre verglichen werden.

Als der jüngste und tatkräftigste der rumänischen Lyriker muß der erfolgreiche St. D. Josif hervorgehoben werden. Diesem feinsinnigen Poeten verdankt das rumänische Schrifttum unter anderem auch eine überaus glücklich gelungene Heine-Uebertragung. St. O. Josif hat sich durch seine kürzlich erschienene „Poesie" und seine „Romanzen und Lieder" in die vorderste Reihe der nationalen Lyriker gestellt. Neben den beiden Vorgenannten sind als Lyriker der phantasiereiche Romantiker Duiliu Zamfirescu und der Pessimist Radu D. Rosetti die bedeutendsten.

Bei dem Fehlen wirklich guter heimischer Dramen moderner Richtung, kultivieren die größeren Bühnen, wie das rumänische Nationaltheater und das Lyrische Theater in Bukarest, daneben das Nationaltheater in Jassy, vorwiegend das deutsche Schauspiel und das französische Lustspiel. Die rühmlichst bekannte rumänische Heroine Agathe Barcescu, die sich auch um die Einbürgerung des deutschen Dramas in Rumänien besonders verdient gemacht hat, ist erst im verflossenen Herbste am Nationaltheater zu Jassy in deutschen Stücken wie „Pentru copil" (Für's Kind), „Traiasca vieata" (Es lebe das Leben!), dann in „Fedra", „Messalina", „Contele Essex" ꝛc. aufgetreten.

Carmen Sylvas Schriften haben in Deutschland leider nicht jene Verbreitung gefunden, wie sie es ihrem Werte nach verdienen würden. Obenan in der Bedeutung möchte ich wol die „Peleschmärchen" mit deren Fortsetzung „Durch die Jahrhunderte" gestellt wissen, hauptsächlich wegen des ihnen entströmenden Reizes einer frischen nationalen Ursprünglichkeit. Auch die „Märchen einer Königin" und der Märchenkreis „Leidens Erdengang" sind fein stilisierte Stücke. Der Romanband „Defizit" und die Bücher „Ein Gebet" und „Es klopft" sind Darbietungen in Prosaform, die für die hohe Kunst der Erzählung bei Carmen Sylva zeugen. Von den lyrischen Schöpfungen der Dichterin dürften die tiefempfundenen „Lieder aus dem Dimbowitzatal" in Deutschland wol am bekanntesten sein, dann die farbenprächtigen Dichtungen unter dem Titel „Mein Rhein!", die leider infolge ihres hohen Anschaffungspreises auf einen recht kleinen Leserkreis beschränkt bleiben müssen. Andere Liedersammlungen enthalten das gleichfalls kostspielige Buch „Meine Ruh'", die unter dem Gesamttitel „Tau" erschienenen neuen Gedichte und die Dichtungen „Seelengespräche".

Die fürstliche Dichterin hat sich auch auf dramatischem Gebiete mit Erfolg versucht. Von ihren Dramen bieten die in dem Buche „Frauenmut" gesammelten Stücke eine geschmackvolle Auswahl. Mit den Novellen in Versen „Stürme" hat Carmen Sylva einer einst aktuellen Dichtungsart ihren Tribut gezollt. Ueberdies ist die Dichterin auch als gewandte Uebersetzerin vielfach tätig gewesen, indem sie in Gemeinschaft mit Mite Kremnitz so manche Uebertragungen fremder Werke veröffentlichte.

Die rumänische Dichtung entfaltet sich gegenwärtig in reichen künstlerischen Formen unter der fürsorglichen Obhut einer einsichtsvollen Beschützerin, und eröffnet mit ihren jüngsten Schöpfungen die schönsten Perspektiven in eine nahe Zukunft.

An einen Freund.

Von **Robert Corwegh.**

Ein Abend war's, wir saßen still zusammen
Und Tabaksdunst umkreiste unsre Häupter
Und wie in Wolkenhöhen thronten wir.
Auch himmelhoch entflohen die Gedanken,
Nah fühlten wir der Zeiten Flügelrauschen.
Es war ein Feiertag für unsre Seelen,
Und wie in einem Spiegel blickten wir
Vom Alltag abgestreift das eigne Ich,
So oft geschaut und immer neu empfunden.
Da hast Du mich zum erstenmal erkannt,
Und staunend riefest Du: Wie bist Du reich!
Du nennst mich reich? Ich fühl' mich bettelarm.
Halt' mich nicht eitel! Nein, ich fühl' mich arm!

Der Blinde, der die Sonne nie erschaut,
Ihr holdes Frühlingslächeln nie empfunden,
Ist nicht so arm, wie du, dem sie entschwunden,
Nachdem sie ihn geküßt hat und erbaut.
Hat mich die Sonne auch nicht selbst gegrüßt,
Mit Strahlenkuß geläutert und geblendet,
So hat sie mir die Schwester hergesendet,
Die Phantasie hat mich als Kind geküßt.
Seit jenem Tage bin ich wie verwandelt,
Das Dasein dünkt so öde mir und schaal,
Ich thronte nicht in Phanthas hohem Saal,
An ihrer Seite bin ich stolz gewandelt. —

Und heute noch in manchen stillen Stunden,
Wenn Sorge mich und Herzensnot bedrückt,
Enteil' ich wolkenhoch auf ihren Schwingen.
Dort bin ich König in dem eignen Reiche,
Das die Gedanken mir geschaffen haben;
Doch König nicht von Knechten oder Sklaven.
Nein, Könige des Geistes dienen mir.
Wer diese Welt im Daseinskrieg bezwang,
Ein Ueberwinder der Alltäglichkeit,
Ein Held, ein Heros in der Lebenskunst,
Der thront zur Seite mir als mein Vasall.
Nicht Dichter, Helden, Könige allein,
Auch Edle, deren Namen man nicht kennt,
Die unerkannt ihr Schicksal überwanden.
Mit ihnen rede ich und halte Rat
Und führe Krieg in ungeahnten Sphären.

Doch kehre ich vom Wolkenflug zurück,
Dann bin ich armer Reicher doppelt arm.
Ich kann die Wirklichkeit nicht mehr ertragen,
Sie gibt mir nichts, selbst wenn ich sie bezwinge.
Und will ich bannen, was ich dort erschaut,
Im Rat erlauscht, auf des Papyros Blätter,
O, dann erschlafft der Arm, versagt die Kraft!
Und was im Geiste mir so hell erklungen
Die Lieder, die ich dort gehört, gelauscht,
Sie fliehen fort, eh' ich sie hingeschrieben,
Enteilen ihren stolzen Höhenzug
Und wollen nicht auf unsrer Erde weilen;
Denn die Gemeinheit, die Alltäglichkeit,
Die scheuen sie, und fliehen, fliehen mich,
Da ich aus Phanthas Reich zurückgekehrt.

So ist mein Leben! Nenne mich nicht reich.
Viel lieber blind geboren, als erblindet.

Ein Uebermensch.

Von **Eduard Sokal.**

Um den „Uebermenschen“ ist bis jetzt viel mehr Tinte als Blut geflossen. Vor und nach Nietzsche ist der „Uebermensch“ bereits künstlerisch gestaltet worden und zwar in den mannigfaltigsten Variationen und Unterarten, welche diese eigentümliche Menschenspezies in ihrem imaginären Dasein bereits aufzuweisen scheint — von dem titanischen Uebermenschen, der die Welt in die Schranken herausfordert, bis zu dem Uebermenschlein, das stolz auf sein Herrenrecht pocht — die Monatsmiete schuldig zu bleiben. Aus dieser bunten und in den sonderbarsten Farben schillernden Gestaltenreihe treten aber zwei Figuren mit scharfem und tief ausgeprägtem Charakterprofil hervor. Die eine ist Julien Sorel, der Held des Nietzscheschen Lieblingsromans „Rouge et Noir“, der den Franzosen Henry Beyle-Stendhal zum Verfasser hat; die zweite hört auf den Namen Herr v. Podfilipski und entstammt dem Griffel eines zeitgenössischen polnischen Schriftstellers Herrn Joseph Baron Weyssenhoff*) des Abkömmlings eines uralten kurländischen Adelsgeschlechtes und Schwiegersohnes des kürzlich verstorbenen Friedensapostels Johann v. Bloch. Während aber Julien Sorel, der wol als der mächtigste dichterische Inspirator der Nietzscheschen Konzeption betrachtet werden darf, sich selbst in den Flammen seines „feuerroten“ Wesens verzehrt, genießt Herr v. Podfilipski, den uns Baron Weyssenhoff in dem oben genannten Werke vorgeführt, sein Uebermenschentum so kalt, wie nur je ein Spanier die Rache genossen hat!

Baron Weißenhoff ist durch Geburt und Lebensführung ein vorzüglicher Kenner jener „Bohême dorée“, die in Europa ein eigenes kleines aber mächtiges Völklein bildet; so ist denn auch sein „Herr v. Podfilipski“ ein zuverlässiger und unerschrockener Steuermann auf diesem weltlichen Ozean, der im Sommer bis in die fashionablen Kurorte flutet, um im Winter nach den „wenigen Orten, wo es sich annehmbar leben läßt“: Paris, Nizza, Monte Carlo ꝛc. zurückzuebben. Podfilipski ist der Uebermensch des wirklichen zeitgenössischen nüchternen Daseinkampfes — der Mensch, der aus Prinzip den „Trottel Herz“ in sich zum Schweigen gebracht hat und mit kalten, mitleidslosen Raubtieraugen korrekt durchs Leben geht, dabei ein Gentleman ohne Furcht und Tadel, mit überlegenem Humor, mit gehorsamen Nerven, die wie gezähmte Schlangen seinem Winke folgen, immer bereit, sich aus der Haut des Nächsten den Riemen für sein Glücksbündel zu schneiden und jeden Genuß behaglich zu schlürfen, mag er nun aus Austern oder aus lebenden menschlichen Weichtieren gesogen werden. Selten ist wol die Psychologie der alltäglichen durchschnittlichen Kanaille, wie sie als Hauptbefund bei einer unbefangenen Aufnahme der Spezies Homo sapiens sich ergeben dürfte, mit so feiner, liebevoll-grausamer Ironie gezeichnet worden; selten ist ein Typus mit so raffiniert einfacher künstlerischer Mache zu einem Individuum ausgestaltet worden, das wir alle gekannt, gehört, gesehen zu haben glauben, mit dem man täglich verkehrt und mehr oder weniger vertrauten Umgang pflegt und über das wir nun auf einmal erstaunt, betroffen, so-

*) Joseph Baron Weyssenhoff. Ein Uebermensch, Leben und Werke des Hr. Siegmund v. Podfilipski, Roman aus dem Polnischen, übersetzt von B. W. Segel, Stuttgart und Leipzig (Deutsche Verlagsanstalt).

gar entsetzt sind, weil wir es plötzlich — anders — im Bilde sehen. Als künstlerisches Analogon drängt sich mir nur etwa (mutatis mutandis) der Gil Blas von Lesage zum Vergleiche auf, mit seiner unverwüstlichen naiven Lust daran, den anderen ein Bein zu stellen. Herr v. Podfilipski ist ebenfalls ein Vertreter der „goldenen Mitte" — der Mensch, der Rahmen, die Begebenheiten — alles erscheint einem zunächst alltäglich und durchschnittlich, bis einen plötzlich ein kalter Schauer überläuft, daß es solche Menschen gibt, daß das vielleicht der Mensch ist, daß jedem von uns ein großer Teil davon vermutlich anhaftet, daß das, was sich als Güte rc. gibt, häufig nur Ungeschicklichkeit und Dummheit sein könnte, daß der Laden eines dummen Teufels, der wurmstichige Seelen kaufen wollte, von früh bis spät heutzutage gestürmt würde — und mit einem Male findet sich das Universum, die Schöpfung und der Schöpfer, in diese schlichte Erzählung mit einbezogen, verwickelt und — mit angeklagt! So wird es wol manchem Leser gleich mir ergehen. Und man begreift dann die feine Symbolik, wenn der Autor für seinen Helden am Schlusse als Grabdenkmal eine Säule vorschlägt, die nur sich selbst trägt und auf der als Inschrift die monumentalen Worte prangen würden: „Er wußte sich das Leben einzurichten". Er wußte es sich einzurichten, weil er eine Maschine war, die ohne jede Kraftverschwendung funktioniert und ist als konsequenter Egoist wenigstens etwas vollkommenes, während es konsequente Altruisten nicht gibt und nicht geben kann. Er behält immer recht und es ist schwer, auf seine Ausführungen eine Antwort zu finden. War sein Leben lebenswert? frägt man sich am Schlusse und da ergibt sich dann allerdings ein schwankender und gefährlicher Gesichtspunkt, von dem aus er immer unrecht hätte. Und wenn ein Franzose die Quintessenz des Nietzscheschen Wesens bereits in den zwei französischen Sprachwendungen „Fanfaron de vice" und „morale d' animal battu" ausdrücklich fand, so hätte Herr v. Podfilipski dieses Thema noch viel einfacher in den bekannten vier Worten variiert: „Lüge und sei stark!"

Herr v. Podfilipski hat auch Prinzipien und seine ganz bestimmten Ansichten über die Dinge, die auf dieser Welt „gut" sind, als z. B. gute Gesundheit, gutes Essen, gute Gesellschaft, guter Geschmack, gute Postverbindungen u. s. w., u. s. w. In diesem Sinne predigt er unaufhörlich das „Gute". Er ist „Kulturmensch", wäre gewiß anderwärts dafür, daß die Kultur nach China getragen werde. und begnügt sich in seinem eigenen Vaterlande damit, ein Pionier der weltlichen „Kultur" zu sein — in ihrer grob materialtechnischen Bedeutung. Er schwärmt für die hundertfältige Reisetasche, für die elektrischen Lifts und die blitzschnellen Kourierzüge. Natürlich fällt es ihm niemals ein zu glauben, daß der Fortschritt der Kultur auch noch in etwas anderem, in der Art und Weise, wie die Menschen miteinander leben und fühlen, zu suchen und anzustreben wäre. Und so wird er denn nicht nur zu einem famosen Glückspilz, dessen Glück mancher Pechvogel vielleicht auch gar nicht haben möchte, sondern auch zu einem grandiosen Vertreter jener pfiffig-klugen und mächtigen Scheinkultur, die um uns und über uns und in uns herrscht, und die, wie Herr v. Podfilipski, immer Recht hat, immer recht behält und für die sich doch ebenfalls ein Gesichtspunkt finden läßt, von dem aus gesehen sie — durchweg unrecht hat! Podfilipski ist ein Uebermensch und als solcher weiß er übrigens, wie der Gang der fein geführten Erzählung beweist, auch die Sklaventugenden der Demut und Hingabe sehr wol zu schätzen — bei anderen! Man kann von vielen Stellen dieses ebenso merkwürdigen wie unterhaltenden Buches sagen, daß sie ein *erhabenes* Lächeln hervorrufen!

Erwartung.

„Mein Lieb, hat Dich ein Leid betroffen?
Dein Blick ist trüb und müd Dein Wort!"
„Du ließest weit die Türe offen
Und bliebest lange fort."

„Hat Dich des Wiedersehens Hoffen
Denn nicht gelehrt geduldig sein?"
„Du ließest weit die Türe offen,
Da kam ein Gast herein."

„Du hast der Liebe lang gefastet!
Ließ ich zu lange Dich allein?"
„Das Elend hat bei mir gerastet,
Nahm Deine Stelle ein."

„Das Elend? Sag', was Dich belastet!
Ich kehre wieder froh und reich!"
„Die Not hat meinen Leib belastet
Und koste ihn so bleich.

Fr. W. v. Oestéren.

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier.**

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips.**

Dienstag.

Mein Herr und Meister!

Dein Brief hat mich getröstet. Ich kann aus ihm ersehen, daß Du mich liebst, mich, *mich selbst*, mein innerstes Ich, und daß Du begreifst und fühlst, wie groß die Gabe ist, die ich Dir geschenkt habe.

Sieh, lieber, teurer Freund, wenn ich in diesen Tagen so stark hin und her geschleudert werde zwischen Freude und Verzweiflung, Leid und stumpfer Gleichgültigkeit, so kommt das daher, daß, was geschehen ist, etwas für mich so völlig Einzigdastehendes ist, etwas so ungeheuer Eingreifendes, daß ich in dem einen Augenblick nicht begreife, daß ich es bin, von der die Rede ist, und im nächsten fühle, daß dies nur allzu sehr der Fall ist! Verstehst Du mich? Ich bin ganz Frohsinn so oft ich an dies Unbegreiflichste von allem denke, daß Du mich so sehr lieb hast, wie Du es selbst sagest: ich bin glücklich in dem Gedanken, daß ich Dich froh gemacht und Du mich. Und so macht mein Frohsinn mich mutig und wenn ich mir selber die Frage stelle: Mit welchem Recht handeltest Du so, wie Du tatest? so antworte ich mir: „Mit der Liebe Recht! Er liebt mich *jetzt*, ich will *ihn* immer lieben; er verspricht mir nichts für die Zukunft, aber jetzt konnte er mir Glück geben. Erfasse ich es jetzt nicht, so möchte es vielleicht geschehen, daß ich meine Torheit viele,

viele Male betrauern würde, — in den langen, tödlich langen Jahren, welche kommen werden. wenn das Licht erloschen ist und er mich nicht mehr liebt. Und dann — weiß ich denn, ob nicht mein Leben vielleicht so kurz ist, daß ich mich eilen muß, das Glück zu erhaschen." So rede ich, wenn ich froh bin und mutig, aber wenn dann die schwarzen Gedanken kommen, dann schwindet das alles mir dahin und ich ich sehe in mir eine, die nicht wert ist, mit denen zusammen zu leben, die ich täglich sehe und spreche. Ich habe das wieder stärker gefühlt, als ich Montag meine Kolleginnen im Magasin sah. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß sie mich, gerade wie meine Angehörigen zu Hause, für eine andere ansehen, als die, welche ich jetzt doch sein muß. Ich habe nie ein gleiches Leid empfunden; es ist ein dumpfer, tränenloser Schmerz. der meine Brust beklemmt und mich gegen alles so entsetzlich abgestumpft macht. So verzweifle ich rein, und es ist mir, als müßte ich allem ein Ende zu machen suchen.

Aber Du, wenn ich nun den Gedanken noch einmal durchdenken soll, so kann ich es nicht; da taucht die Hoffnung auf und sagt, es könne unmöglich jetzt schon mit mir vorbei sein; Du liebst mich ja, und wenn ich vor einem gerechten Richter stände und Rechenschaft ablegen sollte, so würde sicherlich die Schuld, die ich möglicherweise auf mich lud, mir als eine der kleinsten angerechnet werden.

Deine

Valborg.

Mittwoch.

Meinen innigsten Dank für Deinen lieben, guten Brief! Du gabst mich mir selbst zurück und jetzt ist es mir auch selbst klar, daß ich wieder dieselbe Valborg bin, die ich früher war, nur daß ich durch Dich auf eine Weise, die ich mir nie hätte träumen lassen, reich und glückselig gemacht worden bin. Und aus tiefstem Herzen danke ich Dir, daß Du mich würdig fandest, mich mit Deiner vollen Liebe zu erfreuen. Denn Du hast mich vollauf gelehrt, was es heißen will, wenn Menschen lieben und ich liebe Dich doppelt, weil Du so sehr lieben kannst und mich zärtlich dahin leitest. Wenn nicht Dein glücklicher strahlender Blick auf mir geruht hätte, Du mich dagegen so garstig angeschaut hättest, wie Du es zuweilen kannst — so würde ich gewiß in diesem Augenblick nicht so fröhlich sein, wie ich bin, sondern die sorgenvollen Gedanken der früheren Tage würden zurückgekommen sein. Ich würde mich dann wahrscheinlich wieder als Deine Mitschuldige in einer Sünde gefühlt haben, jetzt aber fühle ich mich als Deine heimliche Bundesgenossin, Deinen vertrauten besten Freund, ganz als Deine Geliebte! Ach, Hakon, ich liebe Dich ja, und ich liebe Dich reiner und inniger als zuvor. Und nichts bereue ich! Ich werde Dir zeigen, daß ich stark und mutig sein kann, wenn es Dich gilt.

Deine

Valborg.

Dienstag.

Wir sind ein paar recht täppische Kobolde, alle beide! Das heißt, Dir erscheine ich so und mir — ja, mir scheint ja auch, daß Du etwas Koboldartiges an Dir hast, was mein armes Herz mit Unruhe erfüllt hat.

Sieht es nun nicht so aus, als wenn wir miteinander umhergehen und uns aneinander böse sehen wollten? Wir zwei, die wir uns doch trotz allem lieben und deshalb einander gut machen sollten. Ich kann ganz betrübt werden, wenn ich daran denke.

Nun begann ich fast wieder froh zu werden und da bist Du mißvergnügt über mich. Ich war heute abend gerade so erfreut über Dich, ich mag Dich so gut leiden, wenn Du in Gesellschaftstoilette bist, dann bist Du nämlich, geistreich gesprochen. in Deinem Element. Ich saß kerzengrade und war geradezu verliebt in Dich, während Du so beredt Deinen Vortrag in der Versammlung des Schauspielervereins hieltest, obwol es mir andererseits schien, daß Du. vielleicht ohne Dein Wissen (weil Du es sagst), Dich selbst etwas zu sehr zum Mittelpunkt Deiner Darstellung machtest. Und siehst Du, das stört mich nicht deshalb, weil ich an und für sich etwas gegen Dich als Mittelpunkt habe, aber ich fürchte immer, daß andere Dich kritisieren und an Dir zu tadeln finden werden. Und ich bin nun furchtbar eitel für Dich um Deinetwillen. Ich will nicht, daß man etwas anderes als gutes sagt von meinem Herrn und Helden.

Außerdem amüsierte ich mich wirklich ein wenig über Dich, aber ich versichere Dich, nicht auch in boshafter Weise. Es ist ja traurig für mich, daß ich nicht in liebenswürdiger Art necken kann. Liebenswürdig ist ja nun auch nicht das Wort, daß einmal jemand von mir gebraucht hat, und ich glaube auch nicht, daß es für mich paßt. Ich will einräumen, daß es eine Eigenschaft ist, welche zu besitzen auf den ersten Blick als etwas ungemein Schönes erscheint, aber was man nicht hat, kann man nicht geben, wie die kluge Redensart lautet.

Du brauchtest Dich doch nicht zu rächen, indem Du mir ohne den geringsten Anlaß ziemlich fremden Menschen gegenüber im Künstlerverein erklärtest, meine Schrift „irritierte" Dich. Als Du von mir gegangen warst, fiel mir dies natürlich ein und im ersten Augenblick schien es mir das beste zu sein, Dich damit zu verschonen, sie häufiger sehen zu müssen. Aber so gab ich mir die Mühe vernünftig zu sein, weil ich weiß, daß Du dies zu allererst verlangst. Und so sagte ich mir selbst, daß Du unmöglich das gemeint haben könntest, was Du sagtest. Ich habe Dir doch so oft mit Hilfe derselben Schrift gesagt, wie lieb Du mir bist, wie herzig und wie schön in meinen Augen! Und Du hast doch früher gesagt, daß Du froh warst über meine Briefe; sie waren, vor noch so kurzer Zeit, tagelang Dein Trost.

Wir Menschen sind wunderliche Geschöpfe! Wenn wir vergrämt sind, dann können wir ganz gedankenlos, zuweilen auch aus einer gewissen Grausamkeit heraus, denen Schmerz bereiten, die wir lieb haben, mit einem kleinen winzigen Wort, das auf eine empfindliche und leicht verwundbare Stelle zielt. Du, der mich jetzt so gut kennt, wirst ja leicht viele Stellen finden können, die Du leicht treffen kannst. Aber noch willst Du versuchen, das nicht mehr zu tun, nicht wahr? Nun, versuchen kannst Du es, denn versprechen kann man ja nichts.

Deine

Valborg.

Freitag.

Während ich heute vormittag dasaß und mir den Kopf zerbrach über ein neues Muster, dessen Entwurf fertig werden sollte, überkam mich plötzlich ein ungestümer Drang mich von dem Ganzen freizumachen

und folgender, sonderbarer Gedanke nahm mich gefangen: „Was hast du, kleine Valborg, mit ihm zu tun? Du kennst ihn ja doch gar nicht!" In einem Nu war Hakon mir völlig entschwunden und ich sah mit meinen inneren Augen den Schauspieler Hakon Flemming, so ich ihn an jenem minderwertigen Abend im Kunstverein sah. Das war einer meiner Bekannten, mit dem ich mich den Abend unterhalten und den ich später wiedergesehen hatte und nichts weiter. Und ich fand in diesem Gedanken ein wenig Ruhe und Frieden, so daß ich meine Arbeit fertigmachen konnte.

Aber als ich am Nachmittag, herausgelockt von der lieblichen Frühjahrssonne, meinen langen einsamen Spaziergang machte, da stand ich wieder mitten in der Wirklichkeit und mußte, welches Datum wir schrieben. So versuchte ich denn nachzudenken, aber die Sonne schien so hell und die Luft war so voller Frühlingsverheißungen, daß ich mich selbstvergessen gefangen nehmen ließ. Ach, wie lieblich ist es, zu Zeiten zu vergessen! Es gewährt mir in diesen Tagen gleichsam eine seelische Ruhestätte, auf die ich ermattet und widerstandlos niedersinke.

Mittwoch.

Abends bin ich alles so satt. Und daher bin ich böse auf mich selbst, wie immer, wenn ich allein bin.

Sei morgen gut zu mir, wenn ich Dich nach der Leseprobe von „Romeo und Julia" treffe; tröste mich und hab mich lieb; dann bin ich froh — wenigstens solange. — Ach, daß ich einmal den Mut fassen könnte richtig mit Dir zu sprechen.

Sage mir, mein lieber, einziger Freund, sage mir eins ganz vollauf ehrlich: verachtest Du mich nicht? Wenn Du ernstlich über mich nachdenkst, stehe ich dann wol noch vor Dir wie im Anfang, wie damals, als Du mir schriebst: „Du edelste und beste Frau, die jeder Sünde bar ist", als die reine Frau, die Du zuerst liebtest? Jedesmal wenn ich daran denke, wie tief ich in Deinen Augen gesunken sein muß, ist mir, als sollte ich vor Verzweiflung wahnsinnig werden! O Hakon, hilf mir, mache mich gut, hilf mir, daß ich wieder ich selbst werde! Und glaube, daß ich Dich ganz ebenso liebe, wie von Beginn an, nur viel inniger und tiefer. Du bist jetzt an mein Herz mit so festen Banden gekettet, daß sie wol nie zerreißen können.

Sei nicht böse, weil ich so an Dich schreibe, vergib mir und vergiß nicht, daß ich ja keinen andern Menschen auf der Welt habe, mit dem ich über das, was mich peinigt, reden kann. Den ganzen Tag muß ich mit einem vergnügten Gesicht umhergehen; erst abends, wenn ich allein bin, ist es mir gestattet, mich so zu zeigen, wie ich bin: so betrübt und verzweifelt.

Gute Nacht, Du Lieber, und Dank für jeden Augenblick, in welchem Du zärtlich und liebevoll an mich denkst. Denn das tust Du doch oft?

Valborg.

Donnerstag.

Seit jenem, für mich so bedeutungsvollen Abend neulich will es mir scheinen, als sei ich so schrecklich klug geworden. Alles hat sich seitdem verändert. Wir beide in unserem Wesen zueinander, unsere Gespräche, alles. Wie mir scheint, glaubst Du, jetzt brauchtest Du aus nichts mehr ein Hehl vor mir zu machen: Ich bin ja, nach Deiner Meinung alt genug, um in allem Erfahrung zu haben. Aber Hakon, glaubst Du nicht, daß Du ein wenig zu sehr vergißt, daß ich trotz meiner 22 Jahre, ehe ich Dich kannte, ebenso unberührt war, als mit 17 Jahren? Glaubst Du wirklich nicht, wenn Du ernstlich darüber nachdenkst, daß es Sünde, sogar eine sehr große Sünde ist, ein junges Mädchen in alle Häßlichkeiten des Lebens, alle Schwächen und Sünden der Menschen einzuweihen? Begreifst Du nicht, daß Du damit weit entfernt sie klüger zu machen und besser auszurüsten, um sich im Leben zurecht zu finden, Du im Gegenteil ihre Seele kränkst und betrübst und die Schönheit von ihr fortnimmst, die das Heiligste, Größte und Schönste in der Liebe zwischen Mann und Weib sein sollte.

Du kannst mich immerhin eine Phantastin nennen, wenn Du willst, aber Du mußt wissen, daß ich mein ganzes Lebenlang, solange ich mich zurückbesinnen kann — ich meine als Erwachsener — umhergegangen bin, und darauf gewartet habe, daß das Wunderbare, die große, große Liebe, für die ich alles einsetzen könnte; meine Ehre und meinen Leib, beide, zu mir kommen sollte. So kam sie denn — und sie betrog mich nicht: ich bin viele, viele Stunden glücklich gewesen, durch sie und mit Dir, der mir das erstaunlich große Glück schenkte.

Geliebter, ich bitte Dich im Namen der Liebe darum, nimm mir nicht meinen Frohsinn, beflecke meine Liebe nicht mit Junggesellengeschichten oder Versuchen mich „klug" zu machen. Wie ich nun einmal bin, würdest Du mir dadurch seelisch einen unersetzlichen Schaden zufügen. Ich würde demoralisiert werden, würde so tief sinken, daß ich es gar nicht ausdenken kann, und so würden Zeiten kommen, wo ich es vor Verzweiflung über mich selbst nicht mehr würde aushalten können. Schone mich, laß mich meine Illusionen behalten, ich kann ohne sie nicht leben! Wenn Du mich liebst, so erfülle meine Bitte; ich bitte Dich auch um Deiner selbst willen darum. Du hast mich ja auch lieber so, wie ich im Anfang war, als meine Liebe zu Dir eben entstanden war. Ist es nicht so?

Deine Valborg.

Sonntag.

Geliebter!

Du merktest, daß ich heute betrübt war, und Du möchtest nun gewiß gern, daß ich Dir den Grund rückhaltlos mitteilen würde. Aber ich glaube, ich könnte es nicht, selbst wenn ich wollte.

In meinem Allerinnersten, auf dem Grunde meiner Seele liegt so viel Leid aufgehäuft, daß ich es gar nicht aussagen kann. Das ist wol all der Schmerz über eigene und anderer Schwäche, den ich gleichsam seit meiner freudlosen Kindheit an aufgespeichert habe. Und wenn auch alles jetzt, wo die Sonne zum erstemal in meinem Leben auch mir geschienen hat, nun doch so ganz anders gekommen ist, als ich mir je in Gedanken vorgestellt habe und als ich fassen kann, so ist mir doch zuweilen zu Mute, als ob eine so gewaltige Leidenswelle über mich zusammenschlüge, daß ich in ihr zu Grunde gehen müßte.

Nachdem wir uns Montag so richtig miteinander ausgesprochen hatten, stand es plötzlich vor mir, als ich nach Hause gekommen war, als hätte ich kein Recht mehr zu leben. Da war irgendwo eine Stimme, die mein Leben forderte. Ich begann die Sache im einzelnen zu überdenken, darüber nachzudenken, wer ich jetzt bin und werden würde, wenn ich fortführe Dich

mehr und mehr zu lieben, und wie es Dir ergehen würde.

Und es kam mir vor, daß es um unser beider willen das beste wäre, wenn ich nicht mehr wäre. Sieh', ich bin ein großer Idealist, ich habe mir bis jetzt die herrlichste aller Illusionen bewahrt, die Illusion von der großen, großen Liebe, welche uns hoch über uns selbst hinausheben könnte. Und daß ich eine so große Liebe empfinden und erwecken möchte, das zu träumen war ich sanguinisch genug.

Aber das Leben ist ja anders, als die Träume; jetzt glaube ich nicht mehr, daß ich das unendliche, große, unbegreifliche Glück, — von dem ich geträumt und nach dem ich mich so viele Jahre gesehnt habe — selbst finden oder einem andern bringen werde — — — aber wenn man nichts mehr glaubt, nichts mehr hofft, welchen Wert hat dann das Leben? Und ich werde es nicht ertragen können, ein Leben ohne Wert, ohne Inhalt zu leben. Und wenn ich nun zugleich an Dich denke, welch eine große Sünde es für Dich sein würde, wenn Du dazu kommen solltest, auf die eine oder andere Weise, für eine Spielerei, die Du im Jugendübermut und Leichtsinn begannst, mit Deinem ganzen Leben zu büßen, so schwindelt mir und mir scheint nur eins für mich festzustehn. Aber, liebster Hakon, ich bin so bange, bange vor mir selbst, daß die Gedanken Gewalt über mich gewinnen könnten, deshalb vertraue ich mich Dir an, Du, mein Bester, mein Einziger. Du wirst mir helfen und mich trösten.

Mehrere Male in den letzten Tagen wandelte mich die Lust an, mich einem älteren, klugen Freund oder Freundin anzuvertrauen, die liebevoll und unparteiisch mir raten und helfen könnten. Aber ich finde niemand. — So ist es immer! Nachher, wenn alles vorbei ist, heißt es stets: Warum kam er oder sie denn nicht zu mir, dann hätte ich ja helfen können! —

Donnerstag.

Du warst heute böse auf mich, das fühlte ich. Und das war nicht ein Augenblickszorn, sondern das war ein angesammelter Gram, mit dem Du lange umhergegangen bist, der sich Luft machte. Ich räume Dir ja gerne ein, daß Du vielleicht einen Anlaß haben kannst über etwas ärgerlich oder mißmutig zu sein, der bei jedem andern als mir selbst den Schein der Undankbarkeit, Ungereimtheit und Launenhaftigkeit erwecken müßte. Aber ich kann selbst nicht auf den Grund meiner Seele sehen und Du kannst es daher wol noch weniger.

Um mich zu warnen, sagtest Du, wie Dich, wenn Du allein wärest, das Verlangen ergreifen könnte die ganze Sache aufzugeben. Ich werde diese Worte und den Ausdruck, der sie begleitete, lange in Erinnerung behalten; ich sah an Deinem Gesicht, daß Du nicht übertriebest, sondern so innerlich müde warst. Du Armer! In dieser Hinsicht will ich Dir eins sagen: Handle ganz so, als wenn ich nicht mehr da wäre! Du entsinnst Dich vielleicht, daß ich Dir früher einmal gesagt habe: Sobald Du vollauf fühlst, daß Du mich nicht mehr liebst, so sage es mir! Ich werde Dich nie mit einem Wort oder einem Blick an das erinnern, was mir einmal das Liebste und Teuerste war, an das, was meinem Leben Inhalt gab und meine Seele vom Morgen bis zum Abend ausfüllte. Und ich wiederhole es: Sag es mir nur, ich werde es schon tragen. Ich fühle wol, daß ich allzu unbedeutend und häßlich bin, um Dir etwas von dem schenken zu können, wonach Du Dich sehnst, und was allein Dich zu einem ganzen und gefestigten Mann machen könnte: Schönheit, Güte und Zartheit. Ich weiß sehr wol, ebenso gut wie Du es weißt, daß ich nichts von diesen Eigenschaften besitze, und deshalb begreife ich es so wenig wie Du, wie Du Dich auch nur im mindesten um mich bemühen konntest.

Aber etwas anders weiß ich gerade so genau, daß ich Dir nicht zur Last sein will. Ich wäre so gerne Deine Freude gewesen, aber ich eignete mich wol nicht dazu. Ich habe nur eins zur Entschuldigung Dir gegenüber und gegenüber dem Besten in mir, das mich anklagt, weil ich, als es noch Zeit war, nicht die Kraft hatte, meine Liebe zu Dir zu verleugnen — nur dies eine: Ich liebe ihn, und ich liebte ihn! — Hätte ich jene Kraft gehabt, so würdest Du vielleicht eine kurze Betrübnis empfunden haben, aber Dir mancher Schmerz und mancher Überdruß erspart geblieben.

Du Armer, der eine treffen mußte, die so egoistisch war, wie ich, so, daß ich Dich nicht loslassen konnte, weil ich Dich liebte! Vergib mir, mein einziger Freund, und bleibe eingedenk, daß Du meine erste Liebe warst, der Erste, dem ich meine Liebe gewährte, der Erste, dem ich alles das schenkte, was eine liebende Frau ihrem Geliebten schenkt. Bleib eingedenk, daß Du der Erste warst, der Licht und einige Freude in mein Leben brachte.

Und du kamst, nicht wie ein launenhafter Frühlingssonnenstrahl, der nur durchs Fenster guckt, um gleich zu verschwinden und die Farblosigkeit und Schwere doppelt fühlbar zurückzulassen; Du warst das starke, klare Feuer, das ruhig und gleichmäßig brennt und nur zuweilen in hellen Flammen auflodert. —

So warst Du; wo sollte ich da den Mut und die Kraft gehabt haben, Dich zurückzuweisen, selbst wenn ich noch so oft zu mir selbst sagte, daß es meine Pflicht war.

Vielleicht wirst Du, so Du einmal nach vielen Jahren, wenn Du mich nicht mehr kennst, an mich denken wirst, nicht mehr alle meine Eigenschaften analysieren, so wie jetzt, vielleicht werden die dann alle gänzlich aus Deiner Erinnerung verschwunden sein, und nur das Eine wird noch hell in Deinem Gedächtnis strahlen, daß Du einmal eine Freundin hattest, welche Du lehrtest, was es heißt, Weib zu sein, und die Du liebtest und die Dir als Beweis ihrer Liebe das Beste gab, was sie ihr eigen nennen durfte. So wirst Du nur daran denken und so wirst Du nicht mehr böse darüber sein, daß sie so garstig und dumm war, sich über ihre Liebe zu sorgen und zu grämen? Nicht wahr?

Deine

Valborg.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

Am Freitag, den 2. Januar, veranstaltete die Königliche Kapelle im Opernhause ihren VII. Symphonie-Abend unter Leitung des Herrn Felix Weingartner. Nach dem Vorspiel zu Wagners „Lohengrin“, das ganz meisterhaft gespielt wurde, kam eine neue Komposition von E. N. von Reznicek zur ersten Aufführung, eine „Tragische Symphonie in D moll.“ Der

Erfolg des Werkes war ein sehr bestrittener, besonders nach dem ersten und letzten Satze mischte sich in den Beifall starkes Zischen. Und nicht mit Unrecht. Die Musik vermag weder den Musiker noch den Laien zu erwärmen. „Tragisch" wirkt sie durchaus nicht. Der erste Satz „Mäßig, majestätisch" hat ein paar ansprechende Motive, er wirkt aber ermüdend durch die endlose Länge und bei all dem Lärm hat man mehr den Eindruck des Bombastischen als des Majestätischen. Sehr hübsch setzt der zweite Satz ein „Leicht und schnell", in flottem, graziösem Rhythmus; leider zerstört das zweite, äußerst triviale Thema die Wirkung des ersten. Der dritte und vierte Satz „Langsam" und „Ziemlich gehalten" schleppen sich trotz einzelner Schönheiten mühsam dahin.

Wie eine Erlösung wirkte die C-moll Symphonie von Beethoven, die den Schluß des Konzerts bildete. Spontaner Beifall dankte nach jedem Satze, trotzdem die Ausführung nicht absolut einwandsfrei war. Im ersten Satze, besonders in dem Hauptmotiv, vermißte ich die scharfe Präzision in den Einsätzen und infolgedessen die wuchtige Plastik Beethovenscher Tragik; im dritten Satze war der Rhythmus nicht scharf genug und das letzte Allegro wurde teilweise bedenklich überhastet und klang zum Teil unklar und verwischt. Aber das Publikum jubelte und Herr Weingartner mußte immer wieder erscheinen, um den Dank der Zuhörer entgegen zu nehmen.

Im Beethovensaal veranstaltete Frau Lula Mysz-Gmeiner am Dienstag ihren dritten Liederabend. Frau Gmeiner ist einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft stets gewiß. Auch am Dienstag entzückte sie ihr Publikum durch ihr Temperament und ihren wol durchdachten, vornehm künstlerischen Vortrag. Ihre Stimme, die im forte etwas hart klingt, ist im piano von wunderbarer Weichheit und zartem Schmelz.

Die Künstlerin sang Lieder von Schubert, Schumann, Brahms und Strauß. In Schumanns Frauen Liebe und Leben waren einige der Lieder kleine Kabinetstücke an Duft und zarter Innigkeit. Aber auch in der Moderne ist Lula Gmeiner Meisterin. So sang sie Richard Dehmels „Wiegenlied," von Richard Strauß komponiert, ganz entzückend; ebenso Karl Henckells in hellen, siegesfrohen Glücksjubel austönendes „Kling, meine Seele", ebenfalls von Strauß und zwar wunderschön komponiert, brachte sie mit prachtvollem Temperament und kongenial die Stimmung treffend, zur Geltung.

Edouard Risler gab am Mittwoch im Beethovensaal den ersten seiner drei Klavierabende. Er spielte die vier großen Sonaten von Beethoven op. 109, 110, 111 und die B-dur-Sonate op. 106 — eine Aufgabe, die sich außer ihm nur wenige zumuten dürfen. Rislers technische Meisterschaft und sein voller, edler Ton sind bekannt, sie brauchen kaum noch erwähnt zu werden. Aber auch seine klare Plastik selbst in den technisch und kontrapunktisch schwierigsten Stellen bereiten dem Musiker immer wieder einen reinen künstlerischen Genuß. Beethoven spielt Risler mit streng objektiver Abgeklärtheit. Mir ein wenig zu objektiv; ich vermisse zuweilen das warm pulsierende Leben, das uns Beethovens Musik erst menschlich nahe rückt.

Wunderschön klangen die as-dur-Sonate und der herrliche langsame Satz in der Sonate op. 111. In der B-dur Somate gefielen mir am besten der zweite und dritte Satz, die von Risler wirklich vollendet in Bezug auf Technik und Durchsichtigkeit, bei größter Präzision im Rhythmus gespielt wurden. Rislers zweiter Klavierabend ist am 14. Januar; er sei allen Musikfreunden empfohlen; denn Risler gehört zu den Auserwählten.

Marie Gerdes.

An die Leser des Magazins für Literatur!

Da ich durch meine Berufung als Feuilletonredakteur der „Frankfurter Oderzeitung" und als Herausgeber der „Märkischen Blätter" gezwungen bin, nach Frankfurt a. O. überzusiedeln, mußte ich meine Berliner Verpflichtungen als Redakteur des „Magazin für Literatur" und als Dozent der „Journalistischen Hochschule" am 1. Januar lösen. Ich sage auf diesem Wege den verehrten Lesern meiner Theaterberichte und meinen lieben Schülern herzlichst Lebewol!

Für freundliche Unterstützung danke ich noch den Herren Franz Philips, Herausgeber des „M. f. L." und Dr. Richard Wrede, dem Leiter der „J. H."

Dr. Hans Henning.

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hoditzstr. 14 Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin
für
• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • • •

No. 4. ◈ 72. Jahrgang.
· 1903. 24. Januar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Abonnementsbedingungen: Im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Die Episode.

Von Friedrich Gehrmann.

Vor kurzem erregte das traurige Geschick eines begabten jungen Dichters, Charles Musgrave, der schon auf eine stattliche Reihe von Erfolgen zurückblicken konnte und eine reichere Zukunft noch vor sich zu haben schien, Aufsehen und lebhaftes Bedauern in den literarischen und literaturfreundlichen Kreisen der englischen Metropole. Zwei Romane und eine ganze Anzahl von Novellen aus der Feder Musgraves waren in den vornehmsten englischen Revuen veröffentlicht und mit großem Beifall aufgenommen worden. Auch mit seinen psychologisch sehr feinen Dramen war es ihm über Erwarten geglückt. Das letzte seiner Stücke wurde von einem der bedeutendsten Londoner Theater in Szene gesetzt und erlebte in einer Saison über hundert Aufführungen. Schon begann der Name des Dichters auf die Menge zu wirken. Charles Musgrave befand sich auf dem Wege zu Ruhm und Geld, die beide nicht vielen Dichtern beschieden sind. Binnen weniger Jahre hatte er Tausende seiner Kollegen überflügelt, und über seinem stolzen Haupte, das er hoch zu tragen liebte, leuchtete unentwegt die Sonne des Glücks.

Da, plötzlich — es kam uns wie ein Schlag aus heiterm Himmel — starb seine Frau, eine reizende, liebenswürdige Blondine, von sanftem Wesen und zarter Konstitution, an einem Herzklappenfehler, wie die behandelnden Aerzte erklärten. Maud Musgrave war allseits beliebt gewesen, im Gegensatz zu ihrem Gatten, der ein verschlossener finsterer Geselle war und sich durch sein hochmütiges, häufig sehr schroffes Benehmen zahlreiche Feinde in der Schriftsteller- und Theaterwelt geschaffen hatte. Niemand allerdings, auch nicht sein erbittertster Hasser, hätte es gewagt, sein dichterisches Talent in Abrede zu stellen, zumal die hervorragendsten Kritiker mit seltener Einmütigkeit seine Werke günstig zu besprechen pflegten. Desto mehr aber wurde über seine Eigenschaften als Mensch und über seinen Charakter gelästert.

Es gab jedoch nicht viele Leute, die sich rühmen konnten, dem Dichter näher gestanden oder gar sein Vertrauen besessen zu haben, und noch weniger vermochte jemand zu sagen, daß er Einblick in das Privatleben der Musgraves gewonnen habe. Diese hatten augenscheinlich die Geselligkeit nicht geliebt, nur in den Theatern begegnete man ihnen häufiger, und bisweilen kamen sie auch in den Schriftstellerklub, dem auch ich angehörte. Dort hatte ich sie vor einigen Jahren kennen gelernt, gerade als man anfing, Musgraves Namen schon mit besonderer Betonung in London zu nennen. Ich kann nicht behaupten, daß mir der Dichter sonderlich sympathisch gewesen wäre. Aber ich bewunderte seine stolze Energie und die rücksichtslose Offenheit, mit der er seine häufig sehr radikalen Anschauungen kundzugeben pflegte; ich bewunderte seine geistige Klarheit und seine Dichtungen, die mich gefesselt und tief ergriffen hatten. Für Maud Musgrave empfand ich vom ersten Augenblick an eine schwärmerische Verehrung, wie sie jungen Männern von Frauen, denen gleichsam Ueberirdisches anhaftet, eingeflößt zu werden pflegt.

Auch Musgraves waren mir freundlich gesinnt, sie zogen mich fast jedesmal, wenn sie im Klub weilten, in ihren Kreis, und der gefeierte Dichter brachte meinen ersten literarischen Versuchen ein fast liebevolles Interesse und Verständnis entgegen. Aber in nähere Beziehungen zu ihnen trat ich nicht; denn in ihrem Hause hatten sie keinen Verkehr. Selbst ihre intimeren Bekannten, zu denen ich mich schließlich auch rechnete, hielten sie geflissentlich von ihrer Schwelle fern; nur ihr Hausarzt, Dr. Potter, ein Jugendfreund des Dichters, wurde gelegentlich, wenn er seinen ärztlichen Besuch abstattete, zum Lunch oder zu einer Tasse Thee von ihnen eingeladen. So blieb das Familienleben der Musgraves in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt; denn Dr. Potter, der einzige, der es ein wenig näher kannte, war ein schweigsamer und diskreter Mensch. Erst nach der furchtbaren Katastrophe, die uns alle tief erschütterte, erzählte er mir, daß Musgrave nicht immer so abstoßend und menschenfeindlich gewesen sei, wie in den letzten Jahren.

„Schlechte Erfahrungen mit den Freunden, die er damals hatte, haben ihn so verbittert," fügte er erklärend hinzu: „bevor er seine ersten größeren Erfolge hatte, ging es ihm eine Zeit lang gar nicht gut. Ich glaube, daß Musgraves in jenen Tagen Not gelitten und sogar gehungert haben. Ich selber war damals noch ein armer Teufel; ich hatte — es ist jetzt ungefähr sechs Jahre her — eben meine Examina bestanden und wußte oft selber nicht, woher ich das zum Leben Notwendigste nehmen sollte; ich konnte nicht helfen. Andere hätten es freilich gekonnt, aber die wollten es nicht, besonders Sealsfield . . ."

„Sealsfield?" fiel ich ihm erstaunt ins Wort, „John Sealsfield, der eines Tages plötzlich verschwand . . ."

„Eben dieser!" bestätigte Dr. Potter meine Frage. „Sealsfield verkehrte damals viel bei Musgraves, die jung verheiratet waren; er wurde sogar der Pate des kleinen Charles John, als dieser geboren wurde. Im Kreise unserer Bekannten galt er als der Intimus der Musgraves. Als jedoch Not am Mann war, und die befreundete Familie seiner Hilfe bedurfte, drückte er sich, obwol er ein großes Vermögen besaß und eine Rente von wenigstens £ 1000,— im Jahr zu verzehren hatte. Aber er war stets ein großer Egoist, dessen Freundschaft, wie das meistens der Fall ist, bei dem Geldbeutel endigte."

„Und er konnte den Freund darben sehen, und auch die arme Frau, deren Kavalier er sein wollte, und das unschuldige Kind, dessen Pate er war?" fragte ich voller Empörung.

„Er brach plötzlich jeden Verkehr mit den Musgraves ab. So ging er allen unangenehmen Erörterungen und dem Anblick ihres Elends aus dem Wege."

„Welche Gemeinheit!“ rief ich aus. „Und das war derselbe Mann, dessen Schriften überflossen von schweren Anklagen gegen die Gesellschaft und die besitzenden Klassen und von heißem Mitgefühl mit der Not und dem Elend der vom Glück Enterbten?“

„Das war derselbe Mann!“ antwortete Dr. Potter in trockenem Tone. „Ich kannte ihn genau, von Jugend auf, und ließ mich durch seine schönen Redensarten, die er von dem geistig viel bedeutenderen Musgrave aufgeschnappt hatte und dann für seine Feuilletons verwertete, nicht mehr bestechen. Wir liebten einander nicht, obwol wir durch unseren gemeinschaftlichen Schulfreund Musgrave in Zusammenhang geblieben waren und gelegentlich miteinander verkehrten. John Seasfield wußte, daß ich ihn durchschaute und beehrte mich deshalb mit seinem Hasse. Ich bin der Ansicht, daß er auch für Musgrave kein wärmeres Gefühl hegte, obgleich er den Umgang mit ihm geradezu suchte. Der Grund dafür lag auf der Hand; Sealsfield, der selber nur ein ganz geringes, rein formalistisches Talent zum Schreiben besaß, bedurfte einer Quelle, aus der er die Ideen für seine Artikel schöpfte. Das war John Sealsfield, der Feuilletonist. Obschon ich seinen niedrigen Charakter zur Genüge kannte, versuchte ich damals doch, ihn zu bestimmen, den Musgraves zu helfen. Es war in der Oxford Street, wo ich ihm zufällig begegnete. Kaum hatte Sealsfield meine Worte vernommen, da schützte er, der vorher gemütlich einhergeschlendert kam, plötzlich Eile vor und ging nach kurzem Gruße von dannen. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah. Einige Wochen später las ich in der Zeitung, daß er vermißt wurde.“

Die Geschichte von dem geheimnisvollen Verschwinden Sealsfields, der ein nicht unbekannter Schriftsteller gewesen war, hatte mich lebhaft interessiert; ich fragte daher voller Spannung:

„Können Sie mir etwas Näheres darüber erzählen, lieber Herr Doktor?“

„Nichts, was nicht aller Welt bekannt ist!“ entgegnete der junge Arzt. „Sealsfield blieb eines Abends aus dem Klub fort, obwol er mit einigen Herren eine Partie L'Hombre verabredet hatte. Als er auch die nächsten Tage nicht im Klub erschien, fragte ein Freund von ihm in seiner Wohnung in den „South Kensington Mansions“ nach und hörte dort von dem Steward, daß er seit jenem Abend nicht nach Hause gekommen sei. Der Steward hatte sich darüber nicht gewundert, weil Sealsfield öfters ganz plötzlich zu verreisen pflegte, auf die Jagd oder zum Besuch seiner in Essex belegenen Besitzungen. Später, als er gar nicht wieder auf der Bildfläche erschien, glaubte man anfänglich in seinem Freundeskreise, daß er plötzlich den Einfall bekommen habe müßte, nach dem Kontinent zu reisen; er war als exzentrischer Mensch bekannt, und liebte es, jeder Laune sofort nachzugeben. Dann aber tauchten doch allerhand Befürchtungen auf. Die Polizei nahm sich der Sache an, doch ohne Resultat. Sealsfield ist bis zum heutigen Tage verschollen.“

„Und was glauben Sie, daß aus ihm geworden ist?“

„Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten,“ erwiderte Dr. Potter nach einigem Besinnen. „Sealdsfield ging, wie der Steward der „South Kensington Mansions“ ausgesagt hat, an einem regnerischen Januartage bei Dunkelwerden von Hause weg und ist seitdem nicht wiedergesehen worden. Man hat nicht die geringsten Anhaltspunkte, wohin er sich an jenem Abend gewandt hat. Vielleicht ist er in die Nähe der Themse gekommen und dort von Strolchen überfallen, ermordet und beraubt worden, der Leichnam wurde in den Fluß geworfen und von diesem in das Meer geführt.“

„Das wäre möglich,“ gab ich nachdenklich zur Antwort, „ebensogut jedoch könnte ihm wol ein Unglück zugestoßen sein, oder aber — er hat sich selber das Leben genommen . . .“

„Das letztere ist völlig ausgeschlossen,“ fiel mir Dr. Potter ins Wort, ein Mensch wie Sealsfield begeht keinen Selbstmord. Doch gleichviel, ob er durch einen Gewaltakt oder durch einen Unglücksfall ums Leben kam, immer bleibt die Frage offen, was aus dem Leichnam geworden ist.“

„Der könnte auch in einem Keller oder in einem Garten verscharrt worden sein,“ meinte ich, „ähnliche Fälle sind schon vorgekommen, und nicht bloß in London. Ich denke mir,“ und nun ließ ich meine Phantasie spielen, „man hat Sealsfield in ein Haus gelockt, vielleicht durch ein Frauenzimmer, und dort umgebracht und ausgeplündert. Der Leichnam ist dann auf die von mir gekennzeichnete Art beseitigt worden.“

„Frauenzimmer? gab es bei Sealsfield gar nicht,“ brummte der Doktor, „wenigstens nicht die gewöhnliche Sorte! — Nein, lieber Freund, Sie haben Seallsfield nicht kannt; sonst würden Sie nicht so kühn darauf los fabulieren. Ich glaube nicht, daß man jetzt, nach so vielen Jahren, noch die richtige Fährte zu entdecken vermag. Es ist ein schwieriger Fall, an dem sich unsere besten Detektives schon die Zähne ausgebissen haben.“

Ich schwieg und starrte sinnend in die Flammen des Kamins, während mein Gesellschafter in einer Zeitung blätterte. Wir saßen in dem Lesezimmer unseres Klubs. Plötzlich erinnerte ich mich wieder an Musgrave und fragte:

„Ging es den Musgraves längere Zeit so schlecht?“

Dr. Potter sah auf und antwortete:

„Nicht lange! — Ungefähr ein halbes Jahr später vollendete der Dichter den ersten seiner berühmten Romane, den „Judas“; Sie werden ihn sicherlich gelesen haben . . .“

„Aber natürlich!“ beeilte ich mich zu versichern.

„Schon der „Judas“ brachte Musgraves viel Geld. Dann folgten „Flammentod“, „Das zweite Gesicht“ und alle die anderen Romane und Novellen, denen sich auch noch seine Dramen anschlossen. Mit dem Erscheinen des „Judas“ hörten die Zeiten der Not für die Musgraves auf.“

„Und inzwischen? Das halbe Jahr vorher?“

Dr. Potter überlegte eine Weile; dann sagte er:

„Musgrave erzählte mir damals selbst, daß er einige kleinere Sachen für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben habe. Mit den dadurch erzielten Einnahmen wird er sich und seine Familie über Wasser gehalten haben, bis sonnigeere Tage kamen.“

„Können Sie mir die Titel jener Arbeiten nennen und wo sie erschienen sind?“ fragte ich beiläufig.

„Ich bedaure sehr; ich habe die Sachen nie zu Gesicht bekommen. Sonst kenne ich alles, was Musgrave geschrieben hat. Er selbst pflegte mich auf jedes neue Produkt seiner Feder aufmerksam zu machen, da er wußte, wie ich mich dafür interessierte. Jene Arbeiten aber muß er wol selbst nicht hoch genug geschätzt haben, um mit ihnen als seinen Geisteskindern zu paradieren.“

Diese Unterredung fand statt, als Charles Musgrave

seit einiger Zeit schon im Irrenhause weilte. Sehr rasch hatte sich nach dem Tode seiner Gattin das tragische Schicksal des jungen Dichters erfüllt. Dieser stolze Geist, der immer empor zur Sonne gestrebt hatte, dem kein Flug in die Welt der Gedanken zu hoch gewesen war, versank in Nacht und Finsternis, als ihm das Licht seines Lebens genommen wurde.

Wie vernichtet war Charles Musgrave an dem Totenbette seines Weibes zusammengesunken. Es war allgemein bekannt, daß die beiden Gatten eine überaus harmonische Ehe geführt, daß diese so verschieden gearteten Menschen mit einer Liebe aneinander gehangen hatten, wie man sie in unserem materialistischen Zeitalter kaum mehr zu finden glaubt. Aber daß eine Kraftnatur, wie der geniale Musgrave, unter dem erlittenen Schlage völlig zusammenbrechen könnte, hätte ich nicht für möglich gehalten. Und doch war es so . . . Mußte das eine Liebe gewesen sein, die jene beiden Menschenkinder mit einander verbunden hatte! Eine Liebe, die weit über das Grab hinaus, bis tief in das Grab hinein zu reichen schien! —

Dr. Potter, der einer der behandelnden Aerzte war, verdanke ich die Schilderung der furchtbaren, erschütternden Szene, die sich am Totenbette des jungen Weibes abgespielt hatte. Mit dem Ausdruck unsagbaren Schmerzes hatte Charles Musgrave mehrere Male den Namen seiner Gattin gerufen, und die erkaltende Rechte mit heißen Küssen bedeckt.

„Ist es wahr, Potter?“ hatte er dann gesagt, „ist sie wirklich tot? — Mensch, sage mir, daß du gelogen hast!“

Als er sich aber doch überzeugen mußte, daß nichts mehr auf der Welt das Weib seiner Liebe ins Leben zurückzurufen vermochte, war er wild emporgefahren und hatte, die geballten Fäuste zum Himmel emporreckend, geschrien:

„Maud! Maud! Du kannst mich verlassen? . . .“

Und dann noch einmal mit gräßlicher Stimme:

„Maud! Du gehst, und ich — bin dein Mörder!“

Mit diesen Worten hatte er sich über den Leichnam geworfen und das bleiche Totengesicht an seine Brust gerissen.

Ich bin dein Mörder! — Was diese Selbstanklage, die uns töricht vorkam, wol zu bedeuten hatte? Barg die als so glücklich gepriesene Ehe der beiden Gatten doch vielleicht ein düsteres Geheimnis in sich? Wollte Charles Musgrave mit seinen Worten sagen, daß er den Tod seines Weibes auf irgend eine Art verschuldet habe? Oder war es nur das Uebermaß des Schmerzes, das ihn so reden ließ?

Wahrscheinlich waren es schon die Vorboten der beginnenden Geisteszerrüttung, die ihm solche Worte in den Mund gelegt hatten. Schon sehr bald nach dem Begräbnis seiner Gattin zeigte es sich, daß der Dichter von Wahngebilden heimgesucht wurde. Potter, der sich seiner in rührender Weise annahm, erzählte, daß Musgrave oft lange Gespräche mit seiner verstorbenen Gattin geführt und sie beständig wegen irgend eines Vergehens um Verzeihung angefleht habe. Was er ihr gegenüber verschuldet habe, sei aus seinen wirren und doch sehr vorsichtigen Reden nicht hervorgegangen. Aber einmal habe er von einer „ungesühnten Blutschuld“ gesprochen. Und dann habe er also geendet:

„Siehst Du, liebes Weib! Es blieb sich doch gleich. So oder so, dem Tode warst Du geweiht. Zürnst Du mir, daß ich dem Schicksal in den Arm fiel? Eine kurze Spanne Glück habe ich uns dadurch doch erobert. Es war freilich ein sehr bedingtes Glück; aber wir lebten, und wir liebten uns. . . . Jetzt allerdings ist alles zu Ende. Aber ich folge Dir bald, sehr bald; denn Du hast ein Anrecht darauf.“

Merkwürdig war es auch, daß Musgrave sein einziges Kind, den kleinen Charles John, einen prächtigen Jungen von sieben Jahren, den er früher im Wetteifer mit seiner Gattin auf das innigste geliebt und auf das sorgsamste behütet hatte, mit größter Gleichgültigkeit behandelte und kaum mehr in seiner Nähe duldete. Der arme, kleine Kerl, der schon schwer genug die treue, allzeit liebevolle Mutter entbehrte, war zuletzt ganz verschüchtert und verlor allen jugendlichen Frohsinn.

„Es ist besser, wenn Kinder nicht zu gefühlvoll erzogen werden“, gab Musgrave in bitterem Tone zur Antwort, als Dr. Potter ihn wegen des Knaben zur Rede stellte, „das Leben meistert nur der, der ihm kühl und skeptisch gegenübersteht. Charles wird bald auf sich allein angewiesen sein. Da kann ich ihm nur wünschen, daß er ein schroffer und harter Charakter werde.“

Noch ruhte Maud Musgrave keinen vollen Monat im Grabe, als der Wahnsinn ihres Gatten zum Ausbruch kam. Im Byron-Theater wurde die Premiere des Erstlingswerkes eines jungen, noch unbekannten Autors gegeben. Die gesamte Kritik und alles, was in der Literaturwelt Londons eine Rolle spielte, waren versammelt. Auch Musgrave war gekommen und saß mit finsterer Miene auf seinem Platz im ersten Rang. In der großen Pause nach dem zweiten Akt begrüßte ich ihn im Foyer. Er war sichtlich zerstreut, machte aber einige satirische Bemerkungen über das Stück, das in der Tat sehr schwach war.

Unter allgemeiner Unruhe näherte sich der letzte Akt seinem Ende. Mit fast an das Lächerliche streifendem Pathos deklamierte der dem Untergang geweihte „Held“ des Stückes, ein von einem schurkischen Wucherer zu Grunde gerichteter Kaufmann, nachdem er sein Weib und seine Kinder umgebracht hatte, bevor er sich selbst den Tod gab:

„So flehe ich denn den Himmel an, daß er das Rächeramt übernehmen möge. Es gibt eine Vergeltung auf Erden; es gibt eine göttliche Gerechtigkeit . . .“

In diesem Momente erhob sich Musgrave totenbleich und schrie mit Donnerstimme in das Publikum hinein:

„Blödsinn! Blödsinn! Es gibt keine irdische Vergeltung! Es gibt keine göttliche Gerechtigkeit! — Seht meine Hände; sie sind mit Blut befleckt; ein — Mörder bin ich . . .“

Ein gewaltiger Tumult erhob sich. Die Nachbarn des bedauernwerten, offenbar irre sprechenden Mannes flüchteten; Frauenstimmen kreischten ängstlich auf. Das Spiel auf der Bühne mußte unterbrochen und der Vorhang herabgelassen werden. Mit Mühe und Not konnte der Unglückliche, der nach seinen Worten in Tobsucht verfiel, gebändigt und fortgeschafft werden.

Das Mitgefühl der ganzen Welt geleitete den Mann, der aus Schmerz über den Tod der geliebten Gattin wahnsinnig geworden war.

„Unheilbar“ lautete die Diagnose der Ärzte, und wenige Wochen schon, nachdem er in die Irrenanstalt gebracht worden war, starb Charles Musgrave. Die Blätter widmeten ihm ehrenvolle Nachrufe; die Theater führten zu seinem Gedächtnis seine besten Stücke auf,

und in unserem Klub wurde eine Totenfeier veranstaltet. Sein von einem Klubgenossen gemaltes Bild wurde in dem Festsaale aufgehängt und mit einem Flor umhüllt.

In einer der nächsten Klubsitzungen wurde angeregt, die kleineren Schriften Musgraves, die in den verschiedensten Tagesblättern und Zeitschriften verstreut waren, zusammen mit seinen nachgelassenen Arbeiten in Buchformat herauszugeben. Der Vorschlag fand allseitige Zustimmung, und mir wurde die Ehre zu teil, mit der Redaktion dieser Veröffentlichung betraut zu werden. So wanderte ich denn alle Tage nach dem kleinen Hause, wo das Glück der Musgrave's geblüht hatte und so jäh erstorben war, und sichtete die Papiere und die Manuskripte, die das geistige Erbe des unglücklichen Dichters bildeten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch den kleinen Charles John Musgrave ein wenig näher kennen; er zeigte sich als ein reizender, aufgeweckter Junge mit einem Herzen, das reich an Liebe und an zärtlichen Gefühlen war. Trotz seiner jungen Jahre empfand er den Verlust seiner Eltern sehr schwer und weinte oft und bitter, wenn er ihrer gedachte. Materiell litt er keine Not. Musgrave hatte ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das von Vormündern, deren einer Dr Potter war, verwaltet wurde. Die Erziehung und die Pflege des Knaben hatte eine entfernte Verwandte übernommen, ein ältliches Fräulein, das seinen Pflichten auf das treulichste nachkam.

Seine kleineren Schriften zu sammeln, hatte der Dichter mir leicht gemacht. Ich fand eine vollständige Liste seiner Geistesprodukte vor und in seiner Bibliothek die entsprechenden Zeitungsnummern und Journale oder Separatabzüge. Bei der Durchsicht der Liste erinnerte ich mich an die Arbeiten, von denen Dr. Potter gesprochen hatte, an jene Artikel und Feuilletons, die der Dichter in den Zeiten der Not geschaffen hatte, um sich mit den Seinen das Leben zu fristen. Aber das von Musgrave augenscheinlich sorgfältig angelegte Verzeichnis vermochte mir keine Auskunft zu geben, und auch die Bibliothek enthielt keine einzige Arbeit Musgraves aus jener Zeit. Desgleichen verliefen auch alle Nachforschungen, die ich in den älteren Jahrgängen der bekannteren Zeitschriften und Zeitungen anstellte, im Sande. Der Dichter mußte damals für ganz obskure Blättchen geschrieben haben.

Meine Arbeit machte mir viele Freude. Es war ein reicher Geistesschatz, den ich aus den Papieren des Dichters zusammengetragen hatte. Schon glaubte ich alles geordnet und für die Drucklegung vorbereitet zu haben, als ich auf ein nicht sonderlich umfangreiches Manuskript stieß, das in einem Geheimfache des altmodischen Schreibtisches ruhte. Ich setzte mich, da es bereits zu dunkeln begann, an das Fenster und las, während das Feuer im Kamin behaglich prasselte, nachfolgendes Bekenntnis:

Eine Episode meines Lebens.

Eine Episode meines Lebens werde ich nie vergessen. Bisweilen möchte ich glauben, daß ich sie nur geträumt habe. Denn daß ich, ich und Maud, mein zartes, blondes Weib. . . Fast unbegreiflich erscheint es mir, und doch, doch — ich habe es nicht geträumt; es ist wirklich geschehen.

Als wir heirateten, war ich Redakteur an einer Tageszeitung in London. Mein Einkommen war, da ich in noch jugendlichem Alter stand, sehr bescheiden; nichtsdestoweniger aber hofften wir, uns leidlich durchschlagen zu können; denn wir hatten beschlossen, sehr sparsam zu wirtschaften. Auch war kurz vorher eine Novelle von mir, mein literarisches Erstlingswerk, von einer der führenden Zeitschriften angenommen worden, so daß ich begründete Aussicht auf schriftstellerischen Nebenverdienst zu haben glaubte.

Wir mieteten ein kleines Häuschen in Walham Green für zehn Schillings die Woche und möblierten es auf Abzahlung notdürftig aus. Trotzdem aber war es ganz behaglich in unserem Heim. Offenbar fanden das auch die wenigen Bekannten, mit denen wir in näherem Verkehr standen; denn sie ließen sich nie lange nötigen, uns zu besuchen, und manche kamen sogar uneingeladen. Zu diesen gehörte vornehmlich mein Schulfreund John.

Es war merkwürdig genug, gerade John war unter meinen Freunden am meisten gegen meine Heirat mit Maud gewesen, und jetzt war er derjenige, der am häufigsten von allen bei uns verkehrte. Sehr bald wurde er allgemein für unseren Hausfreund erklärt, und schließlich nannten wir ihn selber so, obwol meine Frau, im Grunde genommen, keine Sympathie für ihn hegte und ich, ja — was mich eigentlich mit John verband, vermag ich heute kaum noch zu sagen. Ich glaube wahrhaftig, es war nur die Tradition, die gedankenlose Gewöhnung, die mich auch nach der Schulzeit noch an ihn gefesselt hatte. Wenn man Jahre lang nebeneinander gesessen und immer gute Kameradschaft gehalten hat, ist es am Ende nicht verwunderlich, daß man die Jugendfreundschaft pietätvoll in das spätere Alter, das eigentliche Leben, hinüberzuretten sucht. Außerdem war John aus unserem ganzen Jahrgange der einzige, der gleich mir dauernd in London geblieben war. Es hatte uns also das Schicksal gewissermaßen zusammengeführt und beisammengehalten. Wie ich, so hatte auch er sich der Schriftstellerei zugewendet, nur mit dem Unterschiede, daß er, der sehr vermögend und völlig unabhängig war, sich ganz dem erwählten Berufe widmen konnte, während ich mich frühzeitig in den Frondienst des Journalismus begeben mußte. Daß John deshalb aber Bedeutenderes geleistet hätte, als ich, läßt sich nicht behaupten; denn er hatte bisher nur einige Feuilletons veröffentlicht und für seine größeren Arbeiten noch keine Abnehmer finden können.

Was andererseits John zu mir hingezogen hatte, war unfraglich keineswegs ein wärmeres Gefühl, das er für mich hegte; Gefühle kannte der kaltherzige, im Wolleben aufgewachsene Egoist überhaupt nur dem Namen nach. Ebensowenig war es die Gewöhnung, die ihn, wie es bei mir der Fall war, veranlaßt hatte, das freundschaftliche Verhältnis zwischen uns aufrechtzuerhalten. Auch dazu war John viel zu eigensüchtig und berechnend; mit überflüssigen Dingen, die ihm keinen Nutzen brachten, hatte er sich niemals im Leben abgegeben. Nachgedacht habe ich damals wol kaum über die Motive, die ihn den Umgang mit mir so eifrig suchen ließen; sonst hätte ich sie doch sicherlich erkennen müssen und würde dann wol nicht mehr gezögert haben, dem guten Freunde den Laufpaß zu erteilen. Heute ist mir alles völlig klar. John beutete mich geistig aus; schon auf der Schule hatte er es getan, und später im Leben hatte er diese praktische Gepflogenheit mit Geschick fortgesetzt. Wenn er damit auch keine glänzenden Resultate erzielte, selbst die spärlichen

Erfolge, die ihm wurden, verdankte er nur mir allein. Wenn ich die von ihm verfaßten Feuilletons, die damals übrigens ein gewisses Aufsehen erregten, durchgehe, so tritt mir heute noch aus ihnen immer wieder das eine entgegen, daß sie in ihrem Grundton meiner Gedankenwelt entstammen, daß das, was ihnen ihre Eigenart verleiht, Geist von meinem Geiste ist. So ganz wagte auch John es nicht, meinen Einfluß auf seine literarische Produktion fortzuleugnen; aber er gab der Sache eine andere Prägung; er nannte mich den Wetzstein seines Geistes. In jenen Tagen fand ich nichts Arges darin und freute mich, wenn unserer angeregten Unterhaltung ein neues Kind seiner Feder entsproß. Jetzt freilich, nach reiflichem Nachdenken, bin ich felsenfest davon überzeugt, daß er kaltlächelnd mich systematisch geistig ausgeplündert hat; jetzt glaube ich auch zu wissen, weshalb er damals so sehr gegen meine Verbindung mit Maud gewesen ist. Es war nicht die von ihm geheuchelte, freundschaftliche Besorgnis um meine Zukunft, die ihn veranlaßte, mich, den mittellosen Journalisten, vor der Heirat mit einem so armen Mädchen, wie Maud es war, auf das eindringlichste zu warnen. Wie hätte auch John Sealsfield zu einem solchen Gefühle kommen sollen. Ihn hatte einfach die Furcht beherrscht, daß nach meiner Verheiratung die für ihn geistig so wertvollen Zusammenkünfte mit mir in Fortfall kommen könnten. Darum hatte er sich auch als ich, seinem Rate zuwider, dennoch meine geliebte Maud zum Altar geführt hatte, so rasch in meiner neuen Häuslichkeit eingefunden und war endlich sogar unser „Hausfreund" geworden, der beinahe täglich bei uns zu treffen war und für meine Frau eine fast gesuchte Ehrerbietung und für mich die alte, auch nie ganz aufrichtige Kordialität zur Schau trug. Alle Donnerstag pflegte er um sieben Uhr zum Dinner bei uns zu erscheinen, ganz regelmäßig, ohne besondere Einladung, und oft genug forderten wir ihn auf, auch den langweiligen Sonntagnachmittag in unserem Heim zu verleben. In der Woche besuchte er mich ziemlich häufig, mal nachmittags, mal abends, oft nur en passant, um irgend ein interessantes Geschehnis oder ein Thema, das er gerade bearbeitete, mit mir zu besprechen. Er wohnte ja nur eine halbe Stunde von uns entfernt, in einem der vornehmen Mansions von South Kensington.

Ein Jahr verging wie im Fluge. Dann wurde uns ein kräftiger Junge geboren, der auf die Vornamen „Charles John" getauft wurde. John Sealsfield stand Pate und verkehrte, als wir wieder Besucher empfangen konnten, womöglich noch intimer bei uns, als vorher.

Unser Junge gedieh prächtig. Meine Frau, deren ganzes Glück er bildete, gab sich auch viele Mühe mit ihm. Er wurde wie ein kleiner Prinz gehalten; nichts konnte für ihn teuer und gut genug sein. Nun hatte aber die Entbindung unsere geringen Ersparnisse aufgezehrt, und an literarisches Arbeiten war in dieser Zeit nicht zu denken gewesen. Infolgedessen mußten wir uns auf das äußerste einschränken. Allerdings hatte ich inzwischen einen Roman begonnen, auf den ich große Hoffnungen setzte, sowol literarisch, als auch pekuniär.

Da pötzlich — Charles John war gerade fünf Monate alt geworden — verlor ich meine Stellung beim „Daily Advertiser". Ich hatte mit dem Chefredakteur Differenzen gehabt; er verlangte von mir, ich sollte einen minderwertigen Schauspieler, mit dem er befreundet war, in meiner Theaterkritik herausstreichen. Ich weigerte mich; er schwärzte mich bei dem Verleger, einen hartgesottenen Kapitalisten, an und wußte ihn zu meiner Entlassung zu bestimmen. Ich schlug Radau in der Presse und erreichte auch, daß man meine Gegner allgemein moralisch verurteilte. Materiell nützte mir das aber sehr wenig; im Gegenteil, es schadete mir sogar. Denn keine Zeitung wollte einen so wenig gefügigen und rabiaten Preßkuli bei sich einstellen. Trotz aller Bemühungen vermochte ich daher eine neue Stellung nicht zu erlangen.

Der Moment, den mir meine Verwandten und Freunde, nicht zum mindesten John Sealsfield, vor meiner Verheiratung prophezeit hatten, war also wirklich gekommen. Ich war brotlos und wußte nicht, woher ich schon in der nächsten Woche die Mittel nehmen sollte, um meine Familie zu ernähren. Ich setzte mich sofort hin und schrieb eine Novelle, die ich an die große Zeitschrift, deren Mitarbeiter ich war, einsandte. Drei Wochen dauerte es, bis die Antwort kam; meine Arbeit wurde mir mit höflichem Bedauern als „nicht geeignet" zurückgesandt.

Unterdessen hatte ich fleißig an meinem Roman weitergearbeitet; er war jetzt bis auf die Hälfte gediehen und ließ sich vorzüglich an.

Als die Novelle wieder bei mir eintraf, die in der Tat nicht viel taugte, da ich sie, meiner sonstigen Gewohnheit zuwider, hastig heruntergeschmiert hatte, saß die Not bereits an unserem Tische zu Gast. In der ersten Woche hatte ich noch einige kleinere Außenstände einzukassieren gehabt; dann hatten wir bei unseren Lieferanten vierzehn Tage lang alles, was wir notwendig zum Leben gebrauchten, auf Kredit entnommen. Augenblicklich nun besaßen wir nicht mehr so viel, um die nächste Wochenmiete und die fällige Rate an das Möbelgeschäft bezahlen zu können.

Wir hielten Kriegsrat und das Resultat desselben war, daß ich zu John Sealsfield, der nach wie vor bei uns verkehrt hatte und von unseren Verlegenheiten nichts bemerkt zu haben schien, pilgerte und ihn um ein Darlehn von £ 25 ersuchte. Soviel brauchten wir gerade, um uns über die nächsten Monate hinwegzuhelfen, so lange, bis ich in Ruhe meinen Roman vollendet und angebracht hatte. Ich wußte, John verfügte über eine Rente von mehr als £ 1000 jährlich; mein Anliegen konnte ihn also schwerlich in Verlegenheit bringen. Desto erstaunter war ich, als er nach einigem Zögern erklärte:

„Lieber Charles, ich bedaure; ich kann dir wirklich nicht zu Diensten sein."

„Was? Du hast das Geld nicht übrig?" fragte ich verblüfft.

„Nein! wirklich nicht!" kam es wieder zögernd heraus, „ich habe mich in diesem Monat stark verausgabt . . ."

„Und im nächsten?" fragte ich, an Weib und Kind denkend, ängstlich.

Er schien eine Weile mit sich zu kämpfen; dann sah er mich mit seinen kalten, hellblauen Augen eisig an und sagte:

„Ich will ganz offen sein, lieber Charles. Ich leihe prinzipiell kein Geld aus. Da ich keine Lust habe, mein Geld zu verlieren oder gar durch leichtsinniges Fortgeben an andere selber in die Tinte zu geraten,

habe ich mir mein Ehrenwort gegeben, nie im Leben einen roten Heller zu verborgen."

Wenn die Sache nicht so ernst gewesen wäre, hätte ich ihm laut ins Gesicht gelacht. So aber verkniff ich mir diese Regung und flehte in herzbewegenden Tönen:

„Wenn du uns nicht hilfst, lieber John, sind wir rettungslos verloren; wir müssen geradezu verhungern. Ich weiß wirklich keinen Ausweg mehr. Wenn du auch mich zurückweisen möchtest, vielleicht weil ich damals deinem Rate nicht gefolgt bin und diese vom materiellen Standpunkte aus zweifellos törichte Heirat geschlossen habe, so denke wenigstens an mein gutes, armes Weib, die dir wie eine Schwester entgegengekommen ist, und den lieben, kleinen Kerl, bei dem du Pate gestanden hast!"

John Sealsfield maß mich mit kühlem Blick; dann sagte er jedes Wort scharf betonend:

„Lieber Charles, du weißt, ich bin ein Mann von Charakter, und wirst also nicht von mir verlangen, daß ich um deinetwillen mein Wort breche."

Ich sah ihn verständnislos an: denn solche schurkischen Tüfteleien gingen stets über meinen Horizont. Dann ergriff ich meinen Hut und verließ mit kurzem „Morning" ohne Händedruck den „Jugendfreund".

Mein Onkel sandte mir auf meine Bitte eine kleine Summe; aber da es ihm selber nicht zu best ging, konnte ich auf weitere Unterstützungen von seiner Seite nicht rechnen. So mußte denn der schwere Gang zum „Pawnbroker" angetreten werden. Die bescheidenen Goldsachen meiner Frau, meine Uhr, meine Anzüge und endlich sogar unsere Trauringe wanderten nach und nach in das Pfandhaus. Inzwischen arbeitete ich mit fieberhaftem Eifer an dem Roman. Aber das Elend lähmte meine Schaffenskraft; ich kam nicht von der Stelle. Zu der seelischen Depression, die sich naturgemäß eingestellt hatte, gesellte sich als Folge der mehr als mageren Kost bald auch die körperliche Entnervung; Willensstärke, Regsamkeit, Gestaltungskraft und geistige Klarheit, alles schwand allmählich dahin.

Meiner Frau ging es ähnlich wie mir. Auch sie wurde elend und matt, und ihr Antlitz verlor seine rosige Färbung. Aber sie war zäher, als ich, wie Frauen ja im allgemeinen im Ertragen von Leiden das „stärkere Geschlecht" zu sein pflegen, und suchte mir immer wieder aufs neue Mut einzuflößen. Alle Morgen redete sie mir zu, mich an den Schreibtisch zu setzen und wenigstens den Versuch zu machen, ob mir die Weiterführung des Romans nicht doch gelingen wollte. Endlich mochte sie wol das Vergebliche dieser Bemühungen eingesehen haben; denn sie erklärte mir eines Tages, sie würde sich für die Zeit, in der ich kein Geld verdiente, eine Beschäftigung suchen. Ich hatte nichts dagegen; denn wir waren immer gute Kameraden gewesen; aber es war schon zu spät. Noch am selben Tage brach Maud, von Hunger erschöpft, ohnmächtig zusammen. Voller Verzweiflung nahm ich den abgezehrten, süßen Leib in meine Arme und trug ihn auf das Bett. Dann ging ich zum Pawnbroker und verkaufte ihm alle unsere Pfandscheine, eine stattliche Zahl. Für den Erlös, der nur wenige Schillings betrug, erstand ich eine Flasche Portwein und einige Lebensmittel. Damit kehrte ich, das Haupt voll düsterer Gedanken, in meine Behausung zurück.

Mein Weib lag noch immer besinnungslos auf dem Bett; ihren blassen Lippen entquollen dumpfe Laute der Qual. Ich flößte ihr einige Tropfen Portwein ein, und als sie wieder zu sich gekommen war, gab ich ihr zu essen. Sie nahm einige Bissen zu sich; dann sah sie mich unbeschreiblich innig an und sagte unter schmerzlichem Lächeln:

„Nicht zu viel, Liebster! Du darfst mich nicht verwöhnen."

Da packte mich eine namenlose Wut. Gab es nirgends einen Ausweg, nirgends eine Hoffnung mehr? War eine Rettung aus diesem Elend denn völlig ausgeschlossen? Waren wir unabwendbar dem Untergang verfallen? Mein treues, heldenmütiges Weib, mein junges, herziges Kind, das noch keine Erdenschuld bedrückte, sollten sie ohne Kampf einem düsteren, unbarmherzigen Geschick geopfert werden? — Bis zu diesem Tage hatte unser kleiner Charles John noch keine Not gelitten. Alles, was wir noch besaßen, hatten wir ihm zugewendet. Aber jetzt stand der Tag, an dem uns auch das nicht mehr möglich war, vor der Tür. Dazu aber sollte und durfte es nicht kommen.

Nochmals die Hilfe eines Menschen zu erbetteln, wäre ein überflüssiges und törichtes Unterfangen gewesen. Alle, alle hatten sich von uns gewendet, als sie merkten, daß wir in Not geraten waren; wie die Ratten das dem Untergange geweihte Schiff, so hatten uns die Menschen verlassen. John Sealsfield war seit dem Tage, an dem ich ihn vergeblich um das kleine Darlehn gebeten hatte, nicht mehr zu uns gekommen. Ein anderer Schulfreund von mir, Dr. Potter, der vor kurzem nach Beendigung seiner Studien nach London zurückgekehrt war, selber ein armer Schlucker, der am Hungertuche nagte, hatte nochmals mit John Sealsfield sprechen wollen, um ihn zu bewegen, uns zu helfen. Ich hatte ihm gleich gesagt, daß das vergeblich wäre. Nach einigen Tagen kam denn auch richtig ein Brief von ihm mit der Nachricht, daß von John Sealsfield wol kaum etwas zu erwarten sei.

Ein grenzenloser Menschenhaß erfüllte mein Herz, und in mir reifte ein furchtbarer Plan.

Als wir uns abends hungrig zu Bett legten, beschloß ich, Maud in mein Vorhaben einzuweihen; denn ich bedurfte ihrer Unterstützung.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Vom Bahnhof.

Es ist zu Ende. —
Es mußte sein. —
Und ob sich drum das Glück auch fände,
jetzt bin ich nur allein.
Da nützte kein Rufen, da hälfe kein Schrein,
die rasselnden Räder schlängen es ein.
Da hälfe kein Laufen mit Riesenschritt,
ich käme dem sprühenden Eisen nicht mit.
Und die Nacht deckt bald die Spur mir zu. —
Fahr hin, fahr wol, mein Liebes du! — —
Und weiter brausen von Süd und Nord
die rastlos tragenden Züge fort.
Ich hör' es kaum.
Ich bin allein
und wandle heimwärts wie im Traum.
Ich weiß, es mußte sein. —

Sehnsuchtheiß.

Ueber'm schillernden Geschläng der Schienen
Brennt der Tag am Abendhimmel aus.
Weiß nicht: Immer setzt die alte Lohe
Alten Schmerz in meiner Brust in Flammen,
Sehnsuchtheiß.

Sieh, da kriecht es durch die ersten Schatten
Doppeläugig glühend auf mich her —
Näher, näher, lauter — schon ist's nah.
Unter seinen Schlägen dröhnt die Erde
Und sein Atem, schnaubend, streift mich jäh.
Fenster leuchten auf. In samt'nen Polstern
Wiegt sich hell im Licht das Glück,
Sehnsuchtsfroh — — —

Schon vorbei. Sein Atem ist verflogen.
Ferner, leiser wird der Schlag der Räder.
Dort das Abendrot ist auch verblichen.
Still und einsam steh ich noch. Mich fröstelt.
Und die Nacht mit ihrem Schattenschleier
Deckt mich zu — arm wie ich bin und bleibe. —
Meine Wünsche fahren dort hinaus
Auf den Schienen in die reichen Fernen
— Sehnsuchtheiß.

Friedrich Kroff.

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier.**

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips.**

Donnerstag.

Mein Geliebter!

Die Sprache vermag nicht auszudrücken, was ich beim Klang dieser Worte empfinde.

Mein Geliebter, das ist er, der Erste, Einzige und Herrliche, an den zu denken mich erzittern macht und doch mit einer solchen Seligkeit erfüllt, daß ich die Augen schließen muß. Er ist es, der eine solche Macht über mich hat, daß mein Wille in seiner Nähe schwindet, meine Entschlüsse schwanken, ich selbst nur erfüllt bin von dem Einen, Großen: ganz sein zu sein, sein eigen, seine Geliebte.

Wenn seine Augen in die meinen schauen, seine Lippen die meinen berühren, seine Arme mich umfassen, dann weiß ich von nichts in der Welt als von ihm. Es ist mir, als ob wir beide die einzigen Wesen auf der Welt seinen, die einzigen, welche zu lieben verstehen und welche lieben.

Dann wünsche ich, daß ich in einem solchen seligen Augenblick ganz Eins mit ihm werden und dann vor Glück vergehen könnte.

Ich würde dann ins Paradies geschaut haben, dessen Glanz kein Mensch ertragen kann.

Deine Valborg.

Freitag.

Ich glaube nicht, daß ich mich jemals vorher so innerlich glücklich zusammen mit Dir gefühlt habe, wie am Mittwoch abend, als wir beide allein am Meer gingen.

Wenn ich in Deine frohen, liebevollen Augen sah, überkam mich ein Glücksgefühl der Art, wie es, glaube ich, für meine Natur paßt. Es war nämlich nicht das Glücksgefühl, welches ich ja auch kenne, das einem den Atem raubt und alles vor einem schwindeln macht, sondern es war das starke und stille Glücksgefühl, das einem gleichsam die Brust erweitert und einen empor hebt. Da verstand ich richtig, was es heißt geliebt zu werden und ich fühlte mich stolz darüber, daß ein Mann mich lieben kann und noch dazu der herrlichste von allen, Du, mein einziger teurer Freund. An dem Abend schien es mir, daß ich glücklich sein könnte, wenn ich mein ganzes Leben lang nur Dich dann und wann allein sehen, wie Kamerad zum Kameraden mit Dir sprechen und Dir als Deine zärtlichste und vertrauteste Freundin so innerlich nahe stehen könnte, wie ich es jetzt tue.

Deine Valborg.

Montag.

Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich sie von aller Welt abschließen. Ich würde sie fernhalten von all dem, was unschön, schlecht, hart und traurig ist und dann würde ich versuchen, ihre Jugend mit soviel Freude zu erfüllen, das sie glaubte, das ganze Leben sei lauter Wonne.

Denn ist es wol natürlich, daß die Jugend nicht froh ist und nicht an sich selbst glaubt, nicht alles vom Leben erhofft, sondern daß sie nur alle Dinge grau in grau sieht? Ich selbst bin in meinem Leben so selten froh gewesen, wenigstens so richtig jubelnd froh, wie ich sein kann: ich habe still und friedlich meine Arbeit verrichtet ohne Seitensprünge, aber ich habe diesen Mangel an Freude stets als Entbehrung empfunden, als wenn ich im Leben um etwas betrogen worden sei: um die Fähigkeit, die Dinge leicht und sonnig zu nehmen und allem die beste Seite abzugewinnen. Ich empfinde immer nur das Schlechteste.

Ich bin traurig heute abend.

Deine Valborg.

Donnerstag.

Mein einziger Geliebter!

Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich Dir heute schreibe. Denn wenn ich, wie ich zu tun pflege, aus der Stimmung heraus schreibe, in der ich bin, weiß ich, daß Du den Brief ärgerlich von Dir werfen und sagen wirst: „Wird sie es denn niemals müde, mit ihren sentimentalen Gefühlsausbrüchen zu kommen! Mich amüsieren die nicht; sie selbst wol auch nicht!"

Aber denke doch daran, daß man nicht zu viel von einem „hysterischen Frauenzimmer" (der letzte schöne „Kosename" für mich) verlangen muß und daß ich das, was ich Dir nicht sagen darf, Dir vielleicht schreiben kann, da Du ja doch in der Regel meine Briefe mit Stillschweigen übergehst und ich vielleicht infolgedessen ohne Schelte davonkomme. — O, wie Du doch schelten kannst! Ich habe nie einen Menschen gehört, der so andauernd schelten kann wie Du. Wenn Du, wie Du Dir im letzten Monat angewöhnt hast, recht tüchtig auf mich gescholten hast, sind meine Nerven zuletzt so in Aufruhr, daß ich hinterher mich absolut nicht erinnern kann, weshalb Du schaltest, sondern beständig nur Deine verbitterte Stimme und einzelne losgerissene Worte, welche Du stark betonst, vor meinen Ohren höre. Es ist schrecklich, wie Du schelten kannst und wie oft Du es tust! Bin ich wirklich so schlecht gegen

Dich, daß unsere Zusammenkünfte fast ausschließlich von Deinen Zornesausbrüchen erfüllt werden müssen? Etwas Ernstliches gegen Deinen Willen habe ich, so viel ich weiß, nie getan und doch behandelst Du mich, als ob ein Unglück geschehen sei.

Du sagst, daß ich Dir nie ein hartes Wort sage, weil kein Grund dazu ist. Ich glaube nicht, daß es daran liegt; ich könnte wol, wenn ich pedantisch genug wäre, etwas finden. Aber alles andere wird in meinen Augen so klein im Vergleich mit dem einen Großen, daß Du mich liebst und daß ich Dich liebe.

Valborg.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Turgenjeff: Gedichte in Prosa. Inselverlag, Leipzig. Mk. 1,00.

Garschin: Attalea princeps. Ebenda. Mk. 2,00.

Diese beiden Publikationen sind die ersten Bändchen einer im Inselverlage erscheinenden russischen Bibliothek, die — wie der Prospekt sagt — nur Werke erstklassiger Autoren in ihren glänzendsten Schöpfungen bringen wird." Der Verlag konnte diese neue Bibliothek nicht besser einführen, als dadurch, daß er mit der Herausgabe der „Gedichte in Prosa" von Turgenjeff begann. Diese prächtigen Skizzen sind in Deutschland längst bekannt. Die Prägnanz des Ausdrucks, die den skizzenhaften Bildern eine so wunderbare Plastik gibt, die feine Stimmungsmalerei, die selbst jene Gedichte wertvoll erscheinen läßt, deren Inhalt vielleicht weniger bedeutend und interessant ist, kennen wir schon aus den früheren Ausgaben. Der neue Übersetzer (Th. Comichau) hat nun auch versucht, alle die Feinheiten und den Rhythmus des Originales zu wahren. So dürfte das Büchlein, den Gedichten Turgenjeffs, unter denen sich einzelne wirkliche Meisterstücke befinden, noch viele neue Funde erwerben; auch die Ausstattung ist eine so glänzende, daß nur wenige Publikationen von gleichem Preise aus anderen Verlagsanstalten (vielleicht die bei Schuster & Löffler erschienenen „Deutschen Chansons", Bierbaums „Irrgarten der Liebe" und Stefan Zweigs „Verlaine-Anthologie") in dieser Hinsicht mit dem Buche konkurrieren können. Das Werkchen ist nämlich auf echtem Büttenpapier gedruckt, mit Titelblatt und Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede, und kostet gleichwohl nur **eine** Mark. — In gleicher Ausstattung liegt das zweite Bändchen der Bibliothek vor. Die Erzählungen, die von dem durch seine schöne Gorjkiübertragung (bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen) vorteilhaft bekannten **Michael Feofanoff** übersetzt wurden, zeichnen sich durch Leichtflüssigkeit der Sprache und lebhafte dramatische Darstellung aus. Grandios ist die psychologische Entwickelung in den beiden Novellen „In der Nacht" und „Ein Ereignis". Auch Garschin gibt in wenigen Strichen Bilder voller Farbe und Leben. Er ist eine starke künstlerische Persönlichkeit, die großes Interesse wecken muß. Seine Novellen liest man gerne immer und immer wieder, weil man stets neue Schönheiten darin zu finden gewiß ist, und selbst dem, der sie nur einmal liest, offenbaren sie eine staunenswerte Fülle von Beobachtung und Können und werden ihm nie aus dem Gedächtnisse entschwinden. — Der Prospekt des Verlages meldet als nächste Erscheinungen: **Korolenko** „Der Wald rauscht" u. a. Nov., und **Lermontoff** „Ein Held unserer Zeit". Die Bibliothek verspricht also wirklich eine schätzenswerte Verlagsunternehmung zu werden.

Maximilian Fuhrmann: Die Hölle im Pferdestall und andere lachende Satiren. Berlin und Leipzig. Schuster & Löffler.

Fuhrmanns Satiren sind kein Zeitspiegel, der die großen sozialen Probleme zeigt. Nur die tausend kleinen Lächerlichkeiten des Alltags sind es, die er verspottet. Darum ist sein Lachen nicht laut und lärmend, kein höhnischer Zuruf. Es ist das gutmütige Schmunzeln Eines, der von weitem dem närrischen Treiben der Anderen zusieht. Und so ist auch seine Sprache: ruhig, einfach, manchmal ein wenig zu stark referierend. **Detlev von Liliencron**, der dem Buche einen hübschen Geleitbrief mit auf den Weg gab, hebt das besonders hervor, indem er sagt: „Ein Hauch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, von Bureausprache gibt diesem Deutsch, so paradox es klingen mag, einen herben, trocknen, nicht unangenehmen Beigeschmack." — Manche der Satiren — deren Sujets übrigens nicht immer ganz originell sind — sind anspruchslos in Form und Inhalt, und nach einer der schwächsten führt das Buch seinen klingenden Titel. Daneben stehen aber auch einige sehr gute Sachen. Zu diesem zähle ich vor allem „Die Wohltäterin", eine Skizze, in der Fuhrmann auch den hochtrabenden Reporterstil, von dem er selbst nicht ganz loskommt, glänzend persifliert.

Victor Fleischer.

Unsere geschätzten Abonnenten, welche Exemplare von

Nr. 1 des „Magazin für Litteratur“,

71. Jahrgang, 1902 vorrätig resp. disponibel haben, würden die ergebenst unterzeichnete Expedition durch Uebersendung dieser Nummer sehr verbinden.

Wir sind gern bereit, alle eingehenden Nummern zu vergüten.

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29.

Die Expedition des „Magazin für Litteratur.“

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hoditzstr. 14. — Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • • •

No. 5. ◈ 72. Jahrgang.
· 1903. 31. Januar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Gedichte.

Im alten Garten.

Der Brunnen noch — dann die Kastanienhaine, —
dann dämmert grau das goldbemooste Tor.
Dahinter, brennend im Septemberscheine
steht Portulak — wie einst — im letzten Flor.

Ich bin so oft, so oft noch dort gesessen,
verlornes Kind im Sonnenuntergang, —
und hab so oft mein kleines Leid vergessen,
wenn ich die Samen aus den Hülsen leerte
und Korn auf Korn schwarz in die Hand mir sprang,
das dann im Lichte silbern sich verklärte. . .

Einer Schwester.

Als du gestern müde wurdest
und an meinem Arm entschliefst
und zum erstenmal im Traume
einen fremden Namen riefst, —
nahm ich deine kühlen Hände,
deine noch so kühlen Hände,
nahm und fühlte sonder Willen,
wie dein Traum ins Blut mir schlich.
Und mein Blick fiel ins Gelände,
wo ein Regenbogen licht
vor dem Schnee der Alpen glühte,
der dein Kinderangesicht
schwach mit seinem Schein umblühte,
und ich ging und schwur im stillen
einen großen Schwur für dich.

Hans Carossa.

Die Türkenpfeife.

Wenn ich das liebe, alte Stück besehe,
Und sorglich prüfend es nach allen Seiten drehe,
Muß ich an meine Kindertage denken,
Die mir oft tröstliche Erinnerungen schenken
In meines Erdenrausches wildem Wege.

Ein Sonntag war's, und alle flogen fort,
Nur ich blieb da und mußte Schulaufgaben machen,
Doch als ich fertig war mit meinen Sachen,
Zog ich mich an und ging zum letzten Haus im Ort.
Die Eltern meiner Mutter wohnten dort.

Mit ihrer hornumfaßten runden Brille
Die Großmutter am engen Stubenfenster saß
Und leise lispelnd in der Bibel las.
Nichts unterbrach die große, heilige Stille,
Als vor dem Haus das Zirpen einer Abendgrille.

Die Mutter saß zu Füßen ihr gewöhnlich
Und stickte schweigend eine lange, bunte Schleife,
Indes aus meiner alten Türkenpfeife
Damals ein lieber Graukopf, streng, doch mild versöhnlich
Noch friedlich sich eins rauchte . . . . .

Victor A. Reko.

Vesper.

Die Abendglocken singen
So lieb und lang und leis,
Daß ich mir für das Klingen
Kein Wort der Weihe weiß.

Mir ist bei jedem Schlage,
Der träumend niederglitt:
Er nimmt die Glut vom Tage
Und seine Wolken mit.

Die Abendglocken singen
So leis und lieb und lang . . .
Es ist, als ob sie gingen
Zum Sonnenuntergang.

Und leiteten und hielten
An frommer Frauenhand
Die Fahrt der ungestillten
Sehnsucht vom Menschenland.

Die Abendglocken singen
So leis und lang und lieb,
Als ob, wenn sie verklingen,
Kein Laut auf Erden blieb'.

Und stirbt das letzte Ave,
So lauscht das Land und schweigt,
Das aller Unrast Sklave
Sich selig tiefer neigt . . . . .

Die Abendglocken singen
So lieb und lang und leis,
Daß ich mir für das Klingen
Kein Wort der Weihe weiß.

Hermann Bessemer.

Vor Anker.

Nun sinkt der Abend in die Nacht,
und Sturm und Wogen sind entschlafen.
Ich hab' zur Ruh im sichern Hafen
mein Schiff am Anker festgemacht.
Die Lichter brennen vorn am Rumpf,
um Suchenden den Weg zu zeigen.
Das dunkle, regungslose Schweigen
durchflutet nur die Strömung dumpf.
In Sinnen seh ich festgebannt
die Lichter sich im Wasser spiegeln,
als wollten sie dem Blick entsiegeln
die rätselhafte, dunkle Wand.
Die Tiefe aber hüllt sich dicht
in ihres Mantels schwere Falten. —
Unsichtbar bleiben die Gewalten,
und keine Stimme kommt und spricht.

Richard Schark.

Die Episode.

Von **Friedrich Gehrmann.**

(Schluß.)

„Maud", sagte ich zärtlich, „liebes, armes Kind, so kann es nicht weiter gehen."

Sie ergriff meine Hand und drückte sie liebreich. Dann antwortete sie:

„Du hast recht, Charles! So kann es nicht weiter gehen."

„Ich will ein Ende machen . . ."

„Ein Ende?" seufzte sie, „ja, auch ich habe in letzter Zeit häufig daran gedacht . . ."

„Ach so!" sagte ich mit kurzem Auflachen, „ich verstehe . . . Du meinst, ich wolle uns alle drei in ein besseres Jenseits befördern?"

„Allerdings!" kam es zaghaft von ihren Lippen, „so glaubte ich Dich verstanden zu haben . . . Freilich, das Kind . . . O Gott, es ist zu schrecklich . . ."

„Nein, mein Liebling," antwortete ich ernst, „so „weit sind wir noch nicht. Warum sollen wir denn gerade es sein, die zu Grunde gehen müssen? Das Leben ist ein Kampf, und hat man uns mitleidlos in diesem Kampfe zu Boden geschmettert, so haben wir wahrhaftig keine Veranlassung, noch Schonung an unseren Feinden zu üben. Mit uns hat niemand Erbarmen gehabt, sollen wir darum noch Erbarmen mit anderen haben? Nein! sie alle sind unsere Feinde, unsere Verderber, das ganze Menschenpack, das verhaßte, das verfluchte.... Krieg bis aufs Messer ihnen allen, bis aufs Messer, Maud, sage ich! Du und das Kind, nein! ihr sollt nicht untergehen, und auch ich, denkst Du etwa, Maud, daß ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren schon Lust hätte, mich selber aus der Liste der Lebenden zu streichen? Nein! mein Kind! Deshalb . . ."

Und nun enthüllte ich ihr meinen Plan. Sie erschrak fürchterlich und bat mich auf das inständigste, von ihm abzulassen. Ich blieb aber fest und erinnerte sie an die Herzensroheit, mit der John Sealsfield mich von seiner Schwelle gestoßen hatte.

„Siehst Du denn nicht," so fuhr ich fort, „daß wir dicht vor dem Abgrund stehen? Keine drei Tage mehr können wir uns noch über Wasser halten. Da heißt es also — handeln, und wenn Du — von Deiner Liebe zu mir, Deinem Gatten, will ich gar nicht reden — keine pflichtvergessene Mutter sein willst, dann wirst Du mir beistehen, unser Kind vor dem Aeußersten zu bewahren."

Als ich geendet hatte, schluchzte sie wild auf, dann aber erklärte sie sich weinend zu allem bereit.

Viel haben wir in dieser Nacht alle beide nicht geschlafen.

Am nächsten Tage ging ich um die Zeit, in der John Sealsfield sich zum Dinner in seinen Klub zu begeben pflegte, nach South Kensington und wartete in der Nähe des großen Mietshauses, in dem er eine elegante Junggesellenwohnung inne hatte. Es war ein kalter, regnerischer Januarabend und schon ziemlich dunkel.

Gleich nach halb sechs Uhr trat John Sealsfield aus dem Hause und spannte den Regenschirm auf. Ich verließ meinen Posten an der Straßenecke und ging ihm langsam entgegen. Er machte ein sehr erstauntes Gesicht, als ich plötzlich auf ihn zutrat und, ihm die Hand reichend, in vergnügtem Tone ausrief:

„Das ist ja famos, das ich dich noch treffe; wollte dich eben besuchen! Na, wie geht es denn, lieber John?"

„Danke! Passabel! Bin auf dem Wege in den Klub," lautete die nicht gerade entgegenkommende Antwort.

„Nein, alter Freund! Daraus wird heute nichts," erklärte ich lachend, „ich habe meiner Frau versprechen müssen, dich tot oder lebendig ihr einzuliefern."

John schien eine Weile zu schwanken, dann sagte er in unschlüssigem Tone:

„Ja! ich weiß doch nicht . . . Ich hatte dem kleinen Bob Lewis und dem Rittmeister Carlington versprochen, heute nach dem Diner mit ihnen ein Partiechen zu machen . . ."

„Ach was! Das mußt du heute lassen. Hast du denn ganz vergessen, daß heute Donnerstag ist?"

Und als er noch zögerte, fügte ich vorwurfsvoll hinzu:

„Du bist schon seit Wochen nicht mehr bei uns gewesen . . ."

Er machte ein verlegenes Gesicht, dann sagte er:

„Ihr habt mir das hoffentlich nicht übel genommen! Ich dachte, ich käme euch vielleicht nicht gelegen . . ."

Ich tat, als ob ich ihn nicht verstände.

„Du uns nicht gelegen? Ja, warum? . . ."

Er fiel mir rasch ins Wort:

„Mein Gott! Du deutetest damals an . . . Auch Potter sagte es mir . . . Da glaubte ich, bei eurer Finanzlage . . ."

„Ach so. Weil wir mal ein bißchen in der Geldklemme waren," spottete ich, „da dachtest du gewiß, wir könnten dir nichts mehr vorsetzen . . ."

„Aber nein! so war es nicht gemeint," antwortete er, „ich wollte euch nur nicht unnütze Mehrausgaben verursachen. Also es geht euch wieder besser?" fügte er, sichtlich aufatmend, hinzu.

„Na und ob!" log ich mit vor Hunger knurrendem Magen, „wir haben heute einen Truthahn; du weißt ja, wie delikat meine Frau den zu bereiten versteht, sie erwartet ganz bestimmt, daß ich dich mitbringe. Also mach' keine Geschichten und komme!"

Und rasch setzte ich dann noch hinzu:

„Zu erzählen werden wir uns auch wol so manches haben! Ich habe wieder ein paar brillante literarische Stoffe auf Lager . . ."

Das wirkte und bald schritten wir in angeregter Unterhaltung die Hulham Road nach Walham Green hinunter.

Zu Hause führte ich den Gast, nachdem wir im Korridor abgelegt hatten, in den festlich erleuchteten Salon, wo auf dem Tisch die angebrochene Flasche Portwein nebst drei Gläsern stand. Ich schenkte ein, und wir stießen freundlich miteinander an.

Bald darauf kam auch meine Frau in das Zimmer. Als der kaltschnauzige Schuft vor ihr stand und ihr in das blasse, abgehärmte Gesicht blickte, wurde er doch ein wenig verlegen, und die Hand, die er ihr reichte, zitterte merklich.

Gleich zuerst erkundigte sich John nach dem Jungen. Meine Frau erwiderte obenhin;

„Danke! es geht ihm gut. Er schläft jetzt. Wenn Sie wollen, können Sie ihn nachher sehen."

Wir unterhielten uns einige Minuten vortrefflich; ich befand mich, nachdem ich ein Glas von dem schweren Südwein heruntergestürzt hatte, in beinahe bacchantischer Stimmung und machte eine solche Menge Späße, daß die anderen aus dem Lachen nicht herauskamen. Plötzlich erhob sich meine Frau und sagte:

„O, ich muß nach dem Essen sehen; es ist gleich fertig. Sie haben gewiß schon Hunger, Herr Sealsfield?“

John antwortete mit den üblichen Floskeln.

Im Türrahmen drehte sich meine Frau noch einmal um und sagte wie beiläufig:

„Sie wollten ja den Jungen sehen, Herr Sealsfield! Kommen Sie, bitte, mit mir!“

Wir standen auf. Während John meiner Gattin folgte, goß ich mir rasch noch ein Glas Portwein ein und trank es in einem Zuge leer. Dann eilte ich den anderen nach. Ich hörte noch, wie Maud auf dem Korridor zu John Sealsfield sagte:

„Ja, ich habe den Jungen immer gern in meiner Nähe. Wenn ich daher viel in der Küche zu tun habe, nehme ich ihn mit in das Souterrain hinunter . . .“

Darauf stiegen wir langsam die Treppe in das Kellergeschoß hinab; ein kleines Lämpchen, das an der Wand hing, erhellte nur sehr unvollkommen unseren Weg. Unten stieß meine Frau die in die Waschküche führende Tür auf und sagte in rauhem Tone:

„Bitte!“

John zögerte ein wenig; denn der Raum, der sich vor ihm auftat, war völlig dunkel. Im gleichen Moment hatte ich ihm auch schon mit dem bereit gehaltenen Dolchmesser die Kehle durchschnitten. Röchelnd brach er zusammen.

Ein breiter Blutstrom hatte sich über meine Hände ergossen. Ich ließ das Messer fallen und schleifte den noch warmen Körper ganz in die Waschküche hinein. Sodann zündete ich die Gasflamme an, deren flackerndes Licht die Mordstätte gespenstisch beleuchtete.

Maud, die totenblaß war und am ganzen Leibe bebte, holte auf mein Geheiß aus der Küche eine Schüssel mit Wasser und einige Tücher. Ich wusch mir die Hände und begann, mich der mit Blut bespritzten Kleidungsstücke zu entledigen.

Plötzlich hörte ich meine Frau leise aufschreien. Sie griff mit der Hand nach ihrem Herzen und sank mir, als ich hinzusprang, bewußtlos in die Arme. Ich trug sie nach oben, legte sie auf das Sopha und gab ihr Wein zu trinken. Auch ich selber nahm einen kräftigen Schluck; denn ich vermochte mich kaum noch auf den Beinen zu halten. Nicht etwa, daß ich Reue über meine Tat empfunden hätte! Wer wird sich über das, wozu ihn die eiserne Notwendigkeit zwingt, auch Gewissensbisse machen? Nur der physische Ekel, der anerzogene ästhetische Widerwillen gegen derartige Blutszenen, hätte mich beinahe bewältigt.

Meine Frau erholte sich langsam. Als ich ihr aufhelfen wollte, wehrte sie mich schaudernd ab und rief mit angstvoller Stimme.

„Rühr' mich jetzt nicht an, Charles!“

Sie erkannte jedoch sofort, daß ihr Benehmen mich tief verletzt hatte, und blickte mich demütig an.

„Verzeihe, Charles!“ sagte sie, „ich bin wie von Sinnen . . . Es ist ja auch zu furchtbar . . . Laß mich hier eine Weile liegen, ganz ruhig, bitte! denn helfen könnte ich Dir jetzt doch nicht; heute nicht mehr, um keinen Preis vermöchte ich jetzt noch — dorthin zu gehen.“

Ihre Hand wies zitternd nach unten, und wilde Fieberschauer erschütterten ihren zarten Leib.

„Fürchte Dich nicht, Geliebte!“ antwortete ich sanft. „Du sollst — damit nichts mehr zu tun haben. Bleibe ruhig liegen; ich — erledige alles.“

Ich stieg in den Keller hinunter. Mit innerem Widerstreben betrat ich den Schauplatz des von mir begangenen Verbrechens. Die große Blutlache und der regungslos daliegende Körper des Gemordeten erfüllte mich mit Abscheu und Grauen; der Geruch des frischen Blutes in dem dumpfen Raum widerte mich an und betäubte mich. Am liebsten wäre ich sofort wieder von dannen geeilt.

Fast mechanisch machte ich mich an die Arbeit. Ich reinigte den Fußboden, so gut es ging, und wischte die Blutspritzer von Tür und Wand, damit das Blut nicht erst eintrocknete. Das alles verursachte mir heftigen Ekel, daß ich mich mehrere Male fast übergeben hätte. Weit furchtbarer aber — man wird es mir vielleicht nicht glauben — war mir eine andere Arbeit, die Beraubung der Leiche. Mein ganzes Nervensystem geriet in Aufruhr, als ich in den Taschen meines Opfers, dessen gebrochene Augen mich düster drohend anstarrten, herumwühlte und ihnen Börse und Brieftasche entnahm. Fast wäre ich ohnmächtig über den Leichnam hingesunken, aber ich raffte mich auf, und wie von Furien gepeitscht, verließ ich, die Tür hinter mir verschließend, den Ort des Schreckens. Ich begab mich nach oben in unser im Oberstock belegenes Schlafzimmer, um mich dort nochmals gründlich zu reinigen. Gerade als ich mich wieder angezogen hatte, erwachte der kleine Charles John und begann jämmerlich zu schreien. Ich sah nach der Uhr, und stellte fest, daß es die Zeit war, um welche der Junge sein Fläschchen zu bekommen pflegte. Ich machte es ihm daher zurecht und wärmte die Milch auf dem Spirituskocher, und während ich nachdenklich in die bläuliche Flamme schaute, mußte ich unwillkürlich darüber lächeln, daß dieselbe Hand, die soeben Menschenblut vergossen hatte, jetzt so emsig sich dieser friedlichen Kindermädchenbeschäftigung unterzog.

Als ich dem Kinde die Flasche reichte, öffnete sich die Tür, und meine Frau trat herein, noch sehr blaß, aber festen Schrittes. Sie schien ihre Energie wiedergefunden zu haben. Als sie sah, daß ich dem Jungen zu trinken gegeben hatte, füllten sich ihre sanften Augen mit Tränen, und schluchzend fiel sie mir um den Hals.

Ich küßte sie zärtlich; dann sagte ich zu ihr:

„Wir könnten jetzt wol an das Abendbrot denken, liebe Maud! Ich habe mörderlichen, hm! — ich meine gewaltigen Hunger. Willst du etwas einkaufen gehen?“

Maud nickte und machte sich zurecht.

Unterdessen ging ich in den Salon hinunter, um dort den Inhalt von Börse und Brieftasche in Augenschein zu nehmen. Meine Kalkulation stimmte; John Sealsfield hatte, wie mir seit langem bekannt war, es immer geliebt, erhebliche Summen bei sich zu führen, weil er sie da am sichersten wähnte. Auch war es noch ziemlich dicht nach dem Quartalsersten, an dem seine Hypothekenzinsen, sowie Miets- und Pachtgelder einzugehen pflegten. Es war ein kleines Vermögen, das dort in Banknoten und Goldstücken auf dem Tische vor mir lag, £ 300 beinahe . . . Unsere Not hatte ein Ende.

Als wir zu Abend gegessen hatten, wir können es nicht leugnen, beide mit größtem Appetit, suchten wir, da wir uns äußerst erschöpft fühlten, sofort unsere Lagerstätte auf. Aber der Schlaf, den wir so heiß ersehnten, wollte nicht Einkehr bei uns halten. Ich weiß nicht, ob der Ermordete unten im Hause die Schuld daran trug, oder ob wir unserem an gutes und reichliches Essen nicht mehr gewöhnten Magen zu viel

zugemutet hatten. Erst gegen Morgen fanden wir ein wenig Ruhe.

Das Entsetzlichste an der ganzen Sache stand mir freilich noch bevor; die Spuren des Mordes und vor allem der Leichnam selber mußten beseitigt werden. Meine Frau besorgte mir am nächsten Tage mehrere Flaschen verschiedenartiger Säuren, vorsichtshalber nicht alles aus derselben Drogenhandlung, und am Abend stieg ich, nachdem ich meinen Mut durch mehrere Glas Brandy angefeuert hatte, in den Keller hinab. Langsam schloß ich die Tür zur Waschküche auf. Ein widerlicher Brodem, aus Blut und Fäulnis gemischt, schlug mir entgegen; fast wäre ich vor Ekel auf der Stelle umgesunken. Wie ein zum Tode Verurteilter taumelte ich endlich in den Schreckensraum hinein . . .

Die scharfen ätzenden Flüssigkeiten, mit denen ich operierte, wirkten wunderbar. Die Kleidungsstücke zerfielen wie Zunder, und das durch den starken Blutverlust ausgedörrte Fleisch wurde bis auf die Knochen zerfressen, die Reste verbrannte ich in dem Ofen der Waschküche.

Aber es war doch eine gräßliche Arbeit, und diese unheimliche Januarnacht und der darauffolgende Tag werden nie meinem Gedächtnis entschwinden. Fast vierundzwanzig Stunden hatte ich ununterbrochen damit zu tun, und das einzige, was ich in dieser Zeit zu mir nahm, waren ungeheuere Quantitäten Alkohol, die dazu dienen sollten, mich physisch aufrecht zu erhalten und den fast unüberwindlichen Ekel zu betäuben. Trotzdem war ich bisweilen nahe daran, auf die nächste Polizeistation zu laufen und dort zu sagen:

„Ich bin der Mörder von John Sealsfield. Macht mit mir, was ihr wollt; aber schafft mir bloß seinen Leichnam aus dem Hause!"

Als das Verschwinden Sealsfield ruchbar wurde und die Detektivs zu beschäftigen begann, waren sämtliche Spuren meines Verbrechens längst vom Erdboden vertilgt und sämtliche Räume waren wieder „all right". Nach Wochen erst wurde auch bei mir nachgefragt. Ich antwortete dem Detektiv, der bei mir vorsprach, in gleichgültigem Tone, daß ich Herrn Sealsfield ziemlich lange nicht gesehen hätte und mich daher zu der Sache nicht zu äußern vermöchte. Damit war dieser Zwischenfall erledigt.

Die Nachforschungen nach John Sealsfield ergaben naturgemäß kein Resultat. Auf uns fiel kein Verdacht. Dazu lag auch wahrhaftig nicht der geringste Anlaß vor; denn wir waren im Geldausgeben sehr vorsichtig und hatten es uns nirgends merken lassen, daß wir wieder über etwas größere Mittel verfügten. Potter erzählte ich gelegentlich, daß ich unsern Lebensunterhalt jetzt notdürftig durch Artikelschreiben zu bestreiten vermöchte. Erst als ich meinen Roman vollendet und günstig untergebracht hatte, konnten wir uns wieder freier bewegen.

Seit John Sealsfields tragischem Ende sind heute gerade sechs Jahre verflossen. Ich habe inzwischen eine stattliche Reihe von Erfolgen, auch als Dramatiker erzielt und bin auf dem besten Wege, ein sehr begüterter Mann zu werden. Unser kleiner Charles John — wir rufen ihn Charles, um nicht durch den anderen Namen immer an den Ermordeten erinnert zu werden — ist ein strammer Bengel geworden, der seit kurzem auf seinen dicken Beinchen schon tapfer in die Schule trippelt. Er ist ein prächtiger Junge, geistig regsam und hochbegabt, so daß wir große Hoffnungen auf seine Entwickelung setzen.

Meine Tat hat bis heute nur gute Früchte gezeitigt; sie erhielt drei Menschen am Leben, die sich des Lebens wert erwiesen haben, und an John Sealsfield ging der Welt wahrhaftig nicht viel verloren, weder in intellektueller noch in ethischer Beziehung. Das sagen wir uns alle Tage, und doch sind Frohsinn, Glück und Frieden aus unserem Dasein geschwunden. Ja, wenn wir flüchten könnten! Flüchten vor dem Ort, der der stumme Zeuge unseres Verbrechens war! Und flüchten — vor uns selbst, vor der anklagenden Stimme in unserem Inneren! — Vielleicht hätte eine Aenderung des Milieus allein schon genügt, uns auf andere Gedanken zu bringen und die Erinnerung an jene grauenvolle Stunde allmählich zu ertöten. Aber wir haben es nicht gewagt, das Haus zu verlassen, in dem sich die schrecklichste Episode unseres Lebens zugetragen hat. Unser Schuldbewußtsein fesselt uns an die Stätte unseres Verbrechens, dessen nachträgliche Entdeckung wir stetig befürchten. Denn obwol ich glaube, damals alle Spuren auf das sorgfältigste verwischt zu haben, wenn der Teufel seine Hand im Spiel hat . . . Jedenfalls ist uns der Gedanke unerträglich, daß in den Räumen, die das furchtbare Geheimnis unseres Lebens kennen, Fremde umherschnüffeln, und so sind wir denn in dem Hause wohnen geblieben, obwol es für unsere nach und nach gestiegenen Ansprüche längst zu klein geworden ist.

Reue über meine Tat empfinde ich nicht, und auch Maud behauptet, daß ihr der Schritt, der uns und unserem Kinde das Leben rettete, niemals leid werden könnte. Trotzdem aber will uns kein ruhiges Genießen, selbst der allerbescheidensten Lebensfreuden, mehr erblühen. Wir alle beide tragen schwer an dem, wozu uns die eiserne Notwendigkeit zwang, und wünschten oft genug, die Erinnerung daran für immer aus unserem Gedächtnis bannen zu können. Ich weiß nicht, ob man das Gewissensbisse nennen darf. Jedenfalls bestreite ich für mein Teil auf das entschiedenste, daß die Tat selber oder das sogenannte „Unmoralische" derselben mich seelisch bedrückten. Was mich beherrscht, ist neben der Furcht vor Entdeckung lediglich der ästhetische Widerwillen, den mir das blutige Intermezzo, wenn ich mich seiner erinnere, noch heute einflößt. Und Maud? Wer vermag in das Innere eines Menschen zu schauen? Da ich sie als eine aufrichtige Natur kenne, so müßte ich eigentlich ihrem Worte glauben. Aber ich mutmaße, daß sie sich für seelisch stärker und ihr Gewissen für robuster ausgibt, nur um mich nicht zu beunruhigen. Denn der Augenschein lehrt mich, daß die Last, an der sie, gleich mir, zu tragen hat, zu schwer für ihre zarten Schultern ist. Die Erinnerung an das blutige Geschehnis, die grauenvoll über unseren Häuptern waltet, hat ihr ganzes Leben zerstört, den Frieden ihrer Seele, die, krank und müde, nach Erlösung schreit, und die Jugendkraft ihres süßen Leibes, der erbarmungslos dahinsiecht.

Ist das vielleicht die himmlische Vergeltung? — Nein, nein! daran vermag ich nicht zu glauben. Ich beuge mich nicht und bereue nimmer.

Schon höre ich euch sagen, wenn ihr diese Zeilen lest: „Der Musgrave war ein Ungeheuer!" Die landläufige Moral wird mich, den begnadeten Dichter, als gemeinen Mordgesellen brandmarken und meine Tat den Verbrechen der gewöhnlichen Buschklepper anreihen. So sind die Menschen: Es laufen mehr Mörder in der Welt herum, als wir es uns träumen lassen. Aber

die meisten werden nur in ihrer Phantasie zu Verbrechern; in ihren Gedanken greifen sie mit unheimlicher Geschwindigkeit zum Mordstahl, um ihre Feinde zu vernichten und in Atome zu zersetzen. Doch zur wirklichen Tat schreiten nur wenige.

Sind wir nun die schlechteren? Bleibt es sich nicht gleich, welchen Weg der sündige Gedanke einschlägt, ob den zur Tat, ob den zu bloßem Wollen? Ist denn der Mann der Tat verdammenswerter, als der Feigling, der in seinem Innenleben durch Ströme von Menschenblut watet, vor der Tat selber aber ängstlich zurückbebt? Was habe ich denn anderes getan, als daß ich einmal in Wirklichkeit den Weg beschritt, den andere in ihrer Phantasie schon vieltausendmal gewandelt sind?

Doch vor allem behaupte ich das eine: auch John Sealsfield war ein Mörder. Kalten Blutes sah er drei Menschen, die er seine Freunde nannte, in Not und Elend dem Grabe entgegenwanken. Ein leichtes wäre es ihm gewesen, uns zu helfen; aber er wandte uns kühl den Rücken. Auch das war ein Mord, wenn auch das törichte Menschengesetz keine Ahndung für ihn kennt, während es meine Tat, die ich als einen Akt gerechter Notwehr bezeichne, mit dem Tode bestrafen würde. Wohin haben wir uns verirrt? Ich habe eine Bestie getötet, um mir und den Meinigen das Leben zu erhalten, und jetzt schwebt über meinem Haupt des Henkers Beil . . .

Unser Geschick scheint unabwendbar; Tod und Wahnsinn werden unser Los sein. Armes, unglückliches Weib! —

Warum ich dies alles aufgezeichnet habe? Wollte ich mein Gewissen entlasten, mich zu rechtfertigen suchen und mein Tun — vor mir selber und vor den Menschen? So nehmt denn an, daß ich das gewollt habe. Eine Episode war es nur in unserem Leben, was ich hier berichtet habe, aber eine Episode, die schwerer wiegt, als zumeist der Inhalt eines ganzen Menschenlebens.

London 1892, den 25. Januar.

Charles Musgrave.

Mit schwerem Seufzer legte ich das letzte Blatt des Manuskriptes aus der Hand.

Armes, unglückliches Weib! Armer, unglücklicher Dichter! —

Als ich tief erschüttert das Haus, in dem sich so entsetzliche Geschehnisse zugetragen hatten, verließ, hörte ich, wie der kleine Charles John zu seiner Pflegerin sagte:

„Meine Mama ist ein Engel geworden, nicht wahr, liebe Tante?“

„Deine Mama war ein Engel schon auf Erden,“ antwortete das alte Fräulein.

„Und mein Vater ein Genie,“ rief der Knabe, „Onkel Potter hat das gesagt.“

„Du kannst dir kein höheres Ziel stecken, Charles, als deinen Eltern nachzueifern und so zu werden, wie sie, deine gute Mutter und dein großer Vater!“

Der Knabe brach in Schluchzen aus. Ich schloß leise die Tür.

Armer, kleiner Charles John! — Möge nie ein Schatten auf das dir heilige Andenken deiner Eltern fallen! Ich werde schweigen . . .

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier.**

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips.**

Donnerstag.

Guten Abend, Geliebter! Erlaube einem kleinen unbedeutenden Mädchen, den gefeierten Schauspieler zu begrüßen! Weißt Du, was Du neulich abend zu ihr sagtest: „Gute Nacht, mein einziges, süßes kleines Mädchen!“ — Wie alte Leute, die mit sich selbst sprechen, lag ich und flüsterte, als ich im Bett war die ganze Zeit und mit den verschiedensten Betonungen: „Gute Nacht, mein einziges, süßes kleines Mädchen!“ Ja, das ist wirklich wahr, mein Schatz, Dein kleines Mädchen bin ich ganz und gar, vom Scheitel bis zur Sohle, von tiefster Seele bis zur Spitze meines kleinen Fingers. Und darüber bin ich jetzt so glücklich! Du mußt glauben, Hakon, daß ich trotz all meiner Quängelei, doch tief innerlich froh bin — und stolz. Das fühlte ich heute abend, als ich Dich da oben zwischen den anderen Herrn Schauspielern stehen sah und ich dachte: O, ihr allzusammen, ihr schmucken Frauen und Fräulein, die ihr hier so würdevoll auf euren Allerwertesten sitzet, Ihr solltet nur wissen, was ich weiß! Nämlich, daß er, der hohe, schlanke Jüngling, der in diesem Augenblick neben dem Souffleurkasten steht — ich sage: Ihr solltet nur wissen, daß er mein Geliebter ist! Hört ihr: mein, mein eigen, mein Geliebter, mein Prinz, mein bester, schönster, herrlichster Schatz! Könnt ihr sehen, wie berückend er ist, könnt ihr sehen wie gut er ist? Seht nur in seine Augen, die schönen, und sagt mir dann, ob ihr nicht begreift, daß er mich besiegt hat, mich so besiegt hat, daß sein Wille der meine ist, seine Freuden und seine Wünsche die meinen sind! Könnte es wol, da ich Weib bin, anders sein?

Ach, wie ich ihn liebe, wie ich mich nach ihm sehne! Ich wünschte, ich hätte ihn hier bei mir; dann könnte er seinen großen, müden Kopf in meinen Schoß legen und sanft schlummern. Ich würde ganz ruhig sein wie eine Maus und nicht seine Träume stören. O, Du mein herrlicher Schatz! Das ist gar nicht auszusagen, wie ich Dich liebe! — Wenn Du mich nur halb so sehr liebtest, würdest Du an mich gefesselt sein mit „unlöslichen Banden“.

Deine

Valborg.

Mittwoch.

Ich weiß nicht, weshalb mir heute abend der Gedanke kam, daß das Schicksal doch ungeheuer freigebig gegen Dich gewesen ist. — Trotzdem Du erst etwas über zwanzig Jahre alt bist, hast Du schon ein Weib gefunden, das Dich liebt. Wie viele Männer suchen nicht ihr ganzes Leben vergebens darnach! Ich meine natürlich nicht, daß sie vergebens nach einer Hausfrau, Geliebten oder was Du nun willst, suchen; das kann wol mit einiger Anstrengung erlangt werden — aber sie suchen vergebens nach einem Menschen, welcher Sympathie für sie fühlt, welcher ihr eigenstes innerstes Ich um ihrer selbst willen liebt — verstehst Du? Welcher sie so recht innerlich lieb hat wie — — ja, so gerade wie ich Dich lieb habe! O, ich habe ja Deine Persönlichkeit lieb, Dich, so wie Du bist und wie ich Dich mir vorstelle — und sieh, auf ein solches Gefühl, kann man, mein ich, ein ganzes Leben aufbauen.

Ich könnte mir in der Welt nichts schöneres denken, als einen Menschen, der mich so, gerade so lieb hätte. — Ich glaube Dein Gefühl für mich ist von einer anderen Art, wenigstens bis jetzt.

Deine
Valborg.

Dienstag.

Die wenigen Augenblicke, welche wir heute Vormittag zusammen waren, erhielten viel Bedeutung für mich. Ich kann den kleinen Brief, den Du mir da zeigtest, nicht vergessen. Das war so ein naiver, formloser Brief, den ein kleines, einfaches Bürgermädchen an seinen „feinen" Liebsten schreibt. O, daß Du, Hakon, der sagt, er halte so viel von allen kleinen Mädchen, es doch übers Herz bringen kannst, einem von ihnen so wehe zu tun. Daß Du es übers Herz bringen konntest, sie um die geringste, die allerkleinste Gunstbezeigung zu bitten, wenn Du doch genau wußtest, daß sie für Dich nur eine kurzdauernde Zerstreuung, ein Spiel war! Ein Menschenherz ist auf alle Fälle viel zu kostbar, um ein Spielzeug zu sein! Du sagst, Du bist gut gegen sie gewesen, aber, Geliebter, Du, mit Deiner Menschenkenntnis, kennst Du denn die Frauen nicht genug, um zu wissen, daß sie sich gerade erst richtig unwiderruflich gebunden fühlen, wenn Ihr Männer ihrer müde und überdrüssig seid und Euch nach Abwechselung sehnt? Wenn ich den lieben Gott und seine Anordnung in Bezug auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau kritisieren dürfte, würde ich zu ihm sagen: Weshalb hast Du alle Bürden auf uns, die „Schwachen" gelegt? Innerhalb der Ehe ist es die Frau, die — ohne zu klagen — die größten Leiden ertragen muß, die empfunden werden können; außerhalb der Ehe ist sie es welche die Schmach tragen muß. Und in beiden Fällen steht sie allein, ohne Stütze von dem, um dessentwillen sie leidet. Weshalb ist ihr denn auch die Bürde auferlegt, daß ihre Sehnsucht diejenige ihres Mannes überdauert? Ich meine, daß ihre Liebe beständig gleich warm und stark sein soll, während die seine abnimmt — in den meisten Fällen.

In einem Buch sah ich neulich ein Wort, welches mich an Dich erinnerte. Die Heldin schreibt von dem, den sie geliebt hatte: „Er bat nie, gab auch keine Versprechungen, aber wenn er rief, dann kam ich."

Dasselbe will auch ich immer tun.

Deine
Valborg.

Mittwoch.

Heute abend saß ich und las in „Julies Tagebuch". Wie ich das doch jetzt verstehe, tausendmal besser als da ich es zum erstenmal las.

Ich muß Dir Recht geben, ich fühle mich in vielen Punkten verwandt mit Julie. Aber Du gleichst allerdings nicht Deinem Kollegen im Buch, dem Schauspieler Alfred Mörck, auch nicht ein bißchen. Er ist ein kluger überlegener Herr, der mit großem Wolbehagen all die köstlichen Gerichte genießt, die ihm vorgesetzt werden; vielleicht wäre er dumm, wenn er es nicht täte — vielleicht! Aber das Schreckliche dabei ist, daß, während er sie Zoll für Zoll gewinnt, sie in Wirklichkeit nicht das allermindeste von ihm gewinnt. Nicht ein Bruchteil seiner Seele gehört ihr auch nur einen Augenblick. Sie ist für seinen inneren Menschen nichts. Deshalb wird er ihrer schnell überdrüssig und entbehrt sie nicht, nachdem er sie fortgeschickt hat.

Anders ist es zum Beispiel mit Herrn „Ich" in „Maria". Er gehört ihr wirklich sowol vorher als nachher und er steht nicht wie ein gefühlloser Zuschauer bei einem ganz interessanten Schauspiel ..... Es sind mannigfache Stellen in „Julies Tagebuch", die mir wie aus dem Herzen gesprochen sind; zum Beispiel schreibt sie in einem fingierten Brief an Mörck etwas, das ich früher an Dich geschrieben habe, weil es mir wichtig war, daß Du dies wußtest und verstandest: „Aber wenn Du glaubst, daß es Deine Küsse, Deine Liebkosungen, Deine Umarmungen sind, die mich zu der Deinen machen, so irrst Du. Ich bin keine Sittenpredigerin, keine Jungfer Spitznase, ich bin glücklich, jedesmal, wenn Du mich in Deine Arme nimmst. Ich trinke Deine Küsse so gern, wie die Blüten sich dem Sommertau öffnen. Ich gehöre Dir ja aus Neigung, mit Freuden: alles, was mein ist, das gebe ich Dir ohne Spitzfindigkeit und ohne Vorbehalt — aber ich würde Dich eben so sehr lieben ohne Liebkosungen."

Ja, das fühle ich, wenn zum Beispiel einer von uns beiden weit fort reiste, so daß wir eine Zeitlang einander nicht zu sehen bekämen, so würde das meine Liebe nicht im geringsten vermindern — im Gegenteil, die Sehnsucht und die Entbehrung würden sie verdoppeln.

Wie ich Dich doch liebe, Hakon! Ich begreife es selbst nicht und ich verstehe nicht, wohin das führt. Ich weiß nur das Eine, daß Du alles für mich bist.

Deine
Valborg.

Sonnabend.

Es ist schrecklich, wie niedergedrückt ich in diesen Tagen bin! Ich glaube nicht, daß ich bis jetzt jemals das ganze Dasein als etwas so Drückendes, Qualvolles, Einförmiges, Leeres und Unbegreifliches empfunden habe. Die Tage schleppen sich in unglaublicher Langsamkeit dahin; ich habe keine Lust, am Morgen aufzustehen und sehne mich nur darnach, abends ins Bett zu kommen — schlafen, das ist das Beste von allem; dann empfindet man nicht, sorgt nicht, man ist ohne Bewußtsein und dann kann man so leicht und so froh träumen, wie man es konnte, als man ein kleines unschuldiges Kind war.

Wie unendlich weit doch die Zeit zurückliegt!

Deine
V.

Dienstag.

Ich kann nicht begreifen, Hakon, wie Du es übers Herz bringen kannst, in Gegenwart eines andern über Dinge zu sprechen, die nur uns beide angehen, uns zwei ganz allein, etwas, das Du nach meinem Empfinden selbst mir gegenüber nur in ganz vereinzelten Augenblicken berühren dürftest. Daß Du es übers Herz bringen kannst, mir einen Spaziergang zu verderben, indem Du so leichtfertig und jungenhaft, (ja, entschuldige, richtig jungenhaft!) darüber sprichst, wenn ein Dritter dabei ist. Ich glaube freilich, das sei Dir etwas so Liebes, daß Du auch Dir selbst gegenüber darüber wachen würdest.

Valborg.

Freitag.

Was bist Du doch für ein wunderlicher Kauz!

Niemals bist Du derselbe; es ist mir immer, als ob ich Dich jedes Mal von neuem gewinnen müßte. Du kannst so freudestrahlend und so bezwingend schön und lieb kommen, daß ich einen fast unwiderstehlichen Drang in mir fühlen kann, Dir zu Füßen zu fallen, um Dir zu zeigen, wie grenzenlos ich Dich liebe.

Und ein ander Mal kannst Du ohne Grund rein unvernünftig und unglaublich launenhaft sein, so daß Du mich auch aus meinem Gleichgewicht bringst. Was in Dir vorgeht, verpflanzt sich sofort auf mich, als ob wir eine wirkliche Einheit wären.

Es ist wunderbar, wie Du mich Zoll für Zoll gewonnen hast.

Valborg.

Sonntag.

Ich weiß jetzt, was ich früher nicht gewußt, aber instinktiv gefühlt habe, daß die Liebe das einzige ist, was ein Verhältnis zwischen Mann und Weib menschenwürdig und schön macht und daß es nicht durch Schwur und Versprechungen moralisch wird, sondern durch den Trieb des Herzens, der den einen sein Glück in dem des anderen sehen läßt. Doch meine ich nicht, daß Verpflichtungen oder gegebene Versprechungen, welche eine dauernde Vereinigung zwischen zwei Liebenden schaffen, das Verhältnis weniger schön machen; das muß es eher noch glücklicher machen, denn das allergrößte Glück muß ja doch darin bestehen, in einem gemeinsamen Leben mit dem besten und am meisten verstehenden Freunde, den man fand, alle seine Fähigkeiten und Anlagen zu so reicher Entwickelung wie nur möglich zu bringen.

Dann erst erfüllt man seine Bestimmung als Mensch. Und die höchste Entwickelung erlangt man nur durch ein innerliches Verhältnis zu einem anderen Menschen, von dem man nun gerade so viel verschieden ist, daß man sich gleichsam gegenseitig ergänzt.

Es ist ja nicht nur Freude, was ich empfunden habe, seit ich Dich kennen lernte. Aber jetzt erfüllt mich allmählich der Gedanke, selbst, wenn ich am meisten verstimmt bin, daß es so wol das Beste für mich ist. Durch die Prüfungen, die ich durchmache, die Anforderungen, die an meinen Mut, meine Opferfreudigkeit und meine Nachsicht gestellt werden, reife ich wol am besten und werde dem Ziel entgegengeführt, nach dem ich streben soll.

Diese Betrachtungen verdanke ich zum großen Teil meiner Mutter. Du weißt, daß sie aus einer wolhabenden Familie stammt, aber durch Vaters frühen Tod in enge Verhältnisse kam. Von der Pension, die eine Zollkontrolleurswitwe bekommt, wird man ja nicht Millionär! Mutter hat immer dafür gesorgt, daß wir Kinder soviel wie möglich lernten, alle guten Bücher lasen, die wir beschaffen konnten. Aber die schwierigen Lebensverhältnisse haben Mutter frühzeitig traurig und schwermütig gemacht und sie zu einer Resignation gebracht, die sie zuweilen zu Aeußerungen veranlaßt, wie zum Beispiel folgende: „O, es ist wahrhaftig nicht so schlimm für mich gewesen und es war wol so für mich bestimmt. Das ist natürlich das Beste für mich gewesen."

Ich versuche mir dasselbe zu sagen, wenn die Verzweiflung über mich kommen will, weil Du so leicht entzündbar, bald von dieser, bald von Jener entzückt bist — aber Du glaubst nicht, wie schwer es ist, gerade in dieser Beziehung zu resignieren.

Aber Zufriedenheit mit dem Leben erlangt man wol nur, wenn man die große Kunst der Resignation versteht. Aber das ist furchtbar schwer — wenn man jung ist. — — —

Valborg.

Dienstag.

In der letzten Zeit hast Du angefangen, Dich merkwürdig für Hedwig zu interessieren. Irgend welches Gewicht darauf zu legen oder ihm tiefere Bedeutung beizumessen, würde ich ganz absurd, ja wahnsinnig finden, wenn es sich nicht um Dich handelte. Ich würde es über alle Maßen verrückt und undenkbar finden, wenn mir jemand etwas Aehnliches von einem jungen Mann erzählte, der so geliebt wird, wie Du. Da es keinen Menschen gibt, der weniger mißtrauisch ist als ich, würde ich auch gewiß nicht daran denken, wenn Du nicht selbst fortwährend das Gespräch auf Hedwig brächtest. Ich habe, wie ich Dir schon früher sagte, ein vorzügliches Gedächtnis und es ist mir aufgefallen, daß Du in der letzten Zeit fast nur über sie zu mir sprichst. Ich glaube noch durchaus nichts, aber ich fürchte alles.

Du weißt nicht, mit welch grenzenlosem Schmerz ich das schreibe. Aber ein noch größerer Schmerz packt mich, wenn ich sehe, wie Du jetzt ihr gegenüber dieselbe Methode anwendest, die Du im Anfang mir gegenüber benutztest. Du stehst und sprichst vertraulich mit ihr, mit gedämpfter Stimme und verschleiertem Blick; Du lobst ihre Gemälde, welche Dich sicher nicht für 2 Schilling interessieren; mit einem Wort, Du tust, als ob Du ausschließlich ihretwegen in den Kunstverein kamest.

Und ein junges Mädchen, das Dir ganz gleichgültig ist, wünschest Du wol nicht jedes Mal nach Hause zu begleiten. — Du selbst hast vielleicht gar nicht weiter darüber nachgedacht, da es ja mehr in Deiner Natur liegt, zu handeln, als zu denken, aber ich sehe und verstehe.

Und doch erscheint es mir so unbegreiflich, so ganz unfaßbar! Unsere Liebe ist ja noch so neu, ich habe ja kaum begriffen, daß ich geliebt werde.

Daß ich, die ich Dir alles gegeben habe, nur eine Zerstreuung für Dich sein sollte, eine mit der man die Zeit ausfüllt, so lange der Winter währt, die man aber fortwirft, wenn der Frühling kommt! Aber das muß ja unmöglich sein, sag, sag, daß es unmöglich ist!

Ich habe Dir vor langer Zeit gesagt: Wenn Du mich nicht mehr liebst, so sag es mir. Ich will lieber einen harten Schlag auf einmal haben, als fortwährend Qual. Ich weiß ja so gut, wie wenig ich bedeute, aber es war Sünde, blutige Sünde von Dir, eine so tiefe Liebe bei mir zu erwecken, wenn Du selbst weißt, daß Deine Gefühle so leicht, sind wie Federchen, die vom Winde fortgeweht werden. Ich habe damals so mit mir gekämpft; ich wußte genau, daß ich nicht zu den Menschen gehöre, die den Gegenstand ihrer Liebe wie ein Kleidungsstück wechseln. Ich sagte, daß es für mich Ernst, bitterer Ernst werden würde, wenn ich einmal dazu käme, zu lieben. Ich hatte ja niemals vorher geliebt und deshalb überschüttete ich Dich mit meiner ganzen Liebe, als Du kamst. Vielleicht habe ich nicht klug gehandelt, so unökonomisch meinen ganzen Reichtum zu verschwenden, aber ich erwog und berechnete ja nichts; ich dachte und denke ja nur das eine, daß ich Dich liebte und Dich liebe, mehr als mich selbst,

glaube ich, es ist nichts in mir, an dem ich Dich nicht hätte teilnehmen lassen. Ich weiß wol, daß es so wenig ist, und daß eine andere Dir so viel, viel mehr hätte geben können. Aber keine wird Dich so lieben können, keine wird so glücklich darüber sein können wie ich, ganz Dir zu gehören, als

Deine kleine

Valborg.

Montag.

Tausend Dank für Dein kleines Billet mit den wenigen tröstenden Zeilen. So habe ich Dir doch Unrecht getan, in Bezug auf Hedwig. Aber Du mußt zugeben, daß ich oft Grund habe auf der Hut zu sein. Du bist so unberechenbar, wenn es sich um Frauen handelt.

Valborg.

Dienstag.

Ich hatte mich schrecklich darauf gefreut, heute mit Dir zusammen zu sein und nun endete es mit Mißstimmung. Das Abendessen, das Du mit Hulda und mir im Alexandra-Café einnahmst, weckte ja Deine Lebensgeister merklich. Vielleicht war es eine Reaktion nach der Spannung, in der Du den ganzen Abend während der Vorstellung gewesen warst, daß Du so ausgelassen wurdest. Aber wenn Du so leichtfertig, so jungenhaft, so wild bist, daß es über alle Grenzen geht, so fühle ich mich zurückgestoßen, ja ich will es Dir ehrlich sagen, mein Freund, dann geniere ich mich vor mir selbst, daß es mein Geliebter ist, der sich so kindisch benehmen, so leichtfertige Scherze über das machen kann, was für mich die süßeste Erinnerung sein sollte, so daß er niemals in Gegenwart anderer darauf anspielen oder es berühren dürfte, wenn er bei solchem Bockshumor ist. Ich mußte an das denken, was die kleine Italienerin in Klampenborg mir eines Abends sagte: als ihr Bruder, der Kapellmeister so sehr „aufgeräumt" war: Mein Bruder ist immer so wild.

Du mußt nicht glauben, daß dies eine Engherzigkeit von mir ist, jede Frau würde so empfinden. Ich habe Dich so oft gebeten, anders zu sein, Dein Benehmen etwas zu mäßigen, sowol Deine Freudenäußerungen als Deine Zornesausbrüche und Du sagst ja, daß Du fast alles tun willst, um das ich Dich bitte, warum erfüllst Du denn nicht diese meine Bitte? Oder ist das „fast" ein so weiter Begriff, daß es ungefähr alles das ausschließt, um das ich bitten könnte? — — — Ich sagte das nur, weil ich am liebsten immer nur schöne Erinnerungen an Dich haben möchte und überhaupt alles, was ich vermag, dazu tun will, Dich so vollkommen als möglich zu machen.

Verstehst Du, mein allerteuerster Freund?

Ganz Deine

Valborg.

Mittwoch.

Ja, das war allerdings ein wahrer Genuß, gestern abend mit Dir zusammen im Kunstverein zu sein! Wenn Du in einem Zimmer mit jungen Damen bist, machst Du zuweilen Versuche, „Dich gut auszunehmen", die wirklich überwältigend sind.

Es war ein Genrebild ersten Ranges, wie Du leicht angelehnt an dem Sofa standest, auf dem die beiden schwarzhaarigen jungen Mädchen Karen und Emma Lüsberg saßen. Die beiden Damen müssen sich ja glücklich darüber gefühlt haben, Gnade vor Deinen Augen gefunden zu haben! Und Du bist ja auch so gut mit ihnen bekannt, denn ich weiß, Du hast im vorigen Jahre auf einer Landpartie fünf Minuten mit ihnen gesprochen! Aber vielleicht hast Du seitdem die Bekanntschaft kultiviert!

Ich war aus der Stimmung gekommen, so daß Deine Worte später ohne Wirkung auf mich blieben.

Deshalb wollte ich nicht, daß Du mich nach Hause begleiten solltest.

Daß Du dadurch Gelegenheit bekamst, Deinen schwarzäugigen Donnas die Cour zu schneiden, war Dir gewiß so schrecklich unangenehm!!

V.

(Fortsetzung folgt.)

---

glaube ich, es ist nichts in mir, an dem ich Dich nicht hätte teilnehmen lassen. Ich weiß wol, daß es so wenig ist, und daß eine andere Dir so viel, viel mehr hätte geben können. Aber keine wird Dich so lieben können, keine wird so glücklich darüber sein können wie ich, ganz Dir zu gehören, als

Deine kleine

Valborg.

Montag.

Tausend Dank für Dein kleines Billet mit den wenigen tröstenden Zeilen. So habe ich Dir doch Unrecht getan, in Bezug auf Hedwig. Aber Du mußt zugeben, daß ich oft Grund habe auf der Hut zu sein. Du bist so unberechenbar, wenn es sich um Frauen handelt.

Valborg.

Dienstag.

Ich hatte mich schrecklich darauf gefreut, heute mit Dir zusammen zu sein und nun endete es mit Mißstimmung. Das Abendessen, das Du mit Hulda und mir im Alexandra-Café einnahmst, weckte ja Deine Lebensgeister merklich. Vielleicht war es eine Reaktion nach der Spannung, in der Du den ganzen Abend während der Vorstellung gewesen warst, daß Du so ausgelassen wurdest. Aber wenn Du so leichtfertig, so jungenhaft, so wild bist, daß es über alle Grenzen geht, so fühle ich mich zurückgestoßen, ja ich will es Dir ehrlich sagen, mein Freund, dann geniere ich mich vor mir selbst, daß es mein Geliebter ist, der sich so kindisch benehmen, so leichtfertige Scherze über das machen kann, was für mich die süßeste Erinnerung sein sollte, so daß er niemals in Gegenwart anderer darauf anspielen oder es berühren dürfte, wenn er bei solchem Bockshumor ist. Ich mußte an das denken, was die kleine Italienerin in Klampenborg mir eines Abends sagte: als ihr Bruder, der Kapellmeister so sehr „aufgeräumt" war: Mein Bruder ist immer so wild.

Du mußt nicht glauben, daß dies eine Engherzigkeit von mir ist, jede Frau würde so empfinden. Ich habe Dich so oft gebeten, anders zu sein, Dein Benehmen etwas zu mäßigen, sowol Deine Freudenäußerungen als Deine Zornesausbrüche und Du sagst ja, daß Du fast alles tun willst, um das ich Dich bitte, warum erfüllst Du denn nicht diese meine Bitte? Oder ist das „fast" ein so weiter Begriff, daß es ungefähr alles das ausschließt, um das ich bitten könnte? — — — Ich sagte das nur, weil ich am liebsten immer nur schöne Erinnerungen an Dich haben möchte und überhaupt alles, was ich vermag, dazu tun will, Dich so vollkommen als möglich zu machen.

Verstehst Du, mein allertenerster Freund?

Ganz Deine

Valborg.

Mittwoch.

Ja, das war allerdings ein wahrer Genuß, gestern abend mit Dir zusammen im Kunstverein zu sein! Wenn Du in einem Zimmer mit jungen Damen bist, machst Du zuweilen Versuche, „Dich gut auszunehmen", die wirklich überwältigend sind.

Es war ein Genrebild ersten Ranges, wie Du leicht angelehnt an dem Sofa standest, auf dem die beiden schwarzhaarigen jungen Mädchen Karen und Emma Lüsberg saßen. Die beiden Damen müssen sich ja glücklich darüber gefühlt haben, Gnade vor Deinen Augen gefunden zu haben! Und Du bist ja auch so gut mit ihnen bekannt, denn ich weiß, Du hast im vorigen Jahre auf einer Landpartie fünf Minuten mit ihnen gesprochen! Aber vielleicht hast Du seitdem die Bekanntschaft kultiviert!

Ich war aus der Stimmung gekommen, so daß Deine Worte später ohne Wirkung auf mich blieben.

Deshalb wollte ich nicht, daß Du mich nach Hause begleiten solltest.

Daß Du dadurch Gelegenheit bekamst, Deinen schwarzäugigen Donnas die Cour zu schneiden, war Dir gewiß so schrecklich unangenehm!!

V.

(Fortsetzung folgt.)

Reich illustrierte Militär-Wochenschrift

DAS DEUTSCHE HEER

pro Nummer **10 Pfennig**, vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen, sowie bei allen Postämtern unter Nr. 1833a zu beziehen.

Die Wochenschrift „Das Deutsche Heer“ bringt von hervorragenden, in militärischen Kreisen wohlbekannten und sehr beliebten Mitarbeitern, Aufsätze, Erzählungen und Schilderungen mit zahlreichen Abbildungen aus dem militärischen Leben.

Probe-Nummern stehen gratis zur Verfügung.

Berlin SW 12
Zimmerstraße 29.

Verlag von A. W. Hayn's Erben.

Wichtig für Damen!

Zur Pflege der Nägel

nach amerikanischem System

empfiehlt sich

Alma Säuberlich, Berlin W.

Culmstraße 9.

Beste Referenzen aus den feinsten Kreisen.

On parle français. — English spoken.

Bei mir stets vorrätig:

Tage und Jahre

Gedichte von **Franz Philips.**
Die künstlerische Ausstattung
· besorgte **Leo Prochownik.** ·

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Preis elegant broch. Mk. 2,—.

Urteile der Presse:

Tägliche Rundschau: „Tage und Jahre“ muten an wie auserlesene Blätter eines Tagebuchs. Sie bewahren die Geschichte eines heftig ringenden Manneslebens, vieler heißer Jahre, deren Sturm und Drang sich ihm unter dem Eindruck seliger und unseliger Tage zur poetischen Form verdichtete. . . . **Berliner Lokal-Anzeiger:** Es spricht entschieden Talent aus diesem Bändchen Lyrik. Ein eigenartiger Duft liegt über den kleinen Gedichten, ein poetischer Reiz, welcher den Leser gefangen nimmt und fesselt. . . . **Die Gesellschaft:** Philips ist sichtlich bestrebt, sich seine eigene Form zu schaffen. Auf jeden Fall ist er ein Dichter, der nicht die gewöhnliche Heerstraße schreitet. . . . **Deutsche Universitäts-Zeitung:** Es steckt viel Persönliches in diesen Liedern, darum werden sie auch persönlich wirken und in verwandten Seelen eine reine Stimmung auszulösen wissen. . . . **Aachener Post:** Der Dichter hat mit seiner Schöpfung eine gedankentiefe Arbeit, die den Leser zugleich erbaut und erwärmt, auf den Tisch der Öffentlichkeit gelegt. Die Lektüre der Gedichte in dem eleganten Bändchen ist von Anfang bis zu Ende anregend und packend, der Autor verrät in denselben sein innerstes Selbst, das von der Devise „Frei und sicher“ diktiert ist.

Axel Juncker, Berlin
Potsdamer Straße 138.

Die

» Gesellschaft «

Münchner Halbmonatsschrift
· · für Kunst und Kultur. · ·

Herausgeber:

Dr. Arthur Seidl,
München.

Aeltestes und führendes Organ der modernen Bewegung in Litteratur und Kunst.

Preis pro Vierteljahr 4 Mk.

Zu beziehen durch
alle Buchhandlungen und Postämter sowie
direkt vom Verlag.

· · Probenummer umsonst. · ·

Verlag der „Gesellschaft“.
E. Pierson's Verlag.
Dresden. (Inh. Rich. Lincke.) München.

Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin.

GERTRUD.

Drama in drei Aufzügen

von

Johannes Schlaf.

Mit Portrait des Verfassers.

Preis: Elegant brochiert 1,50 Mk.

DIE WAGE

Eine Wiener Wochenschrift. ❖ ❖
❖ ❖ Herausgeber: **E. V. Zenker.**

Die Wage ist die verbreitetste Wochenschrift.
Die Wage bespricht in vornehm sachlichem Tone alle Ereignisse des öffentlichen Lebens.
Die Wage zählt zu ihren Mitarbeitern die hervorragendsten Politiker, Gelehrte, Kritiker, Novellisten etc. etc.
Die Wage pflegt insbesonders die wissenschaftliche Revue, (Pädagogik, Medizin, Naturwissenschaften, Technik etc. etc.).
Die Wage kostet vierteljährlich 4 Kronen (4 Mark).
Die Wage ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, Zeitungsbureaux, sowie direkt durch die Verwaltung Wien I. Dominikanerbastei Nr. 19, zu beziehen. **Probenummern** werden gerne und portofrei zur Verfügung gestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hoditzstr. 14. Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin für Litteratur

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Herausgeber: Franz Philips

No. 6. 72. Jahrgang.

1903. 7. Februar.

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Südwestdeutsche Rundschau.

Populäre Halbmonatsschrift für Litteratur, Kunst und Musik.

Herausgeber: Ernst Fischer,
Frankfurt a. M., Speicherstr. 4.

Die „Südwestdeutsche Rundschau“ bringt in jedem Heft eine Reihe von populär und fesselnd geschriebenen Aufsätzen über Kunst, Litteratur, Musik, ferner Gedichte, Novellen, Theater-Briefe, Kunst-Beilagen, Bücherbesprechungen und kleine Notizen. Eine industrielle Städterundschau mit Abbildungen macht einen Abschnitt des Inseratenteils aus. — Probenummern kostenlos.

Zeit und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegendsten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele.

Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte, Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— viertelj. bei allen Postanst. u. Buchh.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Journalisten-Hochschule, Berlin.

Begründer und Leiter: **Dr. jur. Richard Wrede,** Vorsitzender des Vereins deutscher Redakteure.

Vorlesungsplan für das Wintersemester 1902|03.

Praktische Journalistik . . .	6	Stunden	wöchentlich	Dr. **R. Wrede.**
Berichterstatten	2	„	„	Redakteur **Josef Jellinek.**
Korrespondentenberuf	2	„	„	Chefredakteur **A. Lorek.**
Aesthetische Uebungen . . .	4	„	„	Dr. **R. Wrede.**
Litteratur- und Theaterkritik mit Rezensionsübungen .	2	„	„	Dr. **Hans Henning.**
Urheber- und Prefsrecht . . .	2	„	„	Dr. **R. Wrede.**

Eintritt jederzeit.

Die Kanzlei der Journalisten-Hochschule.
Berlin, Elsässerstr. 9.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zolas
weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart“.**

Erste und **einzige** Gesamtausgabe in **unverkürzter** und **tadelloser** deutscher Uebersetzung von Willibald König, Alfred Ruhemann und Armin Schwarz.

Inhalt:

I. Band. Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Exzellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 1870/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch wertlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, Herzog Ernst v. Schwaben.
Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1.—3. Aufl. II, 264 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Der nicht unverdiente Untergang des jungen Herzogsohnes hat schon in der alten Volkssage entschuldigende Verklärung gefunden um der schönen Treue willen des Helden und seines hitzigen Freundes. Der Verfasser zog, um dies zur Geltung zu bringen, epische Behandlung des Gegenstandes der dramatischen vor.

Adolf Hausrath, Die Albigenserin.
Erzählung. II, 250 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Die Erzählung des Verfassers führt den Leser zurück in das dreizehnte Jahrhundert und gibt ein Bild des Klosterlebens, der Ketzerbewegung und der Motive der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist der Rheingau zwischen Worms, Mainz und der Bergstraße. Das Thema ist das des Ekkehardt: Selig ist der Mann, der die Prüfung erduldet.

M. E. delle Grazie, Gedichte.
Vierte sehr vermehrte Auflage mit einem Bildnisse. VII, 252 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Eine vierte Auflage lyrischer Gedichte spricht für sich selbst. Ungewöhnliche Fülle neuer Themen, ein tiefes und fein differenziertes Empfinden, starkes Naturgefühl, Ergriffenheit von den großen Problemen der Zeit, berückender Schmelz einer melodischen Sprache kennzeichnen die bereits bekannten, wie die zahlreichen neuen Gedichte delle Grazies.

Maurice Maeterlincks Stil.

Eine ästhetisch-kritische Betrachtung über die lyrischen Mittel im Drama.

Von **Julius Konst. von Hoeßlin.**

I.

Wenn wir von dem Deklamationsdrama, das von Euripides erfunden, durch Corneille und Racine fortgesetzt wurde und als pseudoklassizistische Kunst leider immer noch lebt, absehen, gibt es eigentlich zwei Arten dramatischer Gestaltung.

Die eine ist die Nachbildung des Lebens — und zwar nicht, wie es sich uns, ruhend, als etwas stilles, in vollendet dastehenden Gebilden zeigt, sondern des Lebens in seinem Werden, als steten ruhelosen Wollens und Wirkens. Dadurch daß die Tätigkeiten der Strebungen abgebildet werden, in denen die Gesetze der Natur als treibende Mächte wirken, wird diese Art von Drama eine unbewußte Wiederspiegelung der ewigen Naturenergien. Der Fortgang der Handlung ist hier nicht eine interessante Geschichte — wie etwa in den Novellen oder Romanen — welche durch spannende Komposition die Neugierde reizt, durch überraschende Wendungen die Leser fesselt und unterhält, sondern im Drama wird der Fortgang der Handlung, wie sie mit naturnotwendiger Konsequenz ins Leben gerufen wird, abgebildet; sie geht hier ihren Weg unerbittlich fort. Keine verwirrenden Verwickelungen. Keine der Durchschnittsmoral schmeichelnden Unwahrheiten. Tat folgt auf Tat. Wort auf Wort — gesetzmäßig.

Die zweite Art von dramatischer Gestaltung ist der Musik verwandt. Ob die Behauptung Nietzsches, daß die alte griechische Tragödie aus dem Geiste der Musik entstanden sei, historische Gültigkeit habe, wollen wir hier nicht erörtern; jedenfalls ist die Tatsache, daß ein so fein empfindender Freund der Dichtkunst und der Musik zu dieser Hypothese kommen konnte, ein Zeichen, daß zwischen der alten Tragödie und der Musik Verwandtschaftsmomente existieren.

Das Wesen der Musik besteht darin, daß gewisse Eindrücke (z. B. die hörbaren Töne) in Beziehungen zu einander, je nach ihrer Intensität (Höhe oder Tiefe) oder je nach ihrer rhythmischen Aufeinanderfolge, stehen, so, daß aus den Komplexen dieser Eindrücke formale Einheiten entstehen, die ganz bestimmte Inhalte unseres Seelenlebens, d. h. Stimmungen und Gefühle, auslösen.

Wie die Töne der hörbaren Weisen und Gesänge, so können auch andere Vorstellungen derart nach fest abgegrenzten Gefühlswerten ihres Eindruckes gestimmt sein, daß auch diese in Beziehungen je nach der Intensität der psychischen Reaktion, die sie hervorrufen, und je nach ihrer rhythmischen Aufeinanderfolge, zueinander kommen, so daß sie Stimmungen und Gefühle auslösen. Wenn im „Faust" nach dem Selbstmordentschlusse des nach Enträtselung der Daseinsprobleme Ringenden, die Osterglocken ertönen und der „Chor der Engel" eingreift mit den Worten:

„Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden"

so ist der tiefe Eindruck, der durch diese beiden kontrastierenden Stimmungsinhalte erzeugt wird, in dem Intervall zu suchen sein, welches zwischen beiden Stimmungsinhalten besteht. Der Zustand Faustens, der die giftgefüllte Schale an den Mund führen will, ist von einem gewissen schweren Gefühlston begleitet, der seiner Höhe resp. Tiefe nach ein anderer ist, als der helle und freudige Ton, welcher die Osterstimmung begleitet. Diese beiden Gefühlstöne zueinander bezogen geben durch ihr kontrastierendes Intervall, — das in dem Hinüberschwellen der Seele vom Zustand der Todessehnsucht zu dem Zustande freudigen Jubels besteht, — das musikalische Motiv, welches der Träger der erzielten dramatischen Wirkung ist.

Eine Prüfung der Tragödien von Aeschylus, Sophokles, Shakespeare ergibt, daß diese in ihren Grundlinien naturalistisch, d. h. nach der ersten dramatischen Weise, die wir erwähnt haben, aufgebaut sind, jedoch, daß einzelne Szenen nach musikalischen Prinzipien aufeinander folgen, indem sie nicht nur in psychologisch-kausalem Zusammenhang zueinander stehen, sondern zunächst in einer Beziehung des Gefühlston-Abstandes ihrer Stimmungen.

Erfaßt man das Wesen der Intervalle, die entweder ein Hinüberschwellen der Seele von einem ernsteren, schweren („tiefen") Zustande zu einem heiteren, bewegteren („hohen"), oder ein sich Zusammensammeln von heiteren Zuständen zu ernsteren Stimmungen ist, — und bedenkt man, daß eine Melodie die Aneinanderkettung solcher bewegten Veränderungen des Seelenzustandes ist, so wird man die Verwandtschaft zwischen Melodie und dramatischer Handlung begreifen.

Aber nicht nur Szenen können aufeinander nach musikalischen Prinzipien folgen, sondern, wenn zu dem Ausdrucke von Gefühlen und der Leidenschaft die naturalistischen Mittel nicht mehr ausreichen, ist die Möglichkeit vorhanden, durch einen melodisch aufgebauten Dialog Empfindungen zu äußern. Jeder Satz, der dem anderen folgt, jede Replik, die der vorhergegangenen entgegnet wird, muß, wenn ihre Inhalte, in ihrem Gefühlston, bestimmt angegeben sind, ein die Seele ergreifendes Intervall auslösen, dem sich ein zweites angliedert, und dem wiederum ein drittes, so daß der Dialog uns anmutet, wie ein innerer Gesang, der die subtilsten Regungen der Psyche ausdrückt.

Die Umarbeitung der Kerkerszene des „Faust" von ihrer ursprünglichen naturalistischen Form (im „Urfaust") zu der uns jetzt allgemein bekannten Form gibt uns ein Bild, wie Goethe der melodischen Mittel der Dichtkunst sich völlig bewußt war. Die Szene im „Urfaust" ist eine getreue Abbildung des Vorgangs, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt haben würde; die Worte und die Repliken folgen aufeinander naturnotwendig, nach Gesetzen des psychischen Lebens; ihre Beziehungen sind die des natürlichen Kausalzusammenhanges. Aber die Szene in ihrer jetzigen Fassung? . . . Ist sie nur eine Versifikation? Auch die „Iphigenie" hat Goethe von ihrer

ursprünglichen Fassung in Prosa in Jamben übertragen, aber in der Iphigenie handelt es sich nur um eine Harmonisierung des Dialogs; die Worte gleiten leichter dahin im metrischen Gleichmaß; von einer Melodie der Vorstellungen und der aufeinanderfolgenden Gedanken kann in der „Iphigenie" nicht die Rede sein.

Lese man und vergleiche man die beiden Fassungen (der Kerkerszene um zu ersehen) was das Wesen der Gedanken -- Melodien ist, von denen wir eben sprachen.

Hier nur ein kleines Bruchstück dieser Szene in ihrer jetzigen Form zur Erläuterung:

Gretchen (hat Faust erkannt, sie ahnt, daß er gekommen ist, um sie zu retten . . . . In naturalistischir Art tauchen die Bilder des entschwundenen Glückes auf):

„Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! — Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum ersten Male sah,
Und der heitere Garten
Wo ich und Marthe deiner warten."

Faust (fortstrebend):
Komm mit! Komm mit!

Worauf das psychologisch unmotivierte, aber melodisch so unsagbar ausdrucksvolle folgt:

Margarete:
O weile!
Weil ich doch so gern, wo du weilest.

Faust:
Eile!
Wenn du nicht eilest
Werden wir's teuer büßen müssen.

Margarete:
Wie? du kannst nicht mehr küssen?

II.

Diese musikalische Art der Szenenfolge und diesen melodischen Stil hat Maeterlinck zum vorherrschenden Prinzip seines Schaffens erhoben. Während bei den großen Tragikern der Vergangenheit der lyrische Rhythmus nur da eingriff, wo die Mittel der Lebensabbildung zum Ausdrucke des allerinnersten versagten — unterwarf Maeterlinck das Realistische der melodischen Form vollends.

Seine ersten Dramen wimmeln von „Irren", „Nonnen", „Blinden", „Prinzessinnen", von „welken Blättern", „Cypressen", die unter den Schlägen der Stürme stöhnen, von „Brunnen im Mondschein", die müde rauschen. Alle diese Bilder sind nichts anderes als Vorstellungen mit reinen, starken Gefühlstoninhalten, die als Bestandteile von Gedankenmelodien brauchbar sind. Man hat bemerkt, daß der Wortschatz und das Bilderrepertoire Maeterlincks beschränkt ist — selbstverständlich, denn er hat alle Wörter und alle Bilder, die nicht Träger von Gefühlstönen sind, sorgsam vermieden. Die Vorstellung eines Wahnsinnigen und die einer Cypresse erwecken eben bestimmte Gefühls-Eindrücke in uns, und zwar solche, die von einander sowol der Qualität, als der Intensität nach verschieden sind.

Wenn man acht gibt, wird man merken, daß in den Dramen Maeterlincks Dinge geschehen und Worte gesagt werden, die mit der Situation — psychologisch — in gar keinem Zusammenhang stehen; Ueberflüssigkeiten — scheinbar — die aber Momente sind, die das Gefühl, das durch das Stück erweckt wird, bedingen. Schlage man irgend einen Band Maeterlinck zufällig auf, diese Beobachtung wird sich bestätigen. Z. B. „Les sept Princesses". Der Prinz ist zurückgekehrt; die sieben bleichen schönen Prinzessinnen schlafen im hellbeleuchteten Saale; draußen dunkelt es schon; der König, die Königin, der Prinz blicken durch hohe Fenster von der Terrasse, die sich dort befindet, in den beleuchteten Saal herein. Dem Prinzen ist unter den Prinzessinnen diejenige die liebste, „die er nicht recht erkannt"; der Zuschauer fängt an zu ahnen, daß diese Prinzessin nicht mehr lebt; auch in den Worten der Königin drückt sich ein unbestimmtes Fürchten aus.

Die Königin:
Sie harren dein so viele Jahre schon. — Sie waren immerzu in diesem Marmorsaale — sie blickten nach der Ferne Nacht und Tag . . . .

Der Prinz:
Was ist das für ein Schein, ein heller Streifen unter den Bäumen . . .

Der König:
Der Fluß, auf dem du kamst ist es!

Der Prinz:
Wie schwarz doch diese Nacht ist: Ich weiß nicht mehr, wo ich bin.

Der König:
Horch, horch, es regnet schon . . . . es regnet!

Der Prinz:
Es ist, als fielen Tränen rings um das Schloß.

Der König:
Es ist der Regen, der aufs Wasser fällt.

Die Königin:
Es ist, als fielen Tränen aus dem Himmel.

Der Prinz:
Oh, wie das Wasser zwischen den Wänden schläft . .

Die Königin:
Es schläft immer so . . . . es ist sehr . . . sehr alt . . . wie wir beide.

Der Prinz:
Und die Schwäne haben sich unter die Brücke geflüchtet . . . .

König:
Sieh da die Bauern, die ihre Herden treiben . . .

Der Prinz:
Sie sind sehr alt . . . und sehr arm . . . scheint es mir . . .

Der König:
Ich bin ein König von armen Menschen.

Der Prinz:
Und dort? . . .

Der König:
Dort unten? . . Es waren Blumen . . . der Frost des Winters hat sie geknickt . . . . . . (In diesem Augenblick erhebt sich in der Ferne ein eintöniger sehr gedämpfter Gesang, von dem man nur den Rundreim, der im Chor gesungen wird, in regelmäßigen Zwischenräumen deutlich vernimmt.)

Die fernen Stimmen:
Aufs hohe Meer! Aufs hohe Meer! . . . . Wir kehren nicht wieder! Wir kehren nicht wieder!

Die Geschehnisse in den Dramen Maeterlincks sind auch nur insofern von Bedeutung als sie Eindrücke erwecken, die lyrische Resonanzen bilden, sonst sind sie belanglos. Eines seiner schönsten kleinen Dramen „La Mort de Tintagiles“ hat z. B. zum Sujet den Vorgang, daß eine sehr alte Königin ihren Enkel ein kleines Kind, gleich wie sie auch früher andere ihrer Nächsten von der Welt beseitigte, töten läßt; warum die Königin es tut, wissen wir nicht; was wir von ihr sonst kennen, ist, daß man „sie sich durch Tränen entwaffnen“ kann; um dieser Waffe vorzubeugen, läßt sie ihren Enkel Tintagiles um Mitternacht aus den Armen seiner schlafenden Schwestern entwenden. Als realistische Fabal betrachtet, gewiß kindisch. Und doch was für dramatisch-theatralische Wirkungen!

„La Mort de Tintagiles“ und „Alladire et Palomides“ und Gott weiß, welche Dramen Maeterlincks noch werden gewöhnlich von den Kritikern als „Mystische Spiele“ bezeichnet — und Maeterlinck als ein „Mystiker“ hingestellt.

Mystisch ist aber die Wiederspiegelung von Zuständen der unterbewußten Welt, der Sphären, wo hinein die letzten Wurzeln des Lebens greifen, und aus denen sie Kraft schöpfen. Wenn Faust von den Müttern hört:

„Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen von uns nicht gern genannt . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Kreatur . . . .“

und hinabsteigt, um Helena wieder aus den Daseinswurzeln in das Leben zurück — zu — rufen — — wenn in der aeschyläischen „Orestie“ Kassandra den im verborgenen sich abspielenden grauenvollen Vorgang der Ermordung des Königs als Hellseherin sieht, und den eigenen Untergang, der ihrer dort harrt, wissend, doch wie von inneren Gewalten getrieben, in das Schloß hineinschreitet mit den Worten:

„Es tritt ins Haus ein toter Gast!“

so ist das gewiß Mystik.

Aber Maeterlinck? . . . Eine Königin will ihren kleinen Enkel umbringen und gebraucht dazu ihre gewandten sacht schleichenden Dienerinnen. Nur das Unbestimmte ihrer Motive, das Verhüllte in der Art der Ausführung, wird Schauerempfindungen erwecken . . . . aber nur bei Kindern, welche noch Ammenmärchen hören wollen. Für uns liegt der poetische Reiz dieser Dramen nicht darin.

Es ist wol möglich, daß Maeterlinck, welcher als Denker die transzendenten Gewalten des Daseins kannte, dieselbe durch Mittel mystischer Kunst in seinen Dichtungen wiederspiegeln wollte; aber es ist ihm entschieden nicht gelungen. Was in seinen Dramen — „Der Eindringling“ ausgenommen — als Schicksal zu lasten scheint, ist eine bereits vollbrachte, aber den Personen des Dramas noch unbekannte Tat, diese ist nicht jenseits, sondern innerhalb unseres bewußten Lebens vollzogen; z. B. in „La mort de Tintagiles“ ist der feststehende Entschluß der Königin, ihren Enkel zu töten, ein Vorgang, dessen gleichen wir Hunderte im Leben der äußeren Erfahrung begegnen; im „Intérieur“ enthält der Umstand, daß ein junges Mädchen verunglückt und gestorben ist . . . doch gewiß keine Momente des Transzendenten. Die Empfindungen des Schauerns werden also wol bei unseren modernen Kritikern (und den an Ammenmärchen gewöhnten Kindern —) nur durch die Unbestimmtheit der Konturen und den nebeligen Finsternissen, in denen sich die Handlungen abspielen, erweckt; gleichwie eine Bauernmagd Schauern empfindet, die in ein dunkles Gemach eintritt und an der Tür den unbestimmten Schatten eines daran hängenden schwarzen Mantels sieht.

Maeterlinck als Mystiker ist ein schlechter Poet. Aber die Schönheiten seiner Werke liegen eben auf anderen Gebieten. Wenn er im „Intérieur“ die Männer draußen in der Nacht in aufgeregten und düsteren Worten vom Unglücksfall reden läßt, während die beiden alten Eltern in einer von innen erhellten Glasveranda im Kreise ihrer anderen Kinder sitzen und nichts ahnen, so besteht der poetische Reiz dieser Szene in dem Kontrast der beiden gleichzeitig auf den Zuschauer wirkenden, so verschieden von einander in ihrem Grundton gestimmten Situationen. Drinnen die nichts ahnenden Eltern, glücklich; draußen in der Nacht die Männer, welche das Unglück, das sie betroffen hat, wissen, aber zögern es ihnen mitzuteilen. Die beiden Bilder bilden aufeinanderbezogen einen Akkord, in welchen der künstlerische Inhalt des Stückes liegt. Im „La mort de Tintagiles“, möchte ich als die poetischen Höhepunkte bezeichnen, die Szene, wo da der alte Aglovale mit dem verrosteten Schwert in der Hand, an der Tür wacht, während draußen die Dienerinnen der Königin unheilbringend schleichen; — — das Bild nach dem Raub des Tintagiles; drei Dienerinnen kommen hastig aus dem Gemach, die eine trägt den schlummernden Knaben, dessen Hände im Schlaf zusammengepreßt sind; er ist von einem Geriesel von langen, goldenen Locken seiner Schwestern überflutet, in die er sich festgebissen und gekrallt hat; die Dienerinnen fliehen schweigend; sie erreichen das Ende des Gangs . . . — — — und den Schluß des Stückes: ein großes eisernes Tor unter finsteren Wölbungen erhebt sich mächtig vor seiner Schwelle münden die letzten Stufen einer als endlos langen sich zu denkenden Treppe; kein Schloß und keine Angeln an der Pforte; zwischen ihren eisernen, schwarzen Türflügeln sind goldene Locken eingeklemmt; Ygraine liegt auf beiden Knien vor dem verschlossenen Tor mit gefalteten Händen und fleht laut:

„Es gibt so viele Dinge, die mich mehr schmerzen könnten . . . . . . wenn du es liebst, Schmerzen zu bereiten!“ . . . jenseits des Tores wird Tintagiles erwürgt; „man hört den Fall eines kleinen Körpers hinter der eisernen Pforte“.

Eben . . . Vorstellungsakkorde!

Man wirft Maeterlinck vor, daß die Charaktere seiner Stücke unsicher und unbestimmt sind, daß sie nicht aus innerer Notwendigkeit ihren Willen entfalten, daß sie im entscheidenden Momente geradezu das Gegenteil hätten tun können.

Selbstverständlich!

In einem realistischen Drama wäre wol der Kausalzusammenhang zwischen einer Handlung und dem scharf markierten Charakter, dem sie entspringt, etwas wesentliches. Aber bei Maeterlinck sind die „Taten“ keine Entfaltungen der Energien des Lebens, keine Wiederspiegelungen der nach bestimmten Gesetzen wirkenden Natur, — sie sind nur lyrische Momente. Die Ermordung des Tintagiles hinter der Pforte wird vom

Zuschauer nicht als eine Folge des Willens der Königin oder des Willens irgend eines sichtbaren oder unsichtbaren Wesens empfunden, sondern nur als ein Bestandteil des rhythmisierten Komplexes von Situationen, die einen dramatischen Eindruck nur durch die Beziehungen ihrer Gegeneinanderstellung bewirken. Die verschiedenen Personen in den verschiedenen Stücken Maeterlincks hätten wol im gegebenen Momente auch anders gehandelt haben können, gewiß — aber ausgeschlossen ist, daß an der oder der bestimmten Stelle einiger seiner Dramen lyrisch eine andere „Tat“ möglich wäre, als eben diejenige, welche jetzt als Bestandteil des Bilderkomplexes da ist, und die den melodischen Akkord des Eindruckes erzeugt hat.

Gedichte.

Stunde der Weihe.

Du bist mir nicht geraubt, mag's auch so scheinen,
Es kommen viele Stunden mir im Jahr,
Wo du, mein armes Lieb, vom Tal der Toten
Mir wiederkehrest wie Proserpina
Und des Gedankens zarte Blumen bringst.
Ich fühle deinen Hauch, du neigst dich leise
Nach meiner Stirne, die von Qualen flammt
Und kühlest sie mit deinem Geisteskuß.

Nun warst du freilich lange nicht mehr da,
Ich weiß, mein Wandel hatte dich verschüchtert —
Erst jetzt, wo du es siehst, wie meine Seele
In ihrem größten Weh nach dir verlangt,
Darf ich dich, Genius, neu bei mir begrüßen.

O bleibe, Liebste, bleib! So lang ich lebe,
Solange hat der Tod an dir kein Recht.

Josef Schicht.

Erlösung such' ich . . .

Nun will ich lange, lange Jahre schweigen
Und will euch nichts von meinen Leiden sagen,
Ich will sie stille für mich selber tragen
Und will auch nimmer meine Wunden zeigen.

Ein Suchender zieh' ich in ferne Tiefen,
Um heilige Erlösung dort zu finden,
Und meine Seele soll das Wort ergründen,
Das leise Stimmen lang schon in mir riefen.

Und hab' ich das Erlösungswort gefunden,
Das ich erträumt auf meinen Lebenspfaden,
Dann will ich all mein Leid in Sonne baden
Und will von Haß und Qual und Schmerz gesunden.

Dann sollt ihr mir von Rosen Kränze winden,
Ich aber will ein Sonnenlied euch singen,
Drin sollen tausend Harmonien klingen . . .
Erlösung such' ich — werde ich sie finden?

Walter Demisch.

Nach Jahr und Tag.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Wilhelm Konrad Gomoll.

I.

Ein duftiger Frühlingstag, ozonhaltige Lüfte wehen vom Bergwald, der die Stadt umkränzt, lau hernieder. Am westlichen Horizont steht eine langgestreckte Wolkenbank, deren Glanz zu erblassen beginnt.

In einer fernen Ebene neigt sich die Sonne zum Untergang; es scheint als beuge sie sich zum Abschied noch zur Erde herab, um ihr mit glühendem Kuß Lebewol zu sagen.

Im entgegengesetzten Osten beginnt schon das Heer der grauen Dämmerschatten seinen Anmarsch.

Zwischen den zartgrünen Blättchen der Bäume und in den Gesträuchanlagen flüstert der Berghauch; herumhuschend, tändelnd, singt er sein Liebeslied — sanfte, leise Säusellaute. Vom nahen Stadtpark klingen, vom Winde halb entführt, die Weisen der dort konzentrierenden Kapelle herüber und mischen sich mit den tiefen woltönenden, abendlichen Lauten der Kirchenglocken, dem leisen Gezwitscher der Vögel und den tausendfältigen Stimmen der großen hin- und herwogenden Menschenmasse, die die Promenade belebt, zu einem seltsam verworrenen Akkord. In das Rauschen der Toiletten, das geheimnisvolle Boudoirgeflüster der feinen Spitzvolants, das monotone Wehen und Klappen der Fächer, mischen sich die anpreisenden ewig gleichklingenden, heiseren Rufe der Blumenverkäuferinnen: „Frische Blumen! Bitte, Veilchen! Rosen!“

Langsam schieben und drängen sich die Gestalten aneinander vorüber. Im fahlen Zwielicht sehen die vielen Gesichter mit dem gleichgültigen Lächeln eigenartig aus; dem ruhigen Beobachter scheint es, als zögen Masken in langen Reihen und endlosen Gliedern an ihm vorüber. Masken, die einander Komödie vorspielen. — — — Man weiß nicht recht, wo der wahre Mensch anfängt, wo die Vermummung aufhört . . . .

„Die Promenade und der Korso ist heute recht langweilig, findest du nicht auch?“

Mit diesen Worten wandte sich Frau Eva von Gerdach ihrer Begleiterin zu, die mit aufmerksamen Blicken in das Gewoge der Menschen hineinsah.

„Es ist nichts, rein gar nichts los! . . . Ach, es macht mich so verdrießlich, dieses langweilige Einerlei, ewig dasselbe, die Menschen die gleichen, ebenso wie die Gespräche . . . Die Zeit bleibt auch beinahe stehen, der Frühjahr schleicht wie eine Schnecke vorwärts, so langsam träge . . . Nicht einmal neue Kostüme sieht man mehr . . . Schrecklich diese Vorsaison, und der Sommer liegt noch so weit entfernt; ach, wie langweilig, gräßlich langweilig ist dieses ganze Leben!“ . . .

Die junge Dame an ihrer Seite antwortete nicht. Das jugendschöne kluge Gesicht ein wenig abgewendet, so überhörte sie — scheinbar — die Frage und sog mit vollen Zügen die Luft des Frühlingstages ein.

Eva von Gerdach gähnte. „Und wie matt wie müde man wird. Es ist widerwärtig! — Du sprichst ja gar nicht, was ist dir? — — Ja, selbst das Sprechen wird einem zuviel,“ fuhr sie nach einigen Momenten fort, „man wird so traurig, so unendlich traurig gestimmt.“

Reiane Hardstein, die Begleiterin, blickte sich um, —

ein leichtes Lächeln spielte auf ihren runden, frischen Wangen.

„Traurig?" wiederholte sie fragend mit lebenerfüllter Stimme, „nein, dieses Empfinden habe ich nicht! Und warum auch? Etwa weil der lange Winter vorüber, der herbeigesehnte Frühling nun endlich gekommen ist? Nein, nicht Traurigkeit läßt mich schweigen, wol eher ein Uebermaß an Freude! Freude am herrlichen Zauber der jungerwachenden Natur, am Keimen, am Wachsen und Werden, am Blühen und Emporstreben, am Gedeihen und Entwickeln all der durch den Winter gebannten und nun entfesselten Frühlingswunder Aber still, nicht laut und schwatzend lasse ich das Wiedererstehen auf mich einwirken, es belebt die Lebenshoffnungen, erfüllt die Brust mit heimlicher Freude. Ich lasse die anderen lärmen; sieh nur, wie sie sich gegenseitig ihre Welt predigen. Sieh nur die lächerlichen Gesten, händeund füßezappelnd, tänzelnd ziehen sie über die Promenade, als seien es Marionettenfigurchen, die zur Belustigung der Verständigeren, hier öffentlich ihr Spiel treiben. Hör' nur einmal auf dieses Gemisch von inhaltlosen Reden, mit Phrasen bemühen sie sich den verkümmerten Verstand zu bemänteln. Du siehst, daß ich nicht müde, nicht traurig bin. Ich freue mich nach meiner Art, der Welt und meines Lebens!"

Frau Eva hatte mit geringem Interesse die Antwort verfolgt, sie gähnte wieder hinter ihrem Fächer.

„Du freust dich also," erwiderte sie, „nun bei mir ist dieses nicht der Fall; und warum? — Ich habe es dir ja wol oft genug erzählt. Just nach so einem milden Frühlingstag, ein Abend wie der heutige war es, durchwoben von Veilchendüften und Dämmerungsschatten, standen wir, Edgar und ich, zum letzten Male nebeneinander — dort, hinten unter den blütenduftenden Bäumen des Stadtparkes.

Ach Gott, es ist nun schon lange her — aber das Erinnern stirbt nicht; leicht schreckt es auf zum neuen Leben, und mit ihm erwachen aus dem leisen Schlummer auch die alten Schmerzen!"

„Das ist so," warf die Andere ein, „sind es denn aber auch noch echte Schmerzen? Es liegen doch die langen Jahre dazwischen von vordem bis heute; Jahre, die dir ein angenehmes Leben verschafft haben, die auf dein bewegtes, stürmisches Innenleben der damaligen Zeit sicher beruhigend und ausgleichend eingewirkt haben . . . . ."

„Hör doch nur mit deinen ewigen Einwendungen auf!" fiel Frau von Gerdach der Sprecherin in das Wort. „Laß mir mein Höchstes, Heiligstes! Du hast kein Recht darauf, es mir zu rauben! — Es war ein großer Schmerz, den ich lieben gelernt habe, weil er mein Bestes ist! Ich habe Edgar Ervenbach geliebt, wie man nur einmal lieben kann, wahr und innig. Aber — das Schicksal hat uns getrennt."

„Das Schicksal?" Rejane hob ihr Antlitz voll zu Eva auf. „Ich denke, ihr selbst sahet die Notwendigkeit des Scheidens ein? Er — ein junger Offizier — du ein schönes, aber mittelloses Mädchen. Ihr zogt es beide lieber vor auseinanderzugehen, als den Kampf mit dem schweren Dasein auf zu nehmen. Er verheiratete sich dann kurz darauf mit der Tochter und einzigen Erbin eines alten Kommerzienrates, und du — folgtest seinem Beispiel; du nahmst den Antrag des nicht minder wolbegüterten Herrn von Gerdach an. Dein Herr Gemahl konnte sich den sehr ehrenwerten Luxus gönnen, seinen Salon durch eine arme Schönheit zu schmücken, mit deinen Reizen in seinem gastfreien Hause zu paradieren, und Herr Edgar Ervenbach glaubte das Recht zu besitzen, sich als junger, stattlicher Offizier im eigenen Salon, sowie in denen der Gesellschaft, an der Seite einer vermögenden, juwelengeschmückten Gattin bewundern zu lassen. Ihr wähltet selbst eure Wege! Nennst du das nun Lebensschicksal? Jetzt bist du seit Jahren Wittwe, sogar eine vielumworbene; sollte nun all das Angenehme, Freundliche, das das Leben dir in dieser Zeit gegeben, nicht jenes eine Leid, zum Schweigen gebracht haben? — Du entschuldigst, daß ich so spreche. Aber wir anderen, die wir im Schatten, auf der nicht von der gütigen Sonne beleuchteten Seite des Lebens wandern, und mit gierigen Augen zeitweise zu euch hinüberblicken, wir, die wir wirklich leben und die ganze Bitterkeit dieses einen Wortes so oft auskosten müssen, wir haben doch etwas vor euch, den Genußmenschen, voraus, die ihr es nie gelernt habt, Tränen und Brot zusammen zu genießen: „uns gehören die seltenen, aber dafür echten Freuden, uns die tiefsten, aber dafür auch wahren Schmerzen!"

Sie verstummte jäh, denn Eva von Gerdach preßte plötzlich ihren Arm so heftig, sie fühlte sie zittern, daß sie erschreckt emporsah. — Und gerade vor ihnen, mitten unter dem Menschengewoge, einer unter den hunderten, kam in den entgegen- und vorüberflutenden Menschenstrom, in voller Stattlichkeit ein Offizier auf sie zugeschritten.

Die auffallende Erscheinung konnte nicht übersehen werden. Frau von Gerdach ließ sich fast willenlos mit sich fortschleppen, fest hing sie sich an den Arm des zierlichen jungen Mädchens, während ihre Augen, groß und weit, jede Bewegung des ab und zu noch in der Menschenwoge Untertauchenden aufzufangen bemüht schienen.

Jetzt trennten sie nur noch einige Schritte voneinander, da wurde auch er der schönen Frau ansichtig. — — — Starr blieben die Augen beider aufeinander haften.

„Edgar!" — Wie ein Schmerzensschrei entquoll es der Brust.

Fast zu laut hatte sich der Name dem krampfhaft zuckenden Munde der fassungslosen Frau entrungen. Sie wollte den Ausruf unterdrücken, die Lippen bebten; es ging nicht. Sie war bleich geworden. Mit graziöser Bewegung führte der Offizier die Hand an die Mütze. Ein leichtes verbindliches Kopfnicken begleitete seinen Gruß, dann trat er in exakter Haltung und vollkommen beherrschter Ruhe auf sie zu.

Einige Sekunden später schritten die drei Menschen abgesondert von dem großen Strome, durch von jungen Grün geschmückte, lauschige Laubengänge seitwärts der Promenade . . . . .

„Gnädige Frau!" — chevaleresk küßte er die kleine Hand. — „Welch ein angenehmer Zufall! Da nur auf einige Tage hier — vorübergehend, kleiner Urlaub — muß mich das Geschick in gütigster Weise so begünstigen . . ."

Sie sprach nicht. — Nur ihre Augen, die einen seltsamen Glanz bekommen hatten, glitten immer wieder und wieder, während er nach einer passenden Redewendung zu suchen schien, über sein ausdrucksloses, aber doch angenehmes Gesicht, über die etwas zur Fülle neigende Gestalt, über die entschieden sehr eleganten Einzelheiten seines äußeren Menschen. — — War all

das wirklich wahr? Kein waches Träumen? . . . Nun endlich erlebte sie dieses Zusammentreffen, um das sich ihre heimlichen Gedanken und Träume gedreht; doch so — ganz anders als sie es sich ausgemalt, erlebte sie es? . . .

Rejane Hardstein brach das unbehagliche, wie ein Alp auf den Gemütern lastende Schweigen.

„Sie kennen mich wohl kaum mehr, Herr Major Ervenbach?"

Die freundlichen, lebhaft gesprochenen Worte wirkten wie ein Sonnenstrahl, der unverhofft die dunklen Wolkenmassen eines schwarzen Gewitterhimmels durchbricht und ein neues Hoffen auf Leben im Herzen des bangen Menschen aufkeimen läßt.

„Gewiß es ist so, ich kann es mir denken", fuhr sie fort, „als sie mich damals im Hause meiner Cousine kennen lernten, war ich ja auch noch ein Kind!"

Ervenbach sah ihr scharf in die Augen; Rejane errötete leicht, wodurch sie noch lieblicher aussah.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein, das ist wol zu bescheiden, zu anspruchslos gewesen! Dürfte mir da nicht eine Verbesserung Ihrer Worte gestattet sein?"

„Nein! Ich danke!" gab Rejane zurück.

„Nun, so gestatten Sie mir Ihnen wenigstens zu sagen, daß ich mich Ihrer — und Ihrer lieben tollen Streiche — sofort erinnerte."

Ein leichter Plauderton schuf nun rasch einen verbindenden Weg. Sie sprachen von lustigen Zeiten, von Tor- und Tollheiten, und Ervenbach vergaß darüber ganz, daß außer Rejane auch noch Eva an seiner Seite einherging. Erst Rejanes Worte brachten ihn zur Wirklichkeit zurück. Sie sprachen von einem Ausflug; „an dem mir Eva, wie Sie wohl noch wissen, die Teilnahme versagte!" warf sie dazwischen, da zuckte er zusammen und wandte sich wieder an Frau von Gerdach.

„Verzeihung, meine gnädigste Frau! Sie wissen, Erinnerungen an übermütige Stunden vermögen uns immer in ihren Bann zu zwingen, selbst wenn wir uns zu widersetzen versuchen! — Doch wohin führt Sie Ihr Weg, wenn ich fragen darf?" . . .

Rejane sah auf die Uhr. „Es ist Zeit, Eva!"

„Also schön," erwiderte diese, „dann direkt zu mir nach Hause."

„Wenn Sie mir gestatten wollen, Sie dorthin zu begleiten?"

„Gewiß," entgegnete Eva höflich. — „Es ist Zeit" — — — klang es in ihren Ohren nach, es summte und brummte, brauste und pochte an den Schläfen, es kratzte und schnürte die Kehle zu, als sollte niemals mehr neue Luft in die danach verlangende, wildwogende Brust eindringen. — „Es ist Zeit, Eva!" klopften die Pulse — sie rang nach Luft.

„Gewiß, Herr Major! Wenn Sie frei sind, vielleicht darf ich Sie bitten mein Gast zu sein? Sie nehmen eine Tasse Tee mit uns ein, ich empfange heute gerade Freunde und Bekannte, es ist mein jour."

Ervenbach nahm die Einladung dankend an, bot ihr den Arm und langsam, teils mit dem Menschenstrom gehend, teils dagegen ankämpfend, schritten sie vorwärts; plaudernd, lachend, alltägliche Worte wechselnd. Still und nachdenklich folgte Rejane ihnen nach.

„Und das ist Euer Wiedersehen?" frug sie sich; sie schauderte leicht zusammen. Ein anderes Bild stieg während des Fortschreitens vor ihren Augen auf. — Da war sie selbst und er, den sie liebte, über alles liebte. Auch bei ihnen trennende Verhältnisse; er drüben, sie hüben. Doch sie rangen beide verzweifelt mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, mit dem Geschick, und waren fest in ihrem Hoffen, durch ehrliche Arbeit und jene gewaltige, alles bezwingende, alles überbrückende Macht, die mehr auszurichten weiß als alle Menschenstärke, die wahre Liebe, siegend aus dem Kampf hervorzugehen. Hart verfuhr das Leben mit ihnen; aber doch — und dieses schien ihr sicher — mußte auch für sie und ihn jener beglückende, seligmachende und kummervergeltende Augenblick kommen; endlich mußte die Stunde des Lebens eintreten, in der alle Hindernisse beseitigt würden. Für diesen Moment opferten sie Jahre ihres Lebens.

Wieder streiften Rejanes träumende Blicke das vorangehende Paar. Frau von Gerdachs Lachen und ein flotter Witz aus Ervenbachs Mund trafen ihr Ohr. Leise schüttelte sie das zierliche Köpfchen: „Eure Wege sind nicht die meinen. Andere Menschen, andere Bahnen!" —

* * *

II.

Zur Teestunde im Hause der Frau von Gerdach sah man heute viele Menschen ein- und ausgehen. Die Zeit verlief ausnahmsweise schnell; man war sehr animiert. Unter lustigem Geplauder besprach man die Stadtneuigkeiten, hier und da auf die Begebenheiten durch kritische oder scherzhafte Bemerkungen näher eingehend. Mit freundlichem Lächeln begrüßte man sich, mit herzlichem Lachen nahmen die Gehenden Abschied und zwischen allen die liebenswürdigste Wirtin, Frau Eva und ihr neuer Gast, der immer neue scherzhafte Wendungen für die kleinsten Einzelheiten herausfand.

Niemand von den Anwesenden wußte etwas von den einstigen Beziehungen der beiden Leute, die jetzt einander gegenüber an einem kleinen Tischchen saßen. Beide dachten wohl zurück an eine gewesene Zeit, aber zwischen dem Heute und dem längstvergangenen Einst flutete der große Strom der Alltäglichkeit. Sie waren darin untergetaucht.

Als sich die letzten Herrschaften verabschiedeten, erhob sich auch der Major. „Bleiben Sie noch!" flüsterte Frau von Gerdach ihm zu, während sie die Anderen hinausgeleitete.

Er nickte ihr zu und seine Mienen sagten so etwa: „Nun ja — wenn Sie befehlen, oder — wenn Sie wünschen — wenn es angenehm ist!? . . ."

Als sie das Zimmer wieder betrat, schritten sie den alten Plätzen zu.

Sie bot ihm ein silbernes Zigarettenkästchen, indem sie selbst eine Zigarette in Brand steckte und zu den Lippen führte.

„Bitte, bedienen Sie sich, greifen Sie zu, es plaudert sich so besser und angenehmer."

Sekunden später stiegen zu dem goldverzierten Plafond der Salondecke zwei blaugraue Rauchwölkchen auf.

Von zwei verschiedenen Punkten gingen sie aus, stiegen auf, trafen sich dann, umschlangen sich sehnend, begannen einen Taumeltanz, um endlich ganz ineinander zu fließen und dann, wie selig die Luftwogen zu durchschwimmen — bis zum Auflösen.

Ein unheimliche Ruhe herrschte in dem Raum. Besonders nach der voraufgegangenen Fröhlichkeit wirkte diese Stimmung lastend. Es war, als ob eine Riesenhand vor jeder Kehle laure, die drohend bereit

die ersten das Schweigen störenden Laute in ein langsam dahinsiechendes Röcheln zu verwandeln.

Frau von Gerdach raffte sich endlich auf. Ein leichtes Schütteln überflog ihren Körper, es schien, als wollte sie alles Lastende von sich werfen. Mit gezwungenem Lächeln blickte sie den Major an.

„Nun, mein Freund, warum eigentlich so schweigsam? Sie sind ein schlechter Gesellschafter geworden, wollen sie mir nicht einmal erzählen, wie es Ihnen im Leben ergangen? — — Oder — langweile ich sie —? —“

Ervenbach blickte auf. Bestürzung und Frage gaben seinem Gesicht den Ausdruck. Sein Mienenspiel glich dem im Gesicht eines Kindes, das über einer Unart ertappt worden.

Eva betrachtete ihn. Da erwachte unwillkürlich die Neugier des Weibes, die Sucht alles zu wissen, alles zu ergründen, in ihr. Sein Blick erschien ihr unstet; warum spricht er nicht? fragte sie sich. Mechanisch, als leite sie irgend wer, blickte sie sich im Zimmer um. Rejane — sonst niemand. Und Rejane — sie weiß ja doch alles — sollte er vor ihr nicht sprechen wollen — etwa nicht können — sollte? — —

Sie fühlte sich erröten. Nervös griff sie nach der Blumenvase, zog eine Blüte heraus und begann diese zu zerpflücken.

Rejane saß in einer entfernten Ecke des Zimmers. Sie hatte sich einen bequemen Fauteuil zum Fenster gerückt, neben ihr sang der Samovar sein Summelied, und blickte nun so versonnen in das junge Laub der davorstehenden alten Lindenbäume.

(Schluß folgt.)

Ein Frauenprofil.

Von Sigurd Trier.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Franz Philips.

Donnerstag.

Ich habe noch nie ein solches Leid empfunden, wie ich es jetzt fühle. Ich glaube heute in Deiner abweisenden Kälte ein Anzeichen dessen zu sehen, das für mich das Schlimmste von allen sein würde. Aber mein teuerster Freund, ich bitte Dich, ich flehe Dich an: wenn Du nur so gegen mich bist, um mich zu strafen, so höre jetzt mit Deiner Strafe auf; ich bin hart genug gestraft worden. Ich kann Deine Kälte und Gleichgültigkeit nicht ertragen!

Wenn ich doch ein Mittel wüßte Dich zu rühren! Wäre ich Dir eine völlig unbekannte Frau, so würdest Du mir sicher helfen und mich trösten, falls Du mich leiden sähest; wie kannst Du denn nun so unbarmherzig gegen mich sein! Hast Du denn nicht eine einzige Erinnerung an mich, um derentwillen Du mir verzeihen kannst? Ich habe so viele schöne Erinnerungen an Dich, daß es nichts in der Welt geben kann, das ich Dir nicht verzeihen könnte, sobald ich an sie dächte.

Im vorigen Jahre las ich einmal in der Zeitung, daß ein junges Mädchen einen Selbstmordversuch aus Liebesgram gemacht hatte. Ich erinnere mich, daß ich dachte, ihr Stolz müßte ihr doch einen solchen Schritt verboten haben! Ich Törin, die ich glaubte, daß ein Weib, das liebt, noch Stolz gegen den kennt, welchen sie liebt!

Mein einziger Stolz ist jetzt — Deine Liebe!

— Du sagtest neulich, daß ich Deiner Liebe ganz gewiß sein könnte. Das bin ich sogar in diesem Augenblick, wo ich weiß, daß Du böse auf mich bist. Ich weiß bestimmt, daß es in Deinem tiefsten Herzen einen kleinen Platz gibt, der mir geweiht ist und in dem ich herrsche. — Aber diese kleine Oase ist von so vielem Anderen verdunkelt. O, jage alles das fort, und sei wieder mein.

Darum bittet flehentlichst

Deine

Valborg.

Sonnabend.

Es ist merkwürdig, daß ich immer so traurig werde, sobald ich einen ganzen Tag nicht ein Wort mit Dir allein gesprochen habe. Ich sehne mich dann so schrecklich nach Dir und alles wird mir so leer und kalt und langweilig.

Ich übertreibe nicht im mindesten, wenn ich sage, daß ein Tag, an dem ich Dich zu treffen hoffte und Dich nicht traf, ganz verloren für mich ist.

Ich bin nicht imstande ihm den kleinsten Inhalt zu geben. — Weiß ich dagegen, daß Du keine Zeit hast mit mir zusammen zu sein, dann ist alles viel leichter, dann arbeite ich, damit die Zeit schneller vergeht. Die Muster drängen sich gleichsam aus meiner Phantasie, aber sie vermögen nicht wie früher, mein Interesse wachzuhalten.

Du verstehst mich gewiß kaum, denn Du sagst ja, daß Du Entbehrung und Sehnsucht nicht kennst; ich dagegen kann mich so sehnen, daß ich krank davon werde. Ich wünschte, Du könntest etwas Aehnliches empfinden, dann begegneten wir uns mehr in unseren Gefühlen.

Deine

Valborg.

Sonntag.

In Deinen vorigen Briefen an mich sehe ich eine Widerspiegelung der Entwicklung, die unsere Liebe nach und nach erfahren hat. Ich habe so oft über diese Entwicklung nachgedacht, da es meine Gewohnheit ist, beständig Vergangenheit und Gegenwart in meiner Erinnerung zu vergleichen und ich bin oft erschrocken, nicht an und für sich über die Richtung, die unsere Liebe genommen hat, aber über die ungeheuer kurze Zeit, welche diese ganze Entwicklung umspannt. Das muß wol an Deinem warmen „Künstlerblut“ liegen. Ich erinnere mich noch, daß Du einmal vor langer Zeit ganz heftig zu mir sagtest: „Warten! Nein, das kann ich nicht. Wenn Du Dich jetzt von mir zurückziehst, werden wir einander bald Fremde sein.“

Wenn ich damals so klug und welterfahren gewesen wäre wie jetzt, hätte ich wahrscheinlich gesagt (oder richtiger: ich hätte es gewiß nicht getan, aber ich hätte es tun sollen!): Wenn Dein Gefühl für mich nicht tiefer ist, als daß es verlöscht, wenn es nicht sofort Nahrung bekommt, so — — — — — Aber ich war ja schon damals so verliebt, daß ich Dich um keinen Preis verlieren und lieber alles wagen wollte, selbst wenn ich auch alles verlieren sollte.

Deine

Valborg.

Donnerstag.

Ich denke sehr viel über das Wesen der Liebe nach und jetzt, da ich es zu verstehen glaube, ist mir, als ob dessen Doppeltheit gleichzeitig das Schönste und Schrecklichste sei. Es ist schrecklich, wenn es nur die eine Seite enthält, die äußere, körperliche; es ist das Schönste in der Welt, wenn es auch die seelische umfaßt. Und so will ich das. Versteht Du, mein Freund? Das habe ich Dir auch vor langer, sehr langer Zeit gesagt. Und meistens bin ich auch so fest überzeugt davon, daß Du mich gerade so liebst, wie es mein ganzes Wesen verlangt; aber dann kannst Du zuweilen Ansichten verteidigen, welche den Tod der richtigen selbstlosen Liebe und den Sieg von Egoismus und Rücksichtslosigkeit bedeuten.

Dann kommen Angst und Zweifel. Und ich verlange so dringend darnach, Deiner Liebe unerschütterlich sicher zu sein, eben so sicher, wie Du der meinen bist. Habe ich wol Recht, zu sagen, daß Du egoistisch und rücksichtslos von Natur bist? Beschwichtige meine Angst und laß mich stets das allerbeste von dir glauben.

Ich habe früher nur wenig, sehr wenig von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib verstanden; jetzt erst verstehe ich den tiefen Ernst desselben. Aber es hat stets mit einem Glanz von Schönheit und Heiligkeit vor mir gestanden. Die Dichter besingen es ja auch immer so. Wie konnte ich da anders glauben, da ich nichts wußte. Aber jetzt weiß ich, daß die meisten Männer es profanieren und daß es für sie nichts, gar nichts bedeutet! Aber ich finde, das ist als ob das ganze Leben in Stücke ging. Es gibt nichts, das Wert hat; ein Menschenleben bedeutet nichts; was das Größte für den einen ist, bedeutet für den anderen gewöhnlich nichts. Es ist fast nichts auszuhalten, wie verzweifelt das ganze Leben ist!

Ich habe immer geträumt, daß, wenn ein Mann und ein Weib einander lieben, so würde das, daß sie ihm gehört, sie ihm um vieles teurer machen. Ich glaubte, er fühlte ihr gegenüber eine Freude und Dankbarkeit, die er niemals einem anderen Menschen gegenüber empfinden könnte. So etwas leuchtete im Anfang aus Deinen Augen, als Du sagtest, daß Du mich liebtest.

Aber seitdem bin ich so „lebensklug“ geworden. Nun begreife ich, daß er in den meisten Fällen fast eine überlegene Verachtung für sie empfindet. Im besten Fall behandelt er sie dann, als ob sie ein Geschlechtsgenosse sei, auf den man keine Rücksicht nimmt, im schlimmsten Fall (wie das sehr oft in den ungebildeten Klassen geschieht) mißhandelt er sie.

Ist es wohl wahr, daß Du mich verachtest? Mich, die ich Dir mein kostbarstes Gut geschenkt habe!

Deine

Valborg.

Freitag.

Ich weiß wol, und von Deinem Standpunkt betrachtet, hast Du auch wol Recht — ich weiß wol, daß ich Dir fast als ein wankelmütiges, launenhaftes Weibsbild erscheinen muß, bei dem man nie weiß, woran man mit ihr ist, aber ich sollte vielleicht eher Gegenstand Deines Mitleids sein als ein Mensch, der von einem ewigen Zwiespalt zerrissen wird. — Sowie ich ganz vergnügt bin und mich erleichtert in dem Frieden ausruhe, der in meinem Gemüt ist, kommt die Verzweiflung wieder über mich. Ich denke mir, das muß ähnlich sein wie mit einem Menschen, der an einer Krankheit leidet, die schreckliche Schmerzen mit sich bringt. Es gibt Augenblicke, in denen die Schmerzen aufhören; dann fühlt der Kranke sich so frei und hoffnungsvoll. Aber bald darauf kommt die Qual viel schlimmer zurück.

Ich versuche Dir das zu erklären, damit Du mich nicht zu hart verurteilst.

Aber Du kannst mich gewiß nicht verstehen; das kann nur eine Frau. Deine

Valborg.

Mittwoch.

Weshalb schreibst Du mir so selten? Bedenke, wie viel ich Dir immer schreibe! Und ich bekomme so selten Antwort und immer nur kurze, in Eile geschriebene Billets. Jetzt kannst Du Dich doch nicht mehr damit entschuldigen, daß die Proben Deine ganze Zeit in Anspruch nehmen, denn in ein paar Wochen hört Ihr ganz auf zu spielen.

Besäße ich einige wirklich gute und lange Briefe von Dir einige Briefe in denen Du mir Deine ganze Seele gabst, mir Dein ganzes Innere offenbartest, ja, dann würde das für mich ein Schatz sein, der größte und kostbarste meines Lebens. Das würde wie ein Lebensbuch sein, in dessen Blättern ich Kraft und Trost für die alltägliche Arbeit des ganzes Lebens suchen könnte, in dem Bewußtsein, daß es eine Zeit gab, in der auch ich fühlte und wußte, was „Blumen im Lenze des Lebens“ sind. Nun habe ich nichts Wirkliches, auf das ich mich stützen kann; in meiner Erinnerung und Phantasie allein wirst Du für mich leben. Deine sehnende

Valborg.

Freitag.

Hakon, hast Du jemals daran gedacht, welche tiefe Wahrheit in dem alten Wort liegt, daß „alles in der Welt relativ ist?“ Das ist so wahr und so treffend, daß ich täglich daran denken muß.

Wenn ich daran gewöhnt gewesen wäre, junge, hübsche Herren mir zu Füßen zu sehen, so hätte Deine Cour kaum so viel Eindruck gemacht, wie es der Fall war.

Wäre das Leben meiner Kindheit heller und sonniger gewesen, mit leichtem Zutritt zu den Gütern des Lebens, so wäre mein Gemüt sicher leichter und freudiger geworden. Ich hätte dann nicht alles so schwer genommen, wie ich es jetzt wol tue.

Die Menschen glauben fast immer, daß reiche Leute sehr glücklich sein müssen, weil sie all ihre Wünsche ohne Arbeit und Mühe erfüllen können. Das ist sicher ein Irrtum. Hat ein Mann sich selbst aus kleinen Verhältnissen zum Wolstand heraufgearbeitet, empfindet er wol in der ersten Zeit Befriedigung über seine glücklichen Verhältnisse; aber wird der Reichtum ihm erst zur Gewohnheit, so daß er seine bedrängte Vergangenheit vergißt, so verschwindet das Gefühl der Zufriedenheit und er empfindet stark die Widerwärtigkeiten des Lebens, wenn er daran denkt, weshalb er nicht eben so viel im Jahr haben kann, wie der Graf in dem benachbarten Besitztum. —

Meine freudelose Kindheit und meine traurige Jugend bilden den dunklen Hintergrund, gegen welchen die Sonnenstrahlen Deiner Liebe doppelt leuchtend strahlen. Deine

Valborg.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Jahr und Tag.

Die Geschichte einer Liebe.

(Schluß.)

Von **Wilhelm Conrad Gomoll.**

Säuselnd war der Abendwind erwacht und wiegte sich auf den Zweigen, so daß diese gegen die junge anmutige Dame am Fenster graziös dienerten. Gegen die saftgrünen kleinen Blättchen benahm er sich wie ein werbender Liebhaber, bald mehr, bald minder stürmisch warb er um ihre Gunst, drängte und zupfte sie scherzend: Die Blättchen wehrten sich dann, taten, als wollten sie den Begleiter des Frühlings nicht, um es mit diesem selbst nicht zu verderben. Doch der Wind ging nicht. Er raunte ihnen Worte zu, sang ihnen lieblich zarte Weisen und da schien es denn, als wenn sich diese und jene glücklich im Flüsterlaut unterhielten, bereit sich ihm als Lohn für seine Beharrlichkeit; willig in das weiche Kosen zu fügen. Selig schmiegten sie sich einander an . . .

„Wie Menschen im höchsten Glück der Liebe," kam es leise im Selbstgespräch von Rejanes Lippen, traumestrunken folgten ihre Blicke dem Spiel vor dem Fenster. „Immer bist Du die Gütige, die gleiche, Natur! So durch die Liebe webst du das Leben. Dem Necken folgt das Werben, dem das Erwehren — ja, selbst im im höchsten Gefühl des Glücks. Es schafft ein Erhöhen des seligen Genießens endet im reinen Dahinsterben im endlichen Ergeben." — — —

„— Oder langweile ich Sie?" — Ervenbach saß auf seinem Platz, als sei aus seinem Körper das Leben geflohen. Im Kopf klangen ihm die Worte fortwährend nach. Sicher langweile er die Frau! Sie hatte Recht, er war ein sehr schlechter Gesellschafter.

Es gab zwischen ihnen beiden eigentlich genug zu erzählen und er wollte auch sprechen, doch er fand nicht die rechten Worte zum Anfang. Nervös begannen die Fingerspitzen leise auf der über den Tisch gebreiteten Plüschdecke zu trommeln. Dann drückte er die aufrecht stehenden Seidenhaare — die ihn sonst sicher nicht interessiert hatten — nieder, und verfolgte mit festem Blick, als gälte es neue Probleme zu lösen, die Bewegung des Wiederaufrichtens, wenn er den Finger weiterschob.

Eva starrte ihn stumm an. Er fühlte ihren Blick auf sich ruhen, es wurde ihm heiß, das Blut stieg ihm zum Kopfe und begann an den Schläfen zu pochen. „Ermanne dich!" sagte eine Stimme in ihm. Die Finger der linken Hand nestelten am Kragen herum. Es beherrschte ihn das Gefühl, als wolle ihn jemand langsam erwürgen.

Verlegen hüstelte er und entgegnete dann mit erzwungenem, gleichgültigen Klang der Stimme.

„Mein Leben? — O danke für die Anteilnahme, meine Gnädigste, ich kann zufrieden sein, gutes Avancement, angenehme gesellschaftliche Verhältnisse, und — um auch davon zu berichten, — meine besondere Freude, ein tüchtiger Junge, der in nicht mehr allzuferner Zeit selbst so weit sein wird, die Epauletten zu tragen. Nur wie bei Allem, so auch bei meinem Leben, Licht- und Schattenseite; nämlich, daß mein Haus, seit ich vor mehr als zehn Jahren meine Frau verlor, sehr einsam geworden ist." —

Eva zuckte unmerklich zusammen, die Augenlider hoben sich empor, ihre Gesichtszüge wurden scharf und drückten aufmerksame Spannung aus. Sie empfand plötzlich, daß das Licht blende, stand auf, um es abzudämpfen. Ein Schirm aus feinen roten Seidenbändern, die sich um die Formen der Glocke schmiegten, gab dem nun milde durchströmenden Licht so etwas von solider Behaglichkeit, von sprechender Vertraulichkeit, die von gemütlichem Leben, und annehmbaren sorglosen Zeitvergehen zu plaudern schien.

Sie nahm ihren Platz wieder ein, das Gespräch aber irrte zwischen beiden wie ein seelenloses Körperchen hin und her. Es war ein förmliches Tasten, wie wenn Menschen durch unbekannte Gänge gehen und fortwährend nach einem festen Halt, einem Stützpunkt suchen, um nicht zu straucheln. Sie fühlten sich unsicher zu einander. Sie hatten das Gefühl vor ihnen erstehe eine Tiefe, die trotz aller Bemühungen sie zu überbrücken sich vor ihnen immer mehr weite, in das Unendliche verlöre. Die hemmte ihre suchenden Schritte, sie mußten stehen bleiben — — da schwiegen sie fast ganz.

Nur Ervenbach berichtete noch in abgebrochenen wortarmen zusammenhanglosen Sätzen weiter. Er versuchte ein Ganzes, ein Bild seines Lebens zu geben; er sprach jedoch nur über dieses und jenes Nebensächliche, vergaß stets die wichtigsten Momente. Und sie, Eva? Sie sah ihn wol, sah auch, daß sich seine Lippen angestrengt, wie unter einem Zwang bewegten, doch ihre Gedanken beschäftigten sich mit anderen Dingen, gingen ihre eigenen Wege.

Wieder und wieder prüfte sie seine Erscheinung, und dann jagte ihr mit Blitzesschnelle ein wildes, entfesselndes Heer von Gedanken durch den Kopf, daß sich um sie alles in tollem Wirbeltanz zu drehen, zu überstürzen schien: er war Wittwer, reich, unabhängig; und dazu sie, die immer noch viel umworbene — man hatte ihr, sogar gesagt, sie sei noch schön — auch sie war frei! Sein Gesicht war nichtssagend und wiederum doch nicht ganz ohne Ausdruck. Er war ein Mann, neben dem sie sich ganz vorteilhaft, ja — sogar gut ausnehmen würde und er war sicher auch kein unbequemer Gatte, da er doch gewiß über viele Unarten der jungen Ehemänner, über die Neuheit der Sache, längst hinaus sein mußte. —

Das Blut stieg ihr in den Kopf, sie fühlte den schnellen Schlag der Pulse, und trotzdem überlief es sie eisigkalt.

Sie wunderte sich über sich selbst — mit welcher Ruhe sie das alles überdachte, Vergleiche anstellte, kalt abwog. Das Herz, das oft schneller geschlagen, wenn nur sein Name an ihr Ohr geklungen, oder auch nur ein Gedanke die Erinnerung wachgerufen hatte, heute, da er nun so unverhofft vor ihr auftauchte, da er ihr

erzählend gegenüber saß, heute — schlug es trotz aller Erregung gleichmäßig und still fort.

Der Major richtete eine Frage an sie. Nur halb hatte sie seine Worte verstanden, verwirrt gab sie die Antwort.

Da traf sie ein voller Blick aus seinen Augen, sie errötete, denn, Weib genug, las sie darin, was ihm durch den Kopf ging. Wünsche sprachen zu ihr, heiße, unausgesprochene und doch offenbarte. Sie merkte, daß er sie durchschaut hatte.

Sie richtete sich auf und versuchte seinen Worten wieder zu folgen. Innerlich sagte sie sich: Es ist gut so; und: Ob er mir nun wol entgegen kommen wird? klang der Gedanke aus.

Ervenbach war warm geworden. Er schien sich bei dem Schein des rotgedämpften Lichtes heimischer vorzukommen. Eva glaubte etwas, wie ein Sichbehaglichfühlen bei ihm zu entdecken. Das berührte sie angenehm. Sein Gespräch hatte das Befangensein verloren, er vermochte sie mit tausend Nichtigkeiten zu interessieren, ja nach und nach sogar zu fesseln. Geschickt flocht er die Worte wie Fädchen aneinander, es gab ein buntes Dessin. Gegenwärtiges und Letztvergangenes fügte er zusammen, nur die noch davorliegenden alten Zeiten ließ er unberührt; darüber glitt er fort. Was einmal tot ist, soll man nicht zum Leben zurückrufen wollen, soll man ruhen lassen.

Von diesem Gedanken geleitet, spann er seine Worte weiter; aber noch ein anderer mischte sich bald dazwischen: sollte es nicht möglich sein auf der heutigen Begegnung eine angenehme Zukunft für beide Teile aufzubauen? Eva von Gerdach mußte die Mitte der dreißig schon überschritten haben, er war nahe an fünfzig und — er mußte es sich bei ihrem Anblick selbst gestehen — sehnte sich wirklich wieder nach einer ruhigen Behaglichkeit . . .

Sie plauderten noch lange.

Neben dem Fenster, fast reglos, saß Rejane, und träumte hinaus.

Draußen hatten sich die Dämmerschatten in Abendschwärze verwandelt. Sie hatte beobachtet, wie das letzte Lichtfünkchen langsam im Dunkel unterging, ertrank. Wie das leise Plätschern eines geschwätzigen Bächleins hatten die gleichmäßigen Klangwellen des halblauten Gesprächs ihr Ohr zuerst umflutet, dann war es für sie verstummt, sie achtete nicht mehr auf die Worte.

Versonnen blickte sie in das Dunkel des Abend und da entstand vor ihren Träumeraugen eine neue Welt, Ihre eigene. Die war helleuchtend und glänzend; erstand aus einem festen glücküberfluteten Hoffen.

Ein paar schwere Tränen schlichen sich über die lieblichen Mädchenwangen, tropften herunter und fielen auf einen Brief, der in ihren Händen ruhte.

Es waren Tränen tiefster, innerer Herzensfreude. —

Sie befand sich nicht mehr in dem Hause der reichen Dame, in dem Zimmer ihrer vornehmen stolzen Cousine, sie war in einer Welt, einer großen, herrlichen, weiten Welt, und um sie herum war ein goldenes Lichtmeer, war alles im Glanze der Sonne. Sie selbst war erfüllt von all dem Schönen, es war ein Gefühl, verheißend und erlösend, zugleich. Bis in die Seele drangen zaubergewaltig seine Strahlen. Alles um sie herum war Leben, Leben in reinem goldigen Sonnenglück.

Ganz heimlich, als könnte ein fremdes Auge den Moment entweihen, drückte sie heiße Küsse auf den Brief, der voll inniger Worte erst heute aus weiter Ferne, von der Sehnsucht auf eilenden Schwingen, mit tausend und abertausend herzlichen Grüßen zu ihr getragen worden.

„Nur noch ein Jahr — du Guter! Du Lieber!"

Kaum hörbar sprach sie die Worte in höchster Seligkeit vor sich hin. Nur noch ein Jahr und dann — dann kommt das große Glück! . . . Das große Glück? — — ? —

Mußte es denn ein großes Glück werden? Wenn gar anders? — Der Gedanke keimte auf, aber sie zerstörte ihn sogleich. — Es konnte ja nicht anders werden! Nein! Wenn sie erst die Seine war, konnte es nur Glück geben! — So hatte sie die ganze Zeit gehofft, darauf hatte sie gebaut, aus dieser Quelle floß ihr Lichtmeer, und sie wollte darin keinen Schatten dulden, keine Trübung des klaren Scheines. Die Hoffnung, im schönsten Lichte, das wollte sie als Stütze des Lebens!...

In der anderen Ecke des Zimmers wurden Sessel gerückt, man nahm von einander Abschied.

„Wann erlauben Sie mir wieder vorzusprechen, gnädigste Frau?" frug der Major eindringlich.

Liebenswürdig erwiederte Frau Eva von Gerdach: „Jeden Tag, wenn Sie wollen, lieber Freund!"

„Also auf morgen dann!"

Er ergriff ihre Hand, hauchte vornehm einen flüchtigen Kuß darauf, verbeugte sich gegen Rejane und ging.

„Also auf morgen dann!" Das hatte einen besonderen Klang haben sollen, etwa bedeutungsvoll, aber die Worte waren selbstgequält über seine Lippen gekommen, müde, als hätte jeder Laut gerne auf sein Leben verzichtet.

Das lange Plaudern hatte den Major angestrengt. Er war es nicht mehr gewohnt, und doch sagte er sich, so verteufelt langweilig auch die Situation des Ueberganges ist, sie mußte schnell überstanden werden. Er mußte bemüht sein, bald das Ziel zu erreichen.

Was sollte auch einem Mann wie ihm ein langandauerndes Liebesscharmützel? Darüber war er hinaus, lange; das sind Kindereien für Kadetten und Leutnantsjahre . . .

Als Ervenbach auf die halbdunkle Straße hinaustrat, fiel ein nadelfeiner Sprühregen hernieder. Das Steinpflaster war naßglänzend; in ihrem eigenen Lichtkreis spiegelten sich die Laternen darauf. Winddurchrauscht summte das Laub der Bäume eine Nachtmelodie. Er fühlte sich naßkalt von einem Luftzug angeweht, drückte die Mütze fester und schlug den Kragen hoch. Während des Ausschreitens machte er seinen Tagesabschluß: er war innerlich zufrieden.

„Die Geschichte wird sich machen — gewiß, und so ganz gut," brummte er vor sich hin, begann dann leise ein Lied zu pfeifen, verstummte aber bald wieder, stand still und blickte um sich. „Jeder Mensch soll seinem Weg ein Ziel setzen!" Damit wechselte er die Wegrichtung, bog in eine Seitenstraße ab und beschleunigte seine Schritte, um noch ein Stündchen bei den alten Kameraden im lustigen Kreise des Kasinos vorzusprechen. „Der Tag war fade genug — Ervenbach auf Freiersfüßen — pha! ha, ha, ha!"

Brummend und lachend blickte er vor sich hin.

Sporenklirrend hallte sein Schritt über das Pflaster, hinein in die abendliche Stille der menschenleeren Straßen.

* * *

III.

Eva von Gerdach und ihre Cousine Rejane saßen wol noch eine Stunde im Wohnzimmer beisammen; jedoch ohne die innere Harmonie, die ein solches Zusammensein sonst zu bieten pflegt. Ein Gespräch gerade begonnen, endigte im selben Moment, erstarb wie eine Quelle im heißen Sande.

Eva griff zu einem Roman, begann darin herumzublättern; zum Lesen fand sie keine Ruhe. Sie blickte über das Buch hinweg, zu Rejane. Unbefriedigt schweifte ihr Blick hin und her. Dann stand sie auf, rückte an einer japanischen Vase, strich kleine Falten aus einem Seidendeckchen, einige Gegenstände mußten ihre Plätze miteinander wechseln, sie empfand plötzlich, daß es so, wie bisher, unschön gewesen sei. Dann schritt sie im Zimmer auf und ab, um endlich vor einem Ziertischchen stehen zu bleiben. Dort richteten sich ihre Augen auf eine, in schwerem Bronzerahmen stehende Photographie. Es war ihr eigenes Bild, aber aus den Tagen, da sie freudig alle andern Regungen ihres jungen liebedurstigen Herzens vergessend, dem Freiherrn Eberhard von Gerdach die Hand zum Lebensbunde gereicht hatte. Sie hob es auf, hielt es hoch — so daß das rosige Dämmerlicht sich mit Ruhe darüber breitete — ein leichtes Zucken spielte um ihre Mundwinkel, während sie es betrachtete.

Sie wandte den Kopf zurück und sah zu Rejane hinüber. Diese saß über eine Handarbeit gebeugt, teilnahmslos gegen die Unruhe ihrer Cousine.

Als Eva das Bild wieder an seinen Platz stellte, lag ein Zug herber Bitterkeit in ihrem Gesicht. Resignation sprach daraus. Sie war mit sich selbst unzufrieden. So trat sie zu Rejane an den Tisch.

„Was machst du da? . . .“

Rejane sah sie an und schwieg, nahm aber im Moment ihre Arbeit wieder auf.

„Dein Arbeiten und diese Stille macht mich ganz nervös — lege das doch zur Seite, wir wollen einander erzählen. Sage, wie gefiel dir der heutige Tag?“

Rejane ließ die Hände ruhen. Eva war bemüht, ihren Worten einen vertraulichen, warmen Klang zu geben. Doch noch ehe die Gefragte Antwort gab, fragte Eva fort:

„Hast du übrigens in dem Moment, als wir Ervenbach auf der Promenade trafen, die kleine Hagenau-Breest vorübergehen sehen?“

Da Rejane noch immer schwieg, sprach sie weiter. „Sie war entschieden die interessanteste Erscheinung . . .“

„Nein!“ entgegnete Rejane, auf die weiteren Worte gar nicht achtend, nur die Frage beantwortend, „ich sah in dem Moment nur Ervenbach!“

Eva zuckte über den Vorwurf die Achseln, und maß sie mit einem sonderbaren Blick. Nach wenigen Augenblicken erwiderte sie: Ich begreife dich nicht — ist dir etwa das Gespräch unangenehm? — oder was ist dir? —!“

„Nichts,“ gab Rejane ruhig zurück, „ich bin nur müde, du weißt doch, mein Tag ist länger als der deine. —“

„Nun gut, so komm!“ antwortete Eva kurz. Darauf gingen sie in die beiden nebeneinanderliegenden Schlafzimmer.

Das kurze, abgebrochene Gespräch war Eva unangenehm; sie hätte es gern weiter geführt, trotzdem auch sie abgespannt war und das Bedürfnis nach Ruhe fühlte. Der Abend hatte sie angestrengt.

Rejane brachte das Licht. Als sie zu sich eintrat, ließ sie die verbindende Tür offen.

Langsam begann sie sich zu entkleiden. —

„Wie gefiel dir eigentlich Ervenbach, Rejane?“

Die Gefragte sah zur Tür, sie glaubte dort Eva zu sehen.

„Ganz gut!“ gab sie zurück.

„Weißt du was ich glaube?“ sprach Eva weiter, „er hat die Absicht, mich zu heiraten!“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Rejane. —

Nach einigen Minuten stellte sie an Eva die Frage: „Kannst du mir anvertrauen, wie du dich dazu verhalten wirst?“ — — —

Sie bekam keine Antwort. Nur kurze Schritte hörte sie dumpf auf dem Teppich. Als diese verhallt, wurde es ganz still. Da trat sie zur Tür — starr blieb sie auf der Schwelle stehen . . .

Vor dem Trumeau stand Eva, sie hatte die Taille bereits abgeworfen, mitten im Zimmer lag diese auf dem Boden — zerknittert — ihr üppiges Haar war gelöst. Voll hing das dunkle Gelock herab, umflutete die nackten, zartweißen Arme und die entblößte, marmorschimmernde Brust. Ein gepreßtes, stoßweises Auf- und Niederwogen verriet Stürmen und gewaltiges Erbeben, das ihr Innerstes wild durchwühlte. Das Gesicht hatte einen harten, scharfen Ausdruck angenommen, die Augen schienen das Krystall in Fluß bringen, durchbohren zu wollen; sie standen voll schwerer Tränen und in diesem war ein Glänzen, ein Glühen, wie in sturmangeblasener Lohe, ein Leben, wie in lodernden Feuerbränden.

Jetzt reckte sie die Arme in die Höhe, preßte sich mit den Handflächen die Stirn, auf der in der Erregung heiße Schweißtropfen perlten, und verschränkte sie endlich hinter dem Kopf. Da prägte sich die volle Brust in ihrer ganzen Schönheit aus, herausfordernd blickte sie ihr Spiegelbild an. Dann öffneten sich langsam, zitternd, zusammenzuckend die dunkel gefärbten Lippen, wie Perlen schimmerten die elfenbeinweißen, blendenden Zahnreihen zwischen dem lebenden Rot. Der Mund glich so einer verführerisch lockenden, reifen Frucht, die auf den Moment der Zweckerfüllung wartet, bereit, sich jedem zu geben, der Gefallen an ihr findet. So verharrte sie einen Moment.

Getreu zeichnete das Glas ihr Bild. —

Weiter und größer wurden ihre Augen, mit Begierde und Selbstgefallen starrte sie darauf hin; die Augen saugten das Bild ein, immer näher zog es sie heran — bis sie, sich vorbeugend, das kalte Glas küßte.

Da schrie sie auf! —

Als sie Rejane gewahr wurde, die entsetzt und sprachlos in der Tür stand, löste sich der Schrei in ein niedriges, scheußliches Lachen aus. Doch dann verfärbte eine Blutwelle ihr Antlitz, übergoß es mit einem brennenden Rot, toll und unbändig blitzte es aus ihren Augen hervor.

„Rejane!“ rief sie, sich umwendend, das junge Mädchen an, das erblaßt aufzuckend einen Schritt zurückwich. „Rejane! Komm sieh mich an! Sieh diese Brust! Sieh diesen Nacken! Den Hals, die Formen der Arme! Das ist Edelheit! — Schönheit! Für die Hand eines Meisters geschaffen, wol wert, daß er sie der Nachwelt überliefere. Sieh! Noch alles steht bei mir in Blüte! Sage: habe ich nicht noch ein Recht

auf die Liebe?! — — Sag': Ja! Denn mir verlangt danach, und ich will das Leben für mich haben, will es noch lange, lange nicht lassen!" — — —

Ihre Stimme klang in ein konvulsivisches Lachen aus. — —

Rejane gewann ihre Fassung zurück. Auf sie zueilend rief sie: „Eva! Was soll dieses Wesen? Was sollen diese Worte? — Hat Ervenbach dich etwa heute gekränkt?! — Oder, freust du dich nicht nun doch seine Frau, sein Weib werden zu können?"

Eva trocknete die hervorgebrochenen Tränen, von den Augen und Wangen, preßte die Hände zitternd gegen die Stirn und die stürmische, wildbewegte Brust. Dann schritt sie zum Fenster und drückte den Kopf gegen die kalten Scheiben.

Draußen vor ihr war alles einsam. Die Bäume rauschten in langen schweren Rhythmen, leise tropften die Regenperlen auf das Fensterblech nieder. Grau und verlassen lag die Straße da.

Als sie sich zurückwandte und Rejane, die noch mitten im Zimmer stand, bemerkte, versuchte sie deren fragenden Blick auszuweichen — denn aushalten konnte sie ihn nicht.

„Lächerlich!" stieß sie halblaut hervor, „Freuen! Kränken!" — Dann wandte sie sich entschlossen zu ihr. „Du hattest eigentlich heute nachmittag ganz recht, ja, zu recht: Das Leben des Genusses ebnet alles! — alles! — — Jetzt merke ich es. Jahre lang habe ich mir vorgelogen, daß jener Verzicht ein großer Schmerz gewesen! Wo ist er hin? — Heute habe ich ihn wiedergesehen, den, dem meine Trauer galt, und wie? — Wir haben gesprochen, haben gelacht, artig gescherzt, aber — alles wie zwei fremde Menschen, die einander zum ersten Male auf dem Lebenswege begegnen. Der Schmerz, der mich einst mit ihm verband, ist längst tot. Und jetzt, da es vorüber, jetzt — da ich darüber lachen kann! — — — Ach Welt!" — — —

Sie lachte auf; scharf, schneidend. Bitterer Hohn klang hindurch: Das war es also, was sie für sich übrig behalten hatte.

„Aber Eva!" Tröstend, auf sie zuschreitend, legte Rejane die Arme um die Aufgeregte.

Eva sah feindselig in das Gesicht des jungen Mädchens: Also diese mußte sie jetzt bemitleiden, und warum? — Um der erlittenen Täuschung willen! — Die Täuschung, die sie erfahren durch die Offenbarung ihrer eigenen Natur! — Nein! Das sollte nicht sein! — Ja, wenn sie, Eva, es wäre, die über die andere ein Mitleid fühlen könnte, — ja dann! Aber die vor ihr kleine sollte in diesen Augenblicken zur größeren werden? Nein! Nein! — Das konnte ihr in einer stillen denkenden Stunde einen Triumph geben, und das durfte nie und nimmer, das durfte nicht sein! — Wenn sie, Eva, selbst es noch wäre, die ihn feiern konnte, ja dann! — Aber die arme Kleine! —

In Evas Herz hatte sich der Neid gesenkt und begann die Feuer der empörten Frauenseele zu schüren.

Sie wußte von Rejanes Liebe, konnte sich auch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rejane ihr Glück erreichen werde. — Dann konnte sie das Leben genießen, das Gebotene mit durstigen Zügen austrinken, niemand konnte es ihr rauben, denn sie hatte danach ehrlich gerungen. Sie selbst hatte es heute versucht, es ihr gleich zu tun; sie wollte auf altem Grunde neu bauen, hatte von einer alten Wunde neue Schmerzen und damit Freuden am Genesen erhofft, doch was fand sie beim Bloßlegen? — Die Wunde war längst vernarbt, knapp noch sichtbar! Der Alltag hatte seine allesheilende Hand daraufgelegt.

Sie sah Rejane an, in dem jungen Gesicht las sie eine Frage: „Und ist es denn nicht gut, daß du ihn nun doch noch gefunden hast?" Sie hatte darauf ihre Erwiderung: „Sehr gut!" — Sie hätte ihr diese am liebsten ins Gesicht geschrieen, doch ihre wahren Gedanken ließ sie unausgesprochen, die wühlten verzehrend in ihrem Hirn, wurden zu Scheiten, die die Flammen der Empörung in ihrem Innersten höher und höher anfachten: wir werden immer höflich und anständig nebeneinander leben! Was will man auch mehr? Die Vergangenheit werden wir schonen, nicht daran rühren — das wäre für beide Teile peinlich — und von der Zukunft werden wir nichts weiter erwarten als eine Wiederholung der Gegenwart. So werden wir leben, kein wildtobender Sturm! Keine Wolken — aber auch darum keine wiederkehrende neue Sonne! Das ganze Geheimnis ist: wir sind alt geworden, er und ich, viel zu alt zu neuen großen Leidenschaften, denn wir empfinden ja nicht selbst ein Weh, das uns einst so tief verwundete, nicht mehr! Nichts! — Nichts!" — — —

Sie machte sich von Rejanes Armen frei. Mit abgemessenen, schweren, lastenden Schritten ging sie im Zimmer auf und ab. Sie war blaß geworden.

Dann wurde sie plötzlich hastiger. Kurz darauf blieb sie vor Rejane stehen und die bleiche Farbe ihres Gesichtes wechselte mit einem aufsteigenden Wutrot.

Mit festem, schmerzhaftem Griff packte sie die zarte Gestalt und zerrte an ihr herum.

„Was stehst du so stumm?!" Der aufsteigende Groll preßte die Worte hervor. „Dein Schweigen ist wie eine Anklage! — Ich mag dein Mitleid nicht! — Ich will es nicht, wenn du auch weißt, daß mir nichts geblieben! — Nichts! — — Und wenn du auch alles haben wirst, was mir versagt ist — du, du armes Geschöpf!! — Doch sage mir, warum ist es so?! — Sieh doch nur in den Spiegel, bin ich nicht schöner, viel schöner — viel reifer wie du und — ich soll verzichten?!" —

Mit überlegener, roher Gewalt hatte sie das junge Mädchen vor den Spiegel gezogen, mit hohnlachendem Gesicht starrte sie in das erregte Antlitz der anderen.

„Nun? du schweigst? — Wo sind deine klugen Reden?! — Jetzt sieh nur zu, ich werde das Leben vor dir erringen, und leben! leben! — Ich werde es zwingen, mir zu dienen! . . .

Rejane zitterte. „Das wirst du nie!" gab sie erregt zur Antwort.

„Schweig! sag' ich dir. Ich werde zum Ziel kommen! . . ."

„Nie! So nie! Denn das Leben läßt sich nicht zwingen! . . ."

„Was?! — Du wagst? — — — Glaubst du es denn in deinem Traum zu erreichen?! . . ."

„Im Traume? Nein! Aber im wahren Leben, dem ich trotzig ins Gesicht sah, das ich kennen gelernt habe, da ich ihm trotz seiner Dornenwege treu blieb, und darum werde ich das Ziel erringen! . . ."

„Schweig!" — schrie Eva in die letzten Worte hinein — „Dornenwege! — Schweig! sag ich dir; willst du mir etwa mein Leben vorwerfen?! Wer gibt dir ein Recht dazu?!"

In blinder Wut packte sie Rejanes Arme, und als

dieser Lippen zuckten, stieß sie sie vor die Brust, daß jene zurücktaumelnd aufschrie:

„Ach! Eva! du bist nicht bei Sinnen! Was tust du?!"

„Nicht bei Sinnen! Armselige! Das sagst du mir?!"

Die Worte suchten den Weg durch die zusammengepreßten Zähne. Mit einem Wutschrei stürzte sie von neuem auf Rejane zu, zerrte sie zu Boden und schlug ihr mit der geballten Faust ins Gesicht.

„Nimm das als Antwort! Und nun hinaus!!" — — —

Rejane erhob sich. Ihr junger Körper zitterte, der Busen wogte wild auf und ab, doch mit stolzer Gebärde und lohendem Blick wies sie die Entwürdigung von sich zurück. Mit leiser Stimme, mit fast ton- und farblosem Klang, der die erzwungene Beherrschung aber doch nicht ganz verbergen konnte, sprach sie: „Eva, ich gehe, und zwar noch in dieser Stunde. Ich verzeihe dir sogar, aber was als Achtung vor dir in mir gelebt — ist gestorben!"

Sie schritt zum Zimmer hinaus und schloß die Tür hinter sich zu. In ihrem Schlafgemach kleidete sie sich an und verließ bald darauf das Haus.

* * *

IV.

Einige hundert Schritt vor dem Hause Eva von Gerdachs bildete die Straße ein Knie. Um diese Biegung kam soeben Edgar Ervenbach. Gleich dahinter befand sich ein Blumenverkauf; dort trat er ein und erwarb einen prächtigen Strauß langgestielter Blüten. Er ließ sie zu einem ungeordneten Ganzen zusammenbinden und schritt dann seinem Ziele, Evas Wohnung entgegen.

Auf sein Läuten am Torbogen, trat ihm unter dem Hauptportal der Pförtner mit verstörten Mienen entgegen. Er dienerte und wünschte ihm „einen guten Morgen."

Ervenbach nickte ihm seinen Gruß zu und entnahm seiner Brieftasche die Karte.

„Ich bitte Sie, mich der gnädigen Frau zu melden."

„Ich muß leider bedauern — gnädige Frau ist nicht zu sprechen — doch, wenn ich dem gnädigen Fräulein . . ."

Er brauchte den Satz nicht zu beenden, denn Rejane, die das Läuten vernommen, kam in das Treppenhaus. Sie rief dem Pförtner entgegen:

„Ist es der Arzt?" da erblickte sie Ervenbach.

„Ah! — Sie, Herr Major! Darf ich Sie bitten?"

Sie wandte sich ab, um ihr, von dem Faustschlag entstelltes Gesicht vor ihm zu verbergen.

Ervenbach stieg die Treppe hinauf und trat hinter ihr in den Salon ein.

„Sie bringen Blumen, für Eva," begann sie, noch immer ihm abgewandt, „sehr gütig, doch Sie können sie leider nicht begrüßen . . ."

„Ist Eva erkrankt? fiel ihr Ervenbach in das Wort, „Ihre ganze Weise — Ihre Stimme läßt es mich . . . zumal Sie fragten nach dem Arzt? . . . ernstlich befürchten!"

Er trat auf sie zu.

„Erklären Sie mir doch, Rejane, was ist hier vorgefallen?"

„Ersparen Sie mir das, Herr Major!" . . .

Entsetzt sah er sie an. Das Antlitz war an der Schlagstelle dunkel, blutunterlaufen; die Ringe an Evas Hand hatten offene Wunden geschlagen, die nun dick verschwollen waren.

Draußen läutete es wieder.

„Entschuldigen Sie mich!" Ohne eine weitere Antwort verließ sie schnell das Zimmer.

Ervenbach wirbelten die Gedanken im Hirn herum. Er glaubte noch zu träumen — er riß sich zusammen.

Draußen hörte er Stimmen näher kommen, Schritte auf der Treppe. Dann wurde die Tür geöffnet.

Rejane trat mit drei Herren ein. Zweien wies sie den Weg zu den Hinterzimmern, „erwarten Sie mich dort, bitte!" fügte sie hinzu. Dann stellte sie vor.

„Herr Doktor Lorin, Herr Major Ervenbach —"

„Ah!" sagte der erstere. Rejane folgte den Vorausgegangenen.

Ervenbach war bemüht, aus dem Munde des Arztes einiges über das Vorgefallene zu erfahren. In kurzen Sätzen gab dieser einen Bericht.

„Er war nach dem Fortgang Rejanes, in der Nacht gerufen worden. Eva hatte, mehr als halb entkleidet, das Haus in Aufruhr gebracht. Im Zimmer der jungen Dame fand sich ein Brief auf dem Tisch, der Erklärungen, und die Adresse des Aufenthaltsortes angab, dorthin sollten ihre Sachen am nächsten Tage überwiesen werden. Als er, der Arzt, eintraf, hatte sich Eva in ihrem Zimmer eingeschlossen. Es war durch Handwerker dann geöffnet worden. Fast völlig entkleidet, saß Eva auf dem Bettrand, die Kleidungsstücke lagen auf dem Boden umher. In Fieberphantasien sprach sie unzusammenhängende Worte und Sätze. Man holte sofort Rejane zurück. Im Laufe der Nacht steigerte sich das Fieber. Erst gegen Morgen wurde sie ruhiger, wol teils durch die Entkräftung des Körpers. Doch dieses nur auf kurze Zeit, dann brach das Fieber, in Toben ausartend, mit elementarer Gewalt durch. Man mußte sie zum Liegen zwingen."

Hier trat der Pförtner ein.

„Herr Doktor, der Wagen ist vorgefahren."

„Sie entschuldigen mich, Herr Major!"

Lorin verließ das Zimmer.

Ervenbach saß in einem Fauteuil, als sei er ein Bildwerk. Bleich, in sich zusammengesunken, wie eine alte ausgeblichene Figur, in einem Wachsfigurenkabinett, starrte er vor sich hin auf den Fußboden.

Nach einigen Momenten — er hatte vergeblich versucht, irgend einen Gedanken festzuhalten, alle tanzten sie in tollen, närrischen Reigen an ihm vorüber — wurde die Tür geöffnet. Träger trugen eine überdeckte Bahre durch das Zimmer; festgeschnallt darauf lag Eva. Ein Tuch verbarg die stieren Blicke ihrer Augen und den zuckenden, murmelnden Mund. Dahinter schritten die beiden Herren, und der Arzt. Sie verbeugten sich im Vorübergehen gegen Ervenbach. Dann kam Rejane zum Ausgehen angezogen, um sich zu verabschieden. Sie reichte ihm stumm die Hand.

Das war, als gab sie ihm ein Almosen.

Mechanisch — lautlos — folgte er den Voranschreitenden.

Vor der Tür stand ein Transportwagen für Schwerkranke, sie schoben die Bahre hinein und schlossen, nachdem die Träger eingestiegen, die Tür. Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung.

Rejane und die Herren bestiegen darauf einen Wagen. Da erwachte Ervenbach. Er trat an den Schlag heran.

„Wohin bringen Sie sie denn?“ fragte er, wie geistesabwesend mit dünner, stickiger Stimme.

„In eine Nervenheilanstalt,“ war die höfliche kalte Antwort des Arztes. —

Der Wagen fuhr davon . . . .

Ervenbach führte, mit einer Bewegung, als wollte er irgend ein Etwas vor seinen Augen verjagen, die Hände zur Stirn. Da gewahrte er die Blumen, die seine Linke immer noch krampfhaft hielt. Er zuckte zusammen; zerbrach, zerstörte dann die blühende Pracht, und warf die Rosen auf den Straßendamm dem dem Wagen nach.

Am Frühlingshimmel stand die Sonne im hellsten, goldigsten Mittagsglanz. Aus seinem Brüten blickte der Major, nach oben schauend, auf. Da schlug er sich vor die schweißige Stirn:

„Die Welt im Frühlingslicht!... Und blühend!... Das ist die Zeit der Fröhlichkeit! . . . Ha! Fröhlichkeit. Ich weiß ja, die Fahrt der Armen geht ins Irrenhaus! — — —

Er raffte sich auf und begann eine ziellose Wanderung; kreuz und quer schritt er mit gesenktem Haupt, grübelnd und vor sich hinsprechend vorwärts. Wie sein Weg, so waren auch seine Gedanken; er hatte für keinen Schritt eine Begründung, für keinen Gedanken einen Halt, alles war verworren . . . . .

„Ervenbach! Ich zweifle fast, daß du es bist!“

Der Major fuhr zusammen. Er sah einen alten Regimentskameraden vor sich stehen und begrüßte ihn.

„Wer hetzt dich denn? Wie siehst du aus? — Freund! Das ist doch nicht etwa die Wirkung der Geschichte von gestern abend, die du uns im Kasino zum Besten gabst, oder — bist du wirklich jetzt verliebt?“

Ervenbach versuchte zu lächeln. „Wo denkst du hin,“ wie leerer Schall kamen die Worte hervor, „nicht daran zu denken! Nur so — so“ — — —, da drehte er sich plötzlich um und starrte mit weiten Augen nach der Richtung des Weges, den er hinter sich liegen hatte.

„Was ist dir nur?“ fragte der andere und schob seinen Arm unter den Ervenbachs.

„Nichts, nichts — wirklich, gar nichts! — Ich glaubte nur, es kam mir jemand nach und rief mich — ich täuschte mich — bitte, komm!“

Damit zog er den Freund fort. Schweigend schritten die beiden vorwärts. Leicht und jugendlich-elastisch der eine, tastend und greisenhaft schwerfällig der andere.

— — — — — — „Als wenn ich einen toten Körper mit jedem Schritt vorwärts mit mir ziehen muß,“ sprach Ervenbach in Gedanken zu sich selbst; da klammerte er sich noch fester an den Arm des Freundes, so, daß dieser ihn kopfschüttelnd ansah. Ervenbach merkte es nicht, er grübelte weiter: „ob ich nun immer die Welttote so mit jedem Schritt nachschleifen muß?!“ — — — — —



Mein Gebet.

Du Weltengott, lehr mich den Glauben finden!
Zeig mir die Macht, die meinen Trotz bezwingt.
Laß meiner Brust die Qual der Zweifel schwinden,
Daß in die Seele mir dein Atem dringt.

Was mir im Busen gärt in wildem Wallen,
Was die Gedanken reißt zu hohem Pflug,
Was von den Augen läßt die Schleier fallen, —
Ist das dein Hauch? Mir ist es nicht genug!

Ein Zeichen gib mir. Laß die Blicke schauen,
Daß du der Herr bist, daß die Welten dein. —
Dann soll mein Glaube dir Altäre bauen,
Und meine Brust soll ihrer schönster sein!

Otto Born.

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier**.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips**.

Donnerstag.

Hakon, ich wünschte, ich könnte derjenige für Dich sein, dem Du wie keinem andern Menschen in der Welt Deine innersten Gedanken anvertrauen könntest. Jeder Mensch fühlt das Bedürfnis dazu und man empfindet es stets wie einen Schmerz, daß man seine Sorgen allein tragen soll.

Aber man kann einander ganz gewiß nicht alles sagen. Das gebe ich zu. Aber ich glaube, wenn ich täglich mit Dir zusammenlebte, würde ich allmählich lernen, Dir auch fast alles zu sagen; die Scheu, welche ich jetzt noch Dir gegenüber empfinde, würde sicher verschwinden.

Daß Du, wie Du selbst sagst, mir nicht mehr von Deinem innersten Ich geben kannst, ist gewiß schuld daran, daß ich bei der kleinsten Geringfügigkeit einen solchen Zweifel in meinen Gedanken über Dich fühlen kann. Wenn ich am traurigsten war, habe ich zuweilen daran gezweifelt, daß Du der seist, für den ich Dich hielt, als ich mich Dir hingab. Und daß ein solcher Zweifel mir einen furchtbaren Schmerz bereiten mußte, das verstehst Du gewiß.

Aber wenn ich Dich dann wieder sah, war ich so fest davon überzeugt, daß Du der herrliche Prinz seist, von dem ich immer geträumt hatte, daß er kommen und mich nehmen, auf sein weißes Pferd setzen und weit, weit mit mir fort reiten müsse, weit hinein ins Märchenland, dahin, wo wir gewesen sind, dahin, wo es weder Sorge noch Pein, weder Schmerz noch Aerger gibt.

O, Hakon, wenn Du wüßtest . . . .!

Deine
Valborg.

Freitag.

Als ich Dich heute nachmittag zusammen mit Hedwig und Dein Benehmen ihr gegenüber sah, fühlte ich mich verletzt:

Du hast die gewöhnliche Männerauffassung von den Frauen, welche darin mündet, daß Küsse und Liebkosungen das einzige sind, wonach die Frauen verlangen.

Nein, nein und tausendmal nein; was wir vor allen Dingen wollen, ist Liebe, aber nicht Liebkosungen ohne Liebe. Begreifst Du nicht, daß darin ein himmelweiter Unterschied liegt?

Was für euch alles ist, ist für uns nur Symbol, das Zeichen von etwas Größerem, Tieferem und Schönerem. Deshalb ist für Mann und Weib ein so großer Unterschied in einem Kuß.

Ein Mann meint wol im allgemeinen, das sei nichts, nur der Genuß eines kurzen Augenblicks. Bei ihr hingegen steht es — wenn sie eine ehrenhafte und feine Frau ist — in Verbindung mit einer Menge Empfindungen, deren Tiefe und Charakter sie nicht sogleich durchschauen kann. — Ich habe so viel über diese Frage nachgedacht, weil Du mir ja so oft das Bedürfnis des Mannes nach Abwechslung u. s. w. predigst, und bei dem Grübeln darüber, wie Du und so viele junge Leute mit Dir zu einer solchen Anschauung kommen konntest, habe ich jetzt die Lösung gefunden — glaube ich. Gerade das ist der Hauptpunkt. Ihr übertragt Charakterzüge, die auf eine einzelne Gruppe von Frauen passen, auf das ganze Frauengeschlecht und das bringt Euch dazu, denen, die es nicht verdienen, so viel Leid zu verursachen. Ich bin überzeugt davon, daß ich recht habe und daß hierin das Hauptunglück gesucht werden muß. — Ihr glaubt, daß wir alle mehr oder weniger feil sind — daß nur der Preis verschieden ist. — Der Gedanke ist furchtbar, aber ich glaube nicht, daß ich unrecht habe.

Glaubst Du?

Deine

Valborg.

Dienstag.

Glaubst Du nicht, daß die Frauen der alten Generation glücklicher ausgerüstet waren als wir Frauen der Gegenwart? Sie bekamen als Wiegengeschenk ein religiöses Gemüt und eine kindliche Anhänglichkeit an alles, was sie in der Jugend lernten. Wir dagegen haben die Reflektion bekommen.

Es ist im ganzen genommen, woran Du wol nie gedacht hast, nicht leicht, in der Gegenwart Weib zu sein. Die alte, echte Frau in uns ist wol nicht ausgestorben, aber in ihrer Natur ist so vieles, was mit all den neuen Gedanken in Streit kommt, welche die größere Entwicklung uns gebracht hat; deshalb sieht man nicht selten diese verpfuschten Wesen, die man emancipierte Frauen nennt.

Das neue Weib, das gewiß ein ganz Teil mutiger, natürlicher und wahrer sein wird als das alte, hat sich noch nicht gebildet und trotzdem man sieht, wo der Schuh drückt, hat man doch nicht den Mut, man selbst zu sein.

Valborg.

Dienstag.

Als wir gestern im Walde waren, um Deine Theaterferien zu feiern, sagtest Du zu mir: „Jetzt muß Du Anhängerin der freien Liebe sein!" — und ich antwortete: „Die freie Liebe! Nein, fürs erste kann ich das Wort nicht leiden."

Ich antwortete Dir so, weil Du in dem Augenblick, als Du mich fragtest, keinen schönen Ausdruck in den Augen hattest und ich in der Sekunde die Empfindung hatte, als ob Du Dich selbst außerhalb stelltest und nur als interessierter Zuschauer saßest und zuschautest, wie ich die Situation auffassen würde. Du hättest doch sagen müssen „wir".

Siehst Du, mein einziger Freund, unter freier Liebe verstehe ich nicht das Recht, seinen Trieben zu folgen, wann man will; dann wäre es ja auch „freie Liebe", was einen Mann mit den losen Vögeln der Straße verbindet, die er für Geld kaufen kann! Nein, wie ich die Liebe auffasse, muß sie immer frei sein, denn das Herz läßt sich nicht zwingen, sondern die Liebe entsteht, ohne daß man sagen kann, wie und weswegen — und daß eine Frau dem Gebot der Liebe folgt und kommt, wenn der, den sie liebt, ruft, und ihm alles gibt, um das er bittet, das ist der Liebe Recht und es ist die Natur der Liebe, nur freiwillig zu geben und zu nehmen.

Siehst Du, wenn es nicht so wäre; wenn ich aus Leichtsinn gehandelt hätte und blindlings jedem Antrieb gefolgt wäre, so wie es nach Deiner Behauptung alle jungen Frauen möchten (und mit Freude täten, wenn sie nur dürften!), dann hätte ich mich jetzt sehr unglücklich gefühlt, denn dann hätte ich vor mir selbst als Sünderin, als eine gefallene Frau dagestanden.

Verstehst Du jetzt nicht vollständig, was ich meine? Wenn Du es tätest, so sprächen wir nicht mehr darüber; es peinigt mich so, mich gleichsam Dir gegenüber verantworten zu sollen. Du weißt ja doch am besten — was ich empfand, sowol vorher als nachher. Gott sei Dank, ich bin darüber hinweg gekommen! Ich möchte die Zeit nicht noch einmal durchleben. Jetzt bin ich froh und — beinah sorglos. Mir tat ja niemand etwas; alle sind gut gegen mich und ich habe zusammen mit Dir allein das süßeste Geheimnis der Welt.

Deine

Valborg.

Dienstag.

Ich finde, es ist ein niederdrückender Gedanke für mich, daß ich fast jeden Tag mit der größten Freude sitze und lange Briefe an Dich, Hakon, schreibe, an den ich den ganzen Tag denke, und daß Du mir nicht ein Wort als Antwort sendest, sondern natürlich auf Bröndum herum gehst und „interessant" für die Badegäste bist.

Deine Briefe sind ja immer kurz, das weiß ich, aber gar nichts zu bekommen, das ist nicht auszuhalten. Du weißt doch, ich habe Dir gesagt, daß Du mir halbwegs entgegenkommen mußt; Du kannst nicht immer empfangen, Du mußt auch geben, sonst habe ich Dir nichts zurück zu geben. Es gibt viele Frauen, die verlangen, daß der Mann alles geben soll und sie nur empfangen — soviel verlange ich ja nicht — ich habe ja auch kein Recht, etwas zu verlangen, aber — —!

Ich kann heute nicht richtig lieb sein. Aber, Hakon, ich sehne mich ja so schrecklich nach Dir. O, wäre ich nur auf Skagen! Nur eine einzige Stunde!

Und Du, Du sehnst Dich nicht im mindesten! Du antwortest mir nie, wenn ich Dich darnach frage!

Bisweilen, wenn ich richtig böse bin, wünsche ich, daß Du grenzenlos unglücklich verliebt würdest in eine Frau, die Dich vollständig übersähe. Dann würdest Du vielleicht fühlen, was Sehnsucht heißt. Und dann würdest Du Dich vielleicht bedanken, sie gut zu nennen, wenn sie Dich vergebens seufzen und bitten ließe.

Ich könnte Dir eine solche Qual gönnen, die richtig brennt im Herzen.

Valborg.

Donnerstag.

Ich begreife nicht, wie Du mich einer andern jungen Frau gegenüber verleumden kannst! Weshalb sprichst Du zu andern über uns beide? Ich meine nicht, daß Du direkt indiskret bist, aber der Gedanke, daß der Begriff Valborg Paulsen zwischen Dir und anderen zur Sprache kommt, verletzt und kränkt mich.

Glaubst Du nicht, daß man mir Hunderte von Fragen in der Richtung gestellt hat? Ich habe wirklich nie etwas daraus gemacht. Mutter hat mich einmal gefragt und ihr antwortete ich nicht einmal. Und niemals würde ich irgend jemandem weder ja noch nein antworten.

Laß sie doch glauben, was sie wollen! Wenn sie etwas glauben, schadet es auf alle Fälle nur mir! Es gibt ja nichts was man von uns sagen könnte, was Dir im mindesten schaden könnte.

Nicht einmal Deine Aussichten als Heiratskandidat würden dadurch verringert — im Gegenteil! Es ist ja ein allgemeiner Lehrsatz, daß Männer mit „Erfahrungen" die besten Ehemänner werden; dann haben sie im voraus „gelebt", sagt man.

Und wenn es mir ganz gleichgültig ist, was man in der Welt über mich gesagt in Beziehung auf Dich, so finde ich, sollte es auch Dir gleichgültig sein und Du solltest nicht so eifrig versuchen, das „Mißtrauen zu verscheuchen." Das wollte ich nur sagen.

Laß mich doch ganz froh sein, solange Du mich lieb hast — nachher, ja, dann ist ja noch Zeit mich zu verleugnen, um meinen „Ruf" zu schützen!

Ich pfeife auf das ganze, wenn ich es nur nicht höre, mögen sie an mir zerren, so viel sie wollen. Ich bin gar nicht mehr bange und kümmere mich nicht darum, vorsichtig zu sein. Ich werde keine „gute Partie" machen, für die ich meine „Papiere in Ordnung" halten müßte.

Wenn Du mich bittest, nie zu wünschen, daß wir beide dahin kämen, unser Leben zusammen zu leben, dann finde ich, bittest Du um mehr, als wozu Du als Mensch berechtigt bist. Und ich bin auch nicht so sehr Herr meiner Gedanken, daß ich versprechen kann, daß dieser Wunsch nie in meiner Seele auftauchen soll. — Aber eins weiß ich, daß ich niemals ein Glück finden könnte, das mit Deinem Unglück bezahlt würde. Nur wenn Du aus innerstem Herzen wünschen würdest, mit mir zusammenzuleben, nur dann könnte ich glücklich dadurch werden. Und ich glaube wie Du, daß Du unglücklich dadurch werden würdest, solange Du so bist wie jetzt. Nicht aus dem Grunde, den Du angibst. Denn wenn man einander liebt, dann kommt an Stelle der Reize etwas viel Tieferes, etwas rein Unaussagbares, ein Gefühl, zu dem man fast immer kommt einem Menschen gegenüber, den man lieb hat und mit dem man täglich zusammenlebt. Das ist es nicht. Aber das Gefühl, gebunden zu sein, würde Dich jeden Tag quälen. Und ich verstehe das so gut. So jung wie Du noch bist, würde es Dir sein, als ob Du in Ketten lägest. Und das würde gegen Dich die größte Sünde der Welt sein. Und niemals, weder jetzt noch später, könnte ich mit dabei sein. Schon der Gedanke daran kann mich niederdrücken. Mein höchster Wunsch ist gerade, Dich nur glücklich durch meine Liebe zu machen!

Deine

Valborg.

Freitag.

Ach, Hakon, was habe ich unglücklicher Mensch denn getan? Du gehst draußen an der Theatertür an mir vorbei, ohne mit mir zu sprechen. Ach, ich bin so verzweifelt, kann nichts anderes mehr denken, als daß Du böse auf mich bist. Ist es wegen des häßlichen Wortes, das ich neulich sagte, weil Du wieder mit Hedwig zusammenkommen wolltest? O, verzeihe mir, das war ja im Zorn gesagt.

O, komm, komm, Lieber, Du Lieber, heute, heute abend. Ich bin so schrecklich unglücklich, daß ich nicht weiß, was ich tun soll.

Komm, komm, ich bitte Dich, komm, es ist, als ob das ganze Leben für mich stille stände. Ich denke und fasse nur das eine, ob Du kommst.

V.

Montag.

Mein einziger Freund!

Zum letztenmal schreibe ich Dir diese Worte, aber ich konnte es nicht unterlassen, Dir noch einmal zu schreiben, als wenn ich Deine Geliebte wäre. Ich bin so müde vom Denken. Deshalb mußt Du mir verzeihen, wenn in den Gedanken, die ich Dir mitteilen will, kein Zusammenhang ist. Ich muß mich beeilen — Du hast mir ja Lebewol gesagt als Deinen Schatz. Ich schreibe das schreckliche Wort: Lebewol; ich begreife nicht, daß es zwischen Dir und mir gewechselt wird. Das Wort hat einen so schrecklichen Inhalt, daß er mir noch gar nicht klar geworden ist. Und Du hast mir Lebewol gesagt; Du botest Deine Freundschaft an Stelle Deiner Liebe fürs Leben. Ja, wenn ich Dich nicht liebte, dann könnte es mich vielleicht froher machen, Deine starke, warme, volle Freundschaft zu besitzen — aber jetzt, jetzt? Das ist, als wenn man den Hungrigen Steine statt Brot reicht. Du sagtest: Ja, aber das ist ja gerade etwas Höheres! Ich sage: Nein! Ich bin ja nur eine Frau und kann nur wie eine Frau sprechen und ich weiß, daß es für eine Frau, eine junge und warmblütige Frau, die liebt, kein höheres Glück gibt, als dem anzugehören, den sie liebt. — Die Liebe ist für sie ein großes, mächtiges, brausendes Gefühl, welches jeden Nerv, jede Faser ihrer Person und ihrer Seele ergreift. Wohnt meine Seele nicht in meinem Körper und kann ich mir dieselbe ohne ihn denken? Trauere ich nicht darüber, daß die Körper meiner Lieben sterben, selbst wenn ich glaube, daß ihre Seele ewig lebt? — Wenn Du in tiefster Seele glaubst, daß Du einen höheren Stand erreicht, Deine Seele mehr erhoben hast, wenn Du einer Frau entsagst, welche Du mehr liebst als Dich selbst und welche Dich liebt, dann kennst Du nicht das Wesen der Liebe und hast es nicht begriffen.

Deine gestrigen Worte kamen unerwartet und fürchterlich über mich. Ich hatte gerade eine Zeit gehabt, in der ich so ruhig und froh gewesen war. —

Wie alle Frauen konnte ich mir früher nur schwer ein Glück „außerhalb des Gesetzes" denken. Doch meine Liebe zu Dir lehrte mich resignieren und ich dachte mir die Möglichkeit einer Liebe wie die unsrige, die das ganze Leben hindurch währen könnte und ganz, ganz heimlich hatte ich eine schwache Hoffnung, daß Du, wenn Du älter würdest, vielleicht den Mut finden würdest, Deine Liebe zu mir zu bekennen, obgleich ich nicht Deine Gattin war. Und ich hoffte, ich würde Kraft und Demut genug finden ein solche Stellung zu ertragen. —

(Schluß folgt.)

Unsere geschätzten Abonnenten, welche Exemplare von

Nr. 1 des „Magazin für Litteratur",

71. Jahrgang, 1902 vorrätig resp. disponibel haben, würden die ergebenst unterzeichnete Expedition durch Uebersendung dieser Nummer sehr verbinden.

Wir sind gern bereit, alle eingehenden Nummern zu vergüten.

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29.

Die Expedition des „Magazin für Litteratur."

Anzeigen werden die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt.

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hoditzstr. 14 Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterariſchen Geſellſchaft zu Berlin

• • • • • Herausgeber: **Franz Philips** • • • • •

No. 8. ❖ 72. Jahrgang.
· 1903. 21. Februar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalüberſetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erſcheint jeden Sonnabend und koſtet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Poſtämter (No. 4901 der Poſtzeitungsliſte) — ſowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerſtr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Poſt pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zuſendung unter Kreuzband für Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Südwestdeutsche Rundschau.

Populäre Halbmonatsschrift für Litteratur, Kunst und Musik.

Herausgeber: Ernst Fischer.

Frankfurt a. M., Speicherstr. 4.

Die „Südwestdeutsche Rundschau“ bringt in jedem Heft eine Reihe von populär und fesselnd geschriebenen Aufsätzen über Kunst, Litteratur, Musik, ferner Gedichte, Novellen, Theater-Briefe, Kunst-Beilagen, Bücherbesprechungen und kleine Notizen. Eine industrielle Städterundschau mit Abbildungen macht einen Abschnitt des Inseratenteils aus. — Probenummern kostenlos.

Zeit

und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegendsten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele.

Hilfe

ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte, Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— viertelj. bei allen Postanst. u. Buchh.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Journalisten-Hochschule, Berlin.

Begründer und Leiter: **Dr. jur. Richard Wrede,** Vorsitzender des Vereins deutscher Redakteure.

Vorlesungsplan für das Wintersemester 1902/03.

Praktische Journalistik . . .	6 Stunden wöchentlich	Dr. **R. Wrede.**
Berichterstatten	2 „ „	Redakteur **Josef Jellinek.**
Korrespondentenberuf	2 „ „	Chefredakteur **A. Lorek.**
Aesthetische Uebungen . . .	4 „ „	Dr. **R. Wrede.**
Litteratur- und Theaterkritik mit Rezensionsübungen .	2 „ „	Dr. **Hans Henning.**
Urheber- und Prefsrecht . . .	2 „ „	Dr. **R. Wrede.**

Eintritt jederzeit.

Die Kanzlei der Journalisten-Hochschule.

Berlin, Elsässerstr. 9.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zolas

weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart“.**

Erste und **einzige** Gesamtausgabe in **unverkürzter** und **tadelloser** deutscher Uebersetzung von Willibald König, Alfred Rukemann und Armin Schwarz.

Inhalt:

I. Band. Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Exzellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 1870/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet geheftet **3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch wertlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe **nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.**

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, Herzog Ernst v. Schwaben.

Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1.—3. Aufl. II, 264 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Der nicht unverdiente Untergang des jungen Herzogsohnes hat schon in der alten Volkssage entschuldigende Verklärung gefunden um der schönen Treue willen des Helden und seines hitzigen Freundes. Der Verfasser zog, um dies zur Geltung zu bringen, epische Behandlung des Gegenstandes der dramatischen vor.

Adolf Hausrath, Die Albigenserin.

Erzählung. II, 250 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Die Erzählung des Verfassers führt den Leser zurück in das dreizehnte Jahrhundert und gibt ein Bild des Klosterlebens, der Ketzerbewegung und der Motive der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist der Rheingau zwischen Worms, Mainz und der Bergstraße. Das Thema ist das des Ekkehardt: Selig ist der Mann, der die Prüfung erduldet.

M. E. delle Grazie, Gedichte.

Vierte sehr vermehrte Auflage mit einem Bildnisse. VII, 252 S. 8⁰. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Eine vierte Auflage lyrischer Gedichte spricht für sich selbst. Ungewöhnliche Fülle neuer Themen, ein tiefes und fein differenziertes Empfinden, starkes Naturgefühl, Ergriffenheit von den großen Problemen der Zeit, berückender Schmelz einer melodischen Sprache kennzeichnen die bereits bekannten, wie die zahlreichen neuen Gedichte delle Grazies.

Das Wesen der Künste.

Von Dr. **Walter Friedemann.**

Wir leben in der Zeit der „Individualitäten“. Was das eigentlich heißt, wissen die wenigsten. Es ist auch schwer zu definieren, aber alle Welt braucht dieses Wort, und im Grunde ist doch „Individualität“ heute oft nichts als das beanspruchte Recht, sich um keine Regeln zu kümmern, was der Faulheit und Talentlosigkeit natürlich das Leben sehr erleichtert, und zwar unter dem Deckmantel des Genies, das seinen „eigenen Weg“ geht.

Diesen Pseudogenies stehen diejenigen gegenüber, welche nur die starre Regel für den Kern der Dinge halten. Das sind der linke und rechte Flügel der schaffenden Künstler. Das Publikum aber lebt in dem Irrwahn dahin, daß es in der Kunst nur persönlichen Geschmack gebe, keine bindenden Gesetze, daß folglich auch jeder zu urteilen berechtigt sei, daß man alles mit „Ich finde“ abtun könne. Wie aber der Geschmack des Mundes für das Wesen einer Sache nicht maßgebend ist, so ist auch der Geschmack in geistigen Dingen persönlich und daher veränderlich. Der Gegensatz von sauer ist süß, das weiß jedes Kind! Falsch, der Gegensatz ist alkalisch, nur für unsere Zunge ist süß der Gegensatz.

Hier hat die Chemie, vom Geschmack abstrahierend, eine Regel gegeben, die den Tatsachen entspringt. Sollte es nicht auch möglich sein, in der Kunst etwas zu finden, dessen zwingende Notwendigkeit das stete Abirren und Schwanken hindern kann? Sehen wir nicht gerade jetzt, wie das, was bisher als Gesetz galt, auf allen Gebieten über den Haufen geworfen, und gerade das Entgegengesetzte als höchste Kunst gefeiert wird? Gibt es hier nichts Unerschütterliches, Bleibendes in der Erscheinungen Flucht? Wenn ein Wertmesser der Kunst gefunden wäre, so wäre damit natürlich noch nicht gesagt, daß auch jeder imstande ist, ihn anzulegen. Hier würde also sogleich die zweite Frage entstehen: „Wer ist zum Kritiker berufen?“ Ist aber die Frage beantwortet, was ein Kunstwerk ist, so läßt sich auch leicht feststellen: wer ein Künstler ist. Und diese letzte Frage stellen täglich Tausende bang an sich selbst. Man hat sich gewöhnt als „Künstler“ den Menschen zu betrachten, der die Kunst als Metier, als Broderwerb betreibt; aber nichts kann verkehrter sein als gerade das. Der „Dilettant“ kann vielleicht Besseres leisten als der sogenannte Künstler, aber darf diesen Namen für sich nicht beanspruchen, wenn auf seiner Visitenkarte „Dr. med.“ steht. Wo ist hier also die Grenze gezogen? Ist das Gewerbmäßige hier nicht das schlechteste Kriterium? Ungleich wichtiger ist das Denken und Empfinden. Aber auch das positive Können kommt hinzu und so möchte ich an dieser Stelle gleich auf eine Anzahl unglücklicher, verkannter Menschen hinweisen, deren abstoßendes Wesen allein ihrem Künstlertum entspringt. Es gibt nämlich Zahllose, die zwar mit dem Empfinden und Denken eines Künstlers ausgestattet wurden, denen aber die Gabe versagt blieb, ihr Seelenleben in Töne, Worte, Formen oder Farben zu kleiden. Sie sind bemitleidenswerte Leute, denn dieselben Stimmungen, die sich bei anderen in dem Wahnsinnszustand des künstlerischen Erfindens entladen, bleiben bei ihnen latent. Die Eruption kann nicht die Hülle sprengen, und so erscheinen sie als launisch, wo die andern als inspiriert oder originell gelten. Hierzu kommt noch der Spott der Umgebung und das vergebliche Streben sich zu ändern — und der in Unfrieden mit sich und der Welt lebende Mensch steht vor uns.

Aber warum nennt man nicht wenigstens die Leute, die mit dem Empfinden auch das Können vereinen, Künstler?

Die Frage nach dem wahren Künstlertum läßt sich aber nur dahin beantworten: Künstler ist ein jeder, der wahre Kunstwerke erschafft, welchem Erwerbszweig auch immer er angehören mag.

So banal diese Antwort auch klingt, so zeigt sich doch, daß alle Antworten in dieser einen liegen.

Mit ihr ist das Wesen der schaffenden Künstler wie auch der Kunstinterpreten, der Schauspieler, Kopisten, Virtuosen und Kritiker klargestellt. Und so wollen wir denn an die Lösung der Frage heranzutreten suchen, was denn allen Werken in letzter Linie gemeinsam sein muß, um ihnen den Stempel der Kunst aufzudrücken, gleichviel ob es sich um Dichtwerke, Musikstücke, Gebilde der Plastik, der Malerei oder der Baukunst handelt. Diese Erörterung darf sicherlich von keinem kleinlichen Gesichtspunkte aus begonnen werden, denn an der Feststellung technischer Regeln liegt garnichts. Diese sind veränderlich. Steht nicht mit Recht in den Büchern der Harmonielehre: „Dieses oder jenes ist verboten, außer wenn es gut klingt?“ Was den Griechen ein toller Lärm gewesen wäre, erscheint uns als Offenbarung. Darum wollen wir uns hier nur mit dem Kern, dem innersten Wesen der Künste befassen. Die größten Philosophen haben über diese Frage gesonnen, und was sie Wertvolles niederlegten, wollen wir uns nicht scheuen, zur Stütze für diese Betrachtungen zu nehmen. Es gilt ja nicht, Originelles zu sagen, sondern Wahrheiten auszusprechen und schon gefundene aufzufrischen. Auch kann in diesem engen Rahmen nichts Erschöpfendes gebracht werden, sondern nur in groben Umrissen kann das Bild gezeigt werden und nur gelegentlich sei es vergönnt, auf Einzelheiten einzugehen und den gefertigten Maßstab anzulegen.

Es ist nicht abzuleugnen, daß die Triebfeder für all' unser Tun und Denken der Egoismus ist. Was nicht im Zusammenhang mit uns zu stehen scheint, interessiert uns nicht. Auf dieses selbstische Trachten ist in letzter Reihe jede Handlung zurückzuführen; sollte es sich mit der Kunst anders verhalten? Gewiß nicht?! Unser vornehmstes Streben ging von jeher darauf aus, Klarheit zu schaffen, wer wir selbst sind, woher wir kommen und wohin wir gehen, in welchem Zusammen-

hang wir mit dem All stehen, uns selbst und damit das Wesen der Welt selbst zu ergründen.

Das Sonnenlicht, vom Mond reflektiert, breitet sich über ein Gebirgstal aus — und nun schlinge ich das geistige Band zwischen dem kleinen Tal und dem Tausende von Meilen entfernten Weltkörper. — Die Welt, wie sie vor mir liegt, ist meine Vorstellung. Das ist eine alte, unumstößliche, philosophische Wahrheit. Aber nicht die Kenntnis der Gegenstände in ihrer zufälligen Erscheinungsform, die uns als Außenwelt umgeben, und ihr grundsätzlicher Zusammenhang kann uns die letzte Frage: „Was ist das All?" erschließen, obgleich die Wissenschaft diesen Versuch macht. Die Grundgedanken, die gedacht werden mußten, damit die Welt erstehen konnte, sind es, denen wir nachforschen, das bedeutet nach dem innersten Wesen der Welt und was sie verbindet. Plato nennt diese Gedanken kurz die „Idee" der Dinge — Goethe spricht von den Müttern — Faust aber ist der Mensch, der bei ihrem Anblick den Schlüssel erringt, welcher ihm die Macht gibt, das Urbild der Frau zu sehen, obgleich deren Erscheinung längst vermoderte. Diese Gedanken finden wir seit Plato immer wieder bei den erleuchtetsten Köpfen, bei Kant wie Schopenhauer bis zu dem modernen Nordau. Denn was ist es anderes als dieses sichere Erkennen der Grundideen, wenn er in den Paradoxen die Liebe dahin erklärt, daß jeder sich ein Ideal der Frau unbewußt gemacht habe. Dieses aber ist die Frau *κατ' ἐξοχήν*, der er als der Mann gegenübersteht. Je mehr sich eine Frau diesem Ideal nähert, erweckt sie Liebe. Decken sich Erscheinung und Ideal, so tritt der berühmte Blitzschlag ein.

Wer sind wir selbst, und welches Band knüpft uns mit der Welt? Ist man in der Sorge für das „Ich" sehr befangen, so kommt man gern auf den Gedanken, daß man losgelöst von allem nur für sich existieren könne. „Sich selbst genug sein", sagt Peer Gynth. Aber schon ein oberflächliches Nachdenken, die tägliche Erfahrung zeigt, daß wir mit tausend Fäden der umgebenden Welt verbunden sind. Diese Beziehung, unsere Stellung zur Welt zu finden, indem wir aus dem Sinnlichen das Uebersinnliche erkennen, und dafür allgemeine Regeln aufzustellen, ist Aufgabe der Philosophie. Intuitiv, d. h. ohne logische Schlüsse, direkt zu erkennen und das Erkannte an Beispielen anderen zu übermitteln, ist Sache der Kunst. Daher ist ihr auch alles wichtig genug zur Darstellung, denn allem Sinnlichen liegt eine Idee zu Grunde. Aber nie wird sie das Belanglose, Zufällige der Einzelerscheinung darstellen, sondern stets muß es eine der Grundformen, mit Plato zu reden, eine Idee sein, die sie darstellt, da die zufällige Erscheinungsform uninteressant ist, aber das Erkennen einer Gesamtheit wichtig erscheint. Das erkennende Subjekt, das selbst Vertreter einer Idee ist, will ja seinen prinzipiellen Zusammenhang mit der Idee erforschen, welche aus dem fraglichen Einzeldinge mehr oder weniger erkennbar ist. Wo daher ein solches sinnlos nachgeäfft wird, entsteht kein Kunstwerk. Dieses muß stets idealisieren, d. h. die Grunderscheinung herauslesen, und darf nie photographieren. Je deutlicher wir nun erkennen, wie wir zum wahren Glück von den dumpfen Trieben abstrahieren müssen, die sich auf das Materielle richten, je mehr wir also das Grundwesen, die Idee selbst erkennen können und je weniger wir uns von der zufälligen materialisierten Erscheinungsform beirren lassen (unbehindert durch das Gefängnis des Leibes, wie Sokrates in Phädon sagt), je mehr wir von unserm Subjekt absehen und uns jetzt unbehindert dem Objekt zuwenden, desto mehr werden wir „objektiv". Das ist das Wesen des Künstlers. Dieser Zustand ist es, der ihn dazu bringt, auf ein Büschel Gras, das zwischen Steinen wuchert, wie verzückt hinzustarren. Er „erkennt" etwas, an dem Tausende achtlos vorübergehen. Diesen Zustand nennt der Deutsche sehr treffend „selbstvergessen". Je mehr nun ein Mensch objektiv, selbstvergessen wurde, d. h. je tiefer er im Erkennen kam, desto mehr ist er Künstler im Empfinden. Gelingt es ihm, diese Erkenntnis in sein Werk zu legen, so daß es anderen deutlich wird, so versetzt er sie in einen ähnlichen Zustand, zieht sie zu sich empor. Werden wir objektiv, selbstvergessen vor einem Werke, so haben wir wahre Kunst vor uns, da sie uns ja am Beispiel Erkenntnis bringt. Je mehr wir uns aber in die Welt versenken, desto weniger wir „uns selbst genug" sind, desto mehr wir mit dem betrachteten Objekt eins werden, d. h. eben objektiv, desto mehr fallen die kleinlichen Sorgen des Subjekts von uns ab. So darf man es getrost aussprechen, objektiv sein heißt glücklich sein, und das bringt das wahre Kunstwerk hervor. So sagten die Griechen, daß keiner mehr ganz unglücklich werden könne, der den Zeus von Otricoli gesehen habe. Je vollkommener nun der Mensch ist, desto weiter vermag er zu blicken, desto tiefer wird seine Erkenntnis sein, desto bessere Kunstwerke wird er schaffen können, oder dem Künstler in seinem Werke zu folgen vermögen. Wir nennen diese Fähigkeit Kunstverständnis. So kommt für das Erkennen in Werken die Reife des betrachtenden Subjekts, wie die des betrachteten Objekts in Frage. Daher werden geistig und moralisch Hochstehende für Kunstwerke, die tiefes Erkennen widerspiegeln, Verständnis, für flache nur Langeweile haben. Bei Tieferstehenden ist es gerade umgekehrt, da sie das, was über ihre Kraft geht, nicht mehr sehen. So hat der eine Freude an Beethovens Symphonien, und langweilt sich bei dem Liede: „Fischerin, du kleine". Bei gewöhnlichen Naturen findet das Umgekehrte statt.

Da ein Kunstwerk uns objektiv, selbstvergessen machen und so mit dem All vereinen soll, so ist es unkünstlerisch, wilde Affekte hervorzurufen, die nicht zu ruhiger Betrachtung kommen lassen. Wenn wir aber durch das Vergrößerungsglas des Kunstwerks die Welt objektiv betrachten können, so werden wir Erkenntnis gewinnen, und in uns selbst tritt die Katharsis ein. Das bewirkt das Drama. Wir sehen, wie der Held durch Schuld, die stets aus mangelnder Erkenntnis entspringt, sich zur Abgeklärtheit, dem Entsagen, der Ruhe durchdringt, wie die Katharsis eintritt. Aber im Helden sehen wir uns selbst. Das Drama erregt Furcht und Mitleid, letzteres aber ist nach Lessing auf uns selbst bezogene Furcht. Wir fürchten, daß uns dasselbe Schicksal treffen könne wie den Helden, denn wir fühlen uns eins mit ihm, und so fühlen wir auch mit ihm das Beseligende der Reinigung. Denn vor uns darf nicht ein Mensch, sondern der Mensch stehen und „homo ist ein Name, der allen Menschen gemeinsam ist", sagt Falstaff. Wir sehen am Beispiel, was uns mit der Welt verknüpft, und wir werden objektiv, glücklich dadurch gemacht, daß wir mit ihr eins werden. Würde das Drama aber nur eine „Tendenz" vertreten, die auf eine rein materielle Seite des Lebens abzielt, wie es jetzt so häufig der Fall ist, so würde es kein

Kunstwerk sein. Ein Beispiel hierfür bieten „Die Weber". Aus diesem Beispiel können wir nämlich erkennen, daß zum Wesen des Kunstwerks noch ein bisher außer acht gelassenes Moment nötig ist.

Die naturgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit ist zwar Bedingung, indessen ist aus dem Vorhergehenden zu sehen, daß dieselbe einem bestimmten großen Zweck dient und nicht um ihrer selbst willen da ist. Werden nun aber irgendwelche soziale Zustände auf die Bühne um ihrer selbst willen oder aus Parteitendenz gebracht, so kann es sein, daß dadurch die Affekte bei Unbeteiligten gar nicht, bei stark Beteiligten zu sehr aufgeregt werden. Die Parteileidenschaft behindert die objektive Betrachtung. „Tendenz" ist ein verfehltes Kunstunternehmen. Dieselbe Wirkung ist durch Flugblätter und Brochuren zu erreichen (so wie z. B. von Kennen in seinem Buche „Sibirien" die Gefängnismißwirtschaft aufgedeckt wird). Die allzu naturgetreue Darstellung, die alles sagt, ist der Kunst fremd. „Was plagt ihr armen Toren viel zu solchem Zweck die holden Musen." Ich wiederhole, dasselbe ist viel besser direkt durch Agitationsreden oder dergleichen zu erreichen. Wir dürfen keine Menschenklasse ausschließlich zu dem Zweck darstellen, um Interesse für sie in einer Absicht zu erwecken, etwa damit sie höheren Stundenlohn bekommt, sondern es muß immer „der Mensch" darin zu erblicken sein. Also nicht eine Gesellschaftskaste, sondern Menschentypen sind zu zeigen. Die Darstellung muß also so geschehen, daß wir das Allgemeine nicht aus den Augen verlieren. Dazu muß nun die Phantasie verhelfen. Ein Kunstwerk soll also naturwahr schildern, aber zugleich die Phantasie anregen, sie in die richtigen Bahnen lenken, damit Erkennen durch das Werk gefördert wird. Wo also nur naturwahr geschildert wird, nicht zugleich aber eine allgemeine Idee zum Ausdruck kommt, da der Phantasie kein Spielraum bleibt, hört die Kunst auf und die „Mache" fängt an. — Von solch' geistlosen Sachen aber sagten die Leute befriedigt, sie ständen auf „realem Boden". Als ob das eine Wahlrede nicht auch täte, die aber noch lange kein Kunstwerk ist. Zu viel krasse Wirklichkeit bedeutet zu wenig Kunst, wie wir bei den Bildwerken ausführen werden. Die „Materialisten" sind es, die diese Richtung schaffen und dadurch beweisen, daß ihnen die eigentliche Kunst ganz unbekannt ist, und doch gibt es viele große Namen unter ihnen. Ihre Werke verhalten sich aber zu denen der Kunst, wie die Ansichtspostkarte zu einem Rembrandt.

Aus dem Obigen geht hervor, daß wie das eigene Selbst — auch der Künstler — über dem Werke vergessen werden muß. Das ist stets unmöglich, wo Manier herrscht, diese wird von Talentlosen angewendet, um durch Außergewöhnliches, wie schrille Akkorde, falsche Perspektive, lächerliche Farbengebung, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und die Hohlheit durch geheuchelte Individualität zu verdecken.

Individualität ist aber etwas anderes und besteht in der Gabe des schaffenden Individuums, die Ideen der Welt bis zu einem ganz gewissen Grade zu erfassen, ferner in der Verständnislosigkeit für gewisse Dinge, also in Einseitigkeit. Solche Individualität tritt deutlich hervor bei Carlo Dolci, der für das schwärmerisch Sentimentale, aber auch ausschließlich dafür Verständnis zeigt. Vergißt man aber den Autor über dem Werk, so ist es „das Ding an sich", was vor uns steht. Es ist dann schwer, sich auf der Höhe des Werkes zu halten. Diese Art zeigen Goethes Prosaschriften, Beethovens letzte Quartette und viele Bachsche Fugen, bei denen sich die Objektivität bis zur Reizlosigkeit erhebt.

Wenn ein Künstler also Individualität (nicht Manier) zeigt, so heißt es, daß wir erkennen, welche Fäden gerade ihn und die Welt verknüpfen. Wer aber auf den letzten Grund der Dinge gekommen, ist nicht mehr „individuell".

Je kleiner der Mensch, desto weniger Verständnis und Tiefe des Erkennens besitzt er. Dieser hat infolgedessen keine Individualität. Bei einem gewissen Grade andrerseits beginnt aber das Genie so umfassend zu werden, daß das „Individuelle", das ist immer Subjektivität, vor der Objektivität zurücktritt. So kann man wol von einer Individualität Mascagnis, nicht aber Beethovens sprechen.

Aus dem Gesagten ist auch leicht zu erkennen, daß der Mensch das würdigste Kunstobjekt ist. Denn da uns am Erkennen der Idee liegt, da wir hierdurch objektiv werden wollen, so ist es klar, daß wir das am ehesten erreichen, wenn wir uns das Wesen zum Vorwurf wählen, das uns am nächsten steht, uns am verständlichsten ist. Das aber sind wir selbst, und uns selbst wollten wir ja gerade erkennen. Je markanter ein Mensch nun sein Geschlecht repräsentiert, desto mehr wird er sich für diesen Zweck eignen. Was für die Menschen gilt, gilt mutatis mutandis auch für alle anderen Kunstobjekte.

Es ist also hinfällig, daß die Kunst gar nur das Schöne zeigen solle, das Leben zeige ja schon so viel des Häßlichen. Die Kunst ist aber kein Belustigungsmittel im gemeinen Sinne, sondern führt zum Glück durch Läuterung. Das Merkmal, das die Erkenntnis erleichtert, und die Phantasie zum Erschauen des Ideals auf den rechten Weg leitet, und uns so objektiv d. h. glücklich macht, das ist das echte Kunstwerk. Wer es zu schaffen weiß, ist der echte Künstler. Dieser muß also lebenswahr schildern, aber mit Umgehung der Zufälligkeiten, die dem Einzelding anhaften. Er muß das hervorzuheben wissen, was die Art ausmacht. Er soll schildern, was nicht direkt durch Worte wiederzugeben ist. Ferner wird man im obigen leicht die Erklärung finden für das Wesen der ursprünglichen naiven Kunst des Volksliedes und umgekehrt läßt sich aus dem Volkslied ein Schluß auf die geistige Höhe eines Volkes ziehen.

Wir haben uns nun über das innere Wesen der Kunst orientiert und begreifen jetzt sehr leicht, warum der Prophet im eigenen Vaterland nichts gilt. Der intuitiv Erkennende ist eben über das geistige Niveau seiner Umgebung hinausgewachsen, darum versteht er die Heimat und liebt sie, aber sie versteht ihn noch nicht. Sudermanns „Heimat" zeigt, daß der Künstler keine hat.

Wir können nun auch getrost daran gehen, die Zahl der Ausübenden, nicht Erfindenden ins Auge zu fassen und zugleich den Kunstrichter selbst einer Kritik zu unterziehen. Alle diese nämlich fasse ich zusammen unter dem Namen der Interpreten, denn es kommt nicht darauf an, ob das Erfaßte mit Worten, Tönen oder Farben ausgelegt wird.

Das Werk des Komponisten läßt der Virtuose zur Tat werden, der Schauspieler bringt die dichterische Gestalt in die Wirklichkeit, in Farben wie im Stein suchen sonst oft talentlose Leute die Meisterwerke zu

vervielfältigen — sind alle diese Kopisten Künstler zu nennen?

Aus Anlaß des Urheberrechtes hat A. v. Werner gefragt, ob es ein Kunstwerk sei, wenn Lenbach einen Rubens kopiert? Wie steht es nun damit? Haben wir nicht gesehen, daß das innerste Wesen des Künstlers im Erkennen begründet liegt? Aber wir sehen auch, daß die Fähigkeit hinzukommen mußte, dies Erkennen der Mitwelt zu vermitteln. Diese Fähigkeit ist die Technik und diese ist bis zu einem gewissen Grade erlernbar. Wer sie nicht erlernt hat, aber den geistigen Gehalt der Welt, wie er sich im Kunstwerk spiegelt, erfaßte, steht natürlich über dem Techniker. Wo Erkennen fehlt, da sind die Kopisten also nichts als Akrobaten, auf dem Klavier mit den Fingern, mit Wort und Gebärde auf der Bühne u. s. w.

Der schaffende Künstler nun ist dem Manne vergleichbar, der zu bisher unbestiegenem Gipfel zuerst den Weg fand und von diesem errungenen Standpunkt aus die Welt weiter überblickte, als die Talbewohner. Ist der Weg aber einmal entdeckt, so lernt ihn auch der gute Führer kennen, er steigt ihm mühevoll nach und erhebt sich so tatsächlich, den Bahnen des Meisters folgend, zur selben Höhe. Reicht seine Kraft und seine Führerfähigkeit aus, so vermag er auch andere stets zu demselben Ausblick zu führen. Wer sich also durchgerungen hat, die Werke eines Meisters immer wieder ohne Hilfe zu rekonstruieren, ist ein Künstler, sei er Kritiker, Virtuose oder Kopist. Er verhält sich zum Meister wie der Führer zum Pfadfinder. Das Werk rekonstruieren heißt aber nichts anderes, als seine Idee deutlich zur Erkenntnis bringen, mit welchen Mitteln auch immer. Das kann an einem unscheinbaren Pinselstrich hängen und man darf annehmen, daß Lenbach das eben versteht. Darin sind die Werke der Schüler von denen der Meister manchmal nicht zu unterscheiden, so die ersten Bilder Van Dyks von denen seines Meisters Rubens. Man kann in der Tat sich die Werke eines andern geistig zu eigen machen, und es war daher gar nicht zum Lachen, wenn Bülow dem Fürsten Bismarck die Heroika widmete. Es war eben die Heroika, die er soeben dirigiert hatte, und diese war sein Werk!

Um einen Künstler in seinen Werken voll erfassen zu können, ist es nötig, daß das betrachtende Subjekt mit dem Objekt auf gleicher Stufe oder über ihm steht. Sind beide einander wert, so tritt volle Befriedigung ein, ist der Beschauer darüber hinausgewachsen, so fühlt er das instinktiv und blickt auf das Werk als unreif nieder, denn er weiß doch, daß der Künstler weniger sah, als er selbst. Steht er unter dessen Niveau, so versteht er ihn nicht, und es kann leicht kommen, daß er den tieferen Einblick in die Welt für Wahnsinn hält. Daher werden Genies, die der Umgebung über den Kopf gewachsen sind, so selten erkannt, und erst, wenn diese ihnen nachgereift ist, würdigt sie ihre Erzeugnisse. Es ist daher sogar verwunderlich, wenn Meisterwerke sogleich anerkannt werden, denn es ist ja gerade ihr Kriterium, daß sie etwas enthalten, was noch niemand vorher erkannte. Man sieht hieraus, wie der Idealkritiker beschaffen sein muß: Sein künstlerisches Erkennen müßte ihn befähigen, in den Gehalt, in das Wesen auch der tiefsten menschlichen Erzeugnisse einzudringen, d. h. er müßte dem Empfinden nach dem größten Künstler ebenbürtig sein und die Fähigkeit besitzen, das Erkannte in Werken so zu interpretieren wie nur je ein Virtuose auf seinem Instrumente. Ueber dem Werke also müßte er stehen und so belehrend, nicht nur tadelnd wirken. Das Publikum merkt daher auch leicht, ob ein Kritiker es wirklich belehren kann, oder Erlerntes auf einzelne Fälle anzuwenden sucht, d. h. Phrasen macht. Leider aber werden gerade häufig solche Menschen Kritiker, die aus mangelndem Verständnis die Kunst sonst nicht auszuüben verstehen, Schreiberseelen, und so ist es dahin gekommen, daß man sagt: „Kritisieren kann jeder Esel“. Das kann er aber nicht. Der wahre Kritiker, und auch wir haben solche, ist der Schatzmeister der höchsten Güter der Menschen und obendrein eine Art Prophet. Er muß der objektivste Mensch sein und sein Beruf ist ein heiliger, denn auch ungehobene Schätze soll er ans Licht bringen. Er soll bedenken, daß er beim Kritisieren sich stets selbst kritisiert und zwar unfreiwillig, aber mit photographischer Treue.

Von dem gewonnenen Anhaltspunkte aus wollen wir nun die verschiedenen Aeußerungen des Kunsttriebes und einzelne Produkte näher ins Auge fassen.

Betrachten wir zunächst die schöne Baukunst, die einzige Kunst, die nicht nur um ihrer selbst willen da ist, sondern sehr materiellen Zwecken dient, und dabei aus der Not eine Tugend macht. Denn ursprünglich baute man nicht aus Kunstbedürfnis, sondern um Schutz vor wilden Tieren und Menschen, vor Unwetter und Sonne zu gewinnen. „My house my castle“ ist ein Sprichwort. Diesen Zwecken gesellen sich bald noch andere hinzu, nämlich Dauerhaftigkeit, die Ausdehnung je nach der Wichtigkeit des Baues, die Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der Zone, auf Licht und Luft, die Beschränkung durch Grund und Boden, wie durch den Nachbar und anderes mehr.

So kam es, daß das oberste Gesetz der Baukunst, sowie ihr Grundgedanke, die Zweckmäßigkeit wurde, sowol was Form als was Material betraf. Ueberall ist daher ein Bauwerk schön, das schon äußerlich eine nach festen Prinzipien durchgeführte Zweckmäßigkeit verrät. Daraus entspringen dann die Stilarten der verschiedenen Völker. Dieses Bemühen aber, zweckmäßig zu gestalten, findet sich in der ganzen Natur und so gibt die Baukunst direkt dieses Grundprinzip der Natur wieder. Darum ist sie ein direkter Abglanz des Prinzips in ihr. Der äußere Schmuck, wie Malerei oder Reliefs gehören der Baukunst nicht an, dürfen also auch nicht mit ihr verwechselt werden. Sie sind oft nicht anders anzusehen, als wenn einem häßlichen Kleid eine hübsche Schürze vorgebunden wird.

Auch die Ornamentik muß nicht als unnütze Spielerei erscheinen, um einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen, sondern sich der Art des Baues anpassen, und muß dazu beitragen, seinen Sinn zu erläutern.

Das zweite Moment, das uns so woltuend berührt, ist die Symmetrie. Was aber ist Symmetrie anders als das Mittel, uns ein Großes, Vielgegliedertes, leicht begreiflich zu machen, die Uebersicht und dadurch das Verständnis zu erleichtern? So ist die Symmetrie auch nichts anderes als ein Ausdruck der Zweckmäßigkeit. Daher sind glatte Fassaden, wie sie neuerdings vielfach in Mode kommen, so vornehm, entgegen dem verschwenderisch Geschnörkelten des Empirestiles. Wir verlangen vor allem, daß der Anblick uns beruhigt, die gewaltige Masse stehe fest gefügt, d. h. die Wucht sei zweckmäßig verteilt.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Abglanz.

Was wir vom Leben empfangen,
was unsere Seele durchbebt,
sei in ein stilles Gedicht,
in einen Teppich gewebt.
Köstliche Blüten erglühen,
schimmernd auf dunkelstem Grunde,
schenken uns Segen und Trost
gütig in einsamer Stunde.

Du.

Kommen deine weichen Hände
meine trotzige Stirn liebkosen,
legt sich alles wilde Tosen,
löst sich alle Last am Ende.
Ruhig wird es, wie am Sommerabend,
wenn der Glocke letzter Ton verklingt,
und ein feiner, weißer Schleier
auf die dunkle Erde sinkt.

Das Ende des Naturalismus?

Eine populär-ästhetische Studie.

Von **Robert Jaffé.**

Des literarischen Lebens in Deutschland hat sich eine Erschlaffung bemächtigt, und man kann an Erschöpfungszustände denken, unter denen auch einzelne nervenschwache Individuen häufig zu leiden haben. Gleichgültigkeit und mangelnde Reaktion selbst gegen starke äußere Reize entspringt aus der bis zu einem pathologischen Schlafbedürfnis gesteigerten Müdigkeit. In unserer Literatur haben nun die Schaffenden das überschwengliche Vorgefühl von der Bedeutung ihrer Werke — den „Größenwahn" jener starken Zeit zu Beginn der neunziger Jahre — und damit die reine, goldene Anschauung vom Wesen der wahren Poesie eingebüßt, und die Kritiker lassen die unliterarischsten Machwerke aus Frankreich und auch aus Deutschland durchgehen, wo es für sie ein leichtes wäre, an ihnen dem Publikum die Ansprüche an echte Kunst vorzudemonstrieren und einzuflößen. Man kann von diesen Dingen nur mit stiller, melancholischer, gedämpfter Stimme sprechen. Es gibt welche, die es darauf zurückführen, daß die ästhetischen Naturen selten zugleich eine Festigkeit und Konsequenz des Charakters besäßen. Auch die Stimmchen lassen sich wieder vernehmen, daß unsere Zeit wesentlichere Interessen habe als literarische, und daß die Fortschritte der Naturwissenschaft das ästhetische Interesse erdrücken müßten. Als ob dies alles nicht schon in den neunziger Jahren gegolten hätte, in denen sich gerade der Naturalismus und damit der Anspruch auf eine echte, künstlerische Kunst entfaltete! Jedenfalls mag die Tatsache selber unbestreitbar sein, daß jene Erschlaffung des Lebensgeistes sich auf die augenblickliche Dichtung und Kritik in Deutschland niedergesenkt hat.

* * *

Daß diese Erschlaffung des literarischen Lebensmutes in Deutschland aber sogleich als das „Ende des Naturalismus" ausgedeutet und empfunden wurde, daran mag durchaus das Publikum und die Kritik schuld sein. Daß die Künstler die Kritik und das Publikum als Schädlinge ihrer Kunstübung ansehen, ist eine Tatsache, so alt, wie die Kunst selber. Wenn man alle darauf bezüglichen Aussprüche zusammenstellen wollte, so würde die Liste so lang werden wie die Scholien zu einem alten Klassiker oder wie die Erläuterungen der Weimarer Goetheausgabe. Die Aussprüche gehen von Goethe bis auf die neueste Zeit. „Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent!", hat Goethe, und Liliencron hat es noch viel derber gesagt. Nun mag es ja zugegeben werden, daß gerade in unserer Zeit die Kritik die größten unter den neuen Dichtern, Anzengruber, Gottfried Keller, Hebbel, Ludwig, Ibsen und Fontane, oder wenigsten ihre Anerkennung, wirklich gefördert haben. Aber sie hat auf eine andere Weise der Produktion noch viel mehr geschadet. Und gerade den naturalistischen Kunstwerken gegenüber scheint sie besonders viel gesündigt zu haben. Die Kritiker ermangeln wol zumeist des tiefen, ruhigen Gefühls von der süßen, seligen Begrenztheit des Künstlers, der, wie etwa Böcklin, gleichsam im Handwerksschurz, in seiner morgensonnenhellen Werkstatt schafft. Sie schauen wie in nervöser Unruhe immer nur nach neuen Prinzipien aus, und so haben sie aus dem Naturalismus ein flüchtiges Schlagwort gemacht, nicht anders wie aus dem „Symbolismus" oder aus der „Heimatskunst". Mit der Mode kommt's, die Mode macht es schön, und mit der Mode wird's zugleich vergehn. Damit aber haben sie die eigentliche, ewigkeitspendende Kraft des Naturalismus zerstört und es möglich gemacht, daß man jetzt gar von einem „Ende des Naturalismus" zu sprechen anfangen möchte.

* * *

Dadurch schädigte die Kritik die Werke des Naturalismus, daß sie sie in eine Entwickelungsreihe setzte. Sie will nicht dulden, daß eine Art der Kunstübung ohne Anfang und ohne Ende sei. Wenn sie aber die naturalistischen Dichtungen etwa von Gerhard Hauptmann oder Max Halbe oder Georg Hirschfeld mit den großen Geistesströmungen der Epoche in Verbindung brachte, mußten sie freilich an Wert und Bedeutsamkeit verlieren. Ihr eigentlicher Platz wäre abseits in einer schönen Galerie, wie die Bilder der Niederländer in dem Reichsmuseum zu Amsterdam hängen. Tritt man an die naturalistischen Kunstwerke ohne „geistige", sondern nur mit künstlerischen Prätensionen heran, so haben sie gar wol den Ewigkeitszug in sich. Denn sie sind ewig, weil sie sind. Wo Gerhard Hauptmann den niederländischen Naturalismus mit Zeitströmungen vermengen will, wie etwa in den „Einsamen Menschen", wird die Unzerstörbarkeit eines saftigen, kraftvollen Lebensausschnittes lädiert, und wir können vor uns für die Ewigkeitsdauer des Kunstwerkes nicht mehr garantieren; die rein naturalistischen Dichtungen, wie den „Biberpelz" oder die „Weber" als die Darstellung schlesischen Volkslebens oder den „Fuhrmann Henschel", empfinden wir sogleich als durch keine Zeit zerstörbar in ihrer bildmäßigen Anschaulichkeit. Gewiß, neben den Niederländern von der Art der Ostade, Mieris und Teniers steht als der unermeßlich Größere Rembrandt,

und wir können uns vorstellen, wie der naturalistische Dichter z. B. im „Hannele" zu dieser Rembrandthöhe hätte emporsteigen können. Wenn Hauptmann neben seiner Genialität als naturalistischer Bildner auch noch die Gedankenfülle und Tiefe der ganz Großen besäße, wie hätte sich über den niederländischen, sogleich an Ostade erinnernden Bildern des Armenhauses der Himmel mit tiefen, erhabenen, dantesken Beziehungen aufgetan, wo jetzt doch alles nur hübsch und nippesmäßig ist! Aber wirken die niederländischen Bilder nicht, ohne daß sie zu Vergleichen mit Rembrandt hindrängen, ganz in sich, durch ihren eigenen Ewigkeitsgehalt, in der schönen, vornehmen Reihe ihrer Sammlung?

* * *

Die Niederländer hatten in den alten reichen Städten des Landes, in denen Handel und Gewerbe aller Art blühten, an den wolhabenden Bürgern ein Publikum. Die reichen Kaufherren mochten ein solches sattes Behagen an der sie umgebenden Wirklichkeit gehabt haben, daß sie jede realistische Darstellung volkstümlicher Wirklichkeit gleichsam mit einem heimlichen, sekundären, segnenden Wolgefühl ansahen. Aber in unserer flüchtigen Epoche, wo alles auf einem Vulkan angebaut zu sein scheint, wäre ein solches Behagen an der Wirklichkeit doch kaum irgenwo anzutreffen. Selbst wenn man davon absieht, daß die Schöpfungen des neuen Naturalismus immer auch von einem, wenn auch kaum bemerkbaren Quentchen Tendenz durchsetzt sind, so fehlt doch sicher den Genießenden der gesunde, durch keine Abstraktion getrübte Blick für die Vollsaftigkeit und Schönheit der Wirklichkeit an sich. Die naturalistischen Abschilderungen des Volkslebens kommen keinem Bedürfnisse entgegen wie die Bilder der niederländischen Meister, welche die geräumigen Zimmer der reichen Handelsherren zu schmücken hatten. In diesem Sinne könnte man wol heute die Bedeutung der naturalistischen Kunstwerke geringer einschätzen und die beseligende Schönheit auch der naturalistischen Kunstübung übersehen.

* * *

Aber wenn der Naturalismus heute in der unmittelbaren Gegenwart wirklich nicht mehr die ruhige, unbegrenzte, keinem Wechsel der Mode unterworfene Existenz niederländischer Bilder führen kann, so mag er doch auch in dem Strudel der abwechselnden Kunstprinzipien sowol durch das stille Beispiel seiner Kunstschöpfungen wie durch die lauten Prinzipien seiner Kunstübung ein so großes Dasein haben, daß von einem Ende desselben gar nicht gesprochen werden könnte. Es wird wol eine ewige Gültigkeit behalten, daß der Naturalismus zum mindestens die Basis, das fundamentum regnorum, jeder ernsthaften Kunstübung bleibt. Der Naturalismus hat den Zusammenhang mit den großen, unveräußerlichen Prinzipien der größten Dichtung. Er hat den Verzicht auf jegliche äußere Spannung wie nur eine Tragödie des Sophokles, und alles Zurechtgemachte wird für ihn unmöglich. Der Naturalismus hebt sogar den Dilettanten noch auf ein höheres Niveau. Treitschke sagte einmal in Bezug auf irgend einen unwürdigen Oranier in England, der Hohenzollernblut in seinen Adern hatte, daß ein Hohenzoller niemals ganz ohne Vorzüge sein könne. Dasselbe kann man von einem naturalistischen Kunstwerke behaupten. Der Naturalismus ist eine Art Versicherung gegen die Schwächen des Epigonentums. Er ist auch ein Element jedes großen Meisters, der über eine Epoche hinausragen soll. Ein großer Dichter kann nur erscheinen, wenn er einen voll entfalteten Naturalismus als das notwendige, selbstverständliche Fundament vorfindet. Erinnern wir uns an Ibsen. Seine Verehrer behaupten, daß er stets von allen äußeren literarischen Einflüssen unabhängig gewesen, und Georg Brandes hat erst kürzlich erzählt, daß Ibsen nicht einmal von Nietzsche etwas gekannt hätte, weil er überhaupt keine fremden Bücher läse. Aber vom Naturalismus mag er sicher etwas gehört haben, und ihm wird er wol nicht wenig von der großen, stahlblanken Macht seiner Gestaltungskraft verdanken. Der Münchener M. G. Conrad, der als einer der ersten den Zolaschen Naturalismus in Deutschland propagiert hat, erzählt von merkwürdigen Aeußerungen Ibsens aus den ersten achtziger Jahren, die ein ganz radikales Bekenntnis zum Naturalismus enthalten. Und an der „Hedda Gabler", die unmittelbar nach den ersten Versuchen der deutschen Naturalisten erschien, können wir sogar bei einiger Aufmerksamkeit vergnügt beobachten, wie selbst die extremen und wol kaum haltbaren Theorien des Holz-Schlafschen „konsequenten Realismus' nicht ohne Einfluß bei dem bereits auf dem Scheitel seines Schaffens stehenden Meister geblieben sind. Während er früher nur eine geradezu dürre Schlankheit der dramatischen Darstellung gekannt hatte, umfaßt jetzt die minutiöse Schilderung des Gesellschaftszimmers im ersten Akt beinahe eine ganze Seite, als wenn sie in der programmatischen „Familie Selicke" oder in „Vor Sonnenaufgang" stünde. Das Aeußere der Hedda Gabler wird mit der epischen Ausführlichkeit jener „konsequent realistischen" Versuche in 6 Zeilen geschildert, das der Frau Elvsted in 7 Zeilen. Die vulgäre Klassifikation, die Ibsen zu den „Naturalisten" rechnet, behält auch noch bei gründlicher Betrachtung recht. Oft genug ist auch der Zusammenhang nachzuweisen, in dem die kraftvolle, strotzende Fülle der Darstellung bei einem Meister zu der zurückliegenden Theorie oder Praxis des Naturalismus steht. In diesem Sinne könnte man gar wol sagen, daß es die Altarflamme der echten Höhenkunst hüten und bewahren heiße, wenn man die strengen, rohen, primitiven Prinzipien des Naturalismus und den tiefen Ewigkeitszug seiner reifen Schöpfungen niemals überwunden werden und in Vergessenheit geraten lasse.

Ein Frauenprofil.

Von **Sigurd Trier**.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Franz Philips**.

Da kam der Schlag und all meine Hoffnungen auf ein Leben in Liebe mit Dir sollten brechen. Und das traf mich, während meine Liebe zu Dir so stark und innerlich wie nur jemals war, ja stärker als früher, wie sie durch Sorge und Entbehrung geworden ist. Und was den Kampf so schwer für mich machen wird, ist, daß ich nicht aufhören kann Dich zu lieben und — das Schrecklichste von allem — nicht die Hoffnung

aufgeben kann, daß Du mich liebst. Wenn Du wüßtest, welche Summe von Leid und Täuschungen daraus folgt! Und diese Hoffnung, diese letzte Illusion kann nicht aus meinem Herzen gerissen werden, solange es schlägt. — Ich weiß, daß ich jedesmal, wenn ich den Postboten höre, glauben werde, daß es ein Brief von Dir sei, der mir sagt, daß Du es nicht so meintest. Ich werde glauben, daß Du mich auf der Straße suchst, hinter mir gehst, um das zu sagen, was mein krankes Herz zu hören jammert. Diese Hoffnung ist wie eine Krankheit, nagend, verfolgend, vor der ich keine Ruhe finden kann, wenn ich auch bis ans Ende der Welt reiste.

Und doch ist mir, als ob ich es nicht aushalten kann, hier zu sein; jedes Möbel in meinem Zimmer spricht von Dir, erinnert an Dich. Du sitzest in jedem Winkel und flüsterst mir zu: es war das letzte Mal, daß ich das tat, das letzte Mal, daß ich das sagte!

Nie mehr soll ich meine Arme sehnsuchtsvoll nach Dir ausstrecken können und zärtlich von Dir umfaßt werden. Du, der das Licht meiner Augen, der Abgott meines Herzens war! Nie habe ich jemanden geliebt wie Dich. Ich wünsche deshalb nichts ungeschehen, weder das, was mich die kurzen Stunden froh machte, noch das, was mich die langen Stunden verzweifeln ließ.

Valborg.

Dienstag.

Hakon! Ich muß Dich noch einmal aus tiefstem Herzen bitten und anflehen, Mitleid mit mir zu haben. Ich kann nicht hierüber hinweg kommen, wenn Du mir nicht eine helfende Hand reichen willst. Ein nagender Schmerz in meiner Brust saugt mir die Lebenskraft aus.

Um meiner Liebe willen, um all der vielen Tränen willen, die ich um Dich geweint habe, für all den Schmerz, den Du mir verursacht hast, erhör meine Bitte! Laß mich nicht gehen! Denke daran, daß es nicht drei Wochen her ist, als Du sagtest, Du liebtest mich „so innig“, und mich um den größten Beweis meiner Liebe batest!

Du wirst und Du mußt Dich zum erstenmal als ein Mann zeigen, der die Verantwortung für seine Handlungen übernimmt. Es gilt hier Deine und meine Zukunft und „Glück“!

Valborg.

Mittwoch.

Ich fasse es noch nicht, daß das Schreckliche geschehen ist, daß Du mir wirklich im Ernst gesagt hast, daß Du nicht mich, sondern eine andere liebst. Und daß Du eingestanden hast, daß Du mich eigentlich nie geliebt hast, sondern daß ich wie ein Spielzeug auf Deinen Weg geriet, das Du wie andere wißbegierige Kinder aufschließen mußtest, um zu untersuchen, was darinnen war, und welches Du darnach wieder fortwarfest, als sich Dir ein neues, vielleicht äußerlich schöneres, zeigte. Dann mußtest Du auch das untersuchen. Und wenn Du auch davon jede Falte kennst, sendet das Schicksal Dir vielleicht bereitwillig einen neuen kleinen schimmernden Gegenstand in den Weg, an dem Du das Experiment vornehmen kannst. Und was schadet das auch! Du fühlst und leidest ja nichts dadurch und das Spielzeug wol auch nicht, denn das hat wol keine Seele. So barmherzig ist die Vorsehung wol gewesen gegen etwas, das nur zum Zeitvertreib gebraucht werden kann! O nein, zuweilen wenigstens kann ein solches Stück Spielzeug — vielleicht durch einen Irrtum — einen kleinen Funken von Seele eingeweht bekommen haben und der soll dann gepeinigt werden! Das ist vielleicht das Amüsanteste an der ganzen Sache, ihn sich winden und krümmen zu sehen. — Mir ist meistens, als ob dieser Funke in mir wirklich tot sei; mein Körper lebt, aber meine Seele ist zermalmt, vernichtet. Ich kann nirgend mehr Leben finden, alles steht still auf dem Punkt; es gibt nichts zu streben, nichts zu wünschen, nichts zu hoffen, nichts, für das man leben könnte. Was ist all das, wonach wir streben? Nur Leere, Lüge und Verrat.

Ich hatte viele Jahre wie in einem Gefängnis gesessen und darauf gewartet, daß mein Befreier kommen und mich hinausführen solle in Licht, Schönheit und Freude, wohin meine Seele gehörte, wie ich fühlte und wo ich, wie ich wußte, ein anderer, besserer und edlerer Mensch werden würde als in Finsternis und Sorge und all die Möglichkeiten entfalten könnte, die in mir lagen; denn ich fühlte die Möglichkeiten in mir.

Und ich wartete und wartete und hoffte so sicher, daß meine Zeit kommen würde. Und viele, viele Male im Frühling, wenn die Sehnsucht nach Sonnenschein und Liebe mich am stärksten packte, klang ganz leise ein kleines Lied aus meiner Kindheit in mir: „Habe nur Geduld und was Du Schönes träumtest, sollst Du in Wahrheit schauen!“ Dann kamst Du und die Träume bekamen Leben. Ich glaubte, Du wärest mein Erretter, er, der mir das Glück schenken sollte, das allein die Last und den Fluch heben konnte, den ich immer auf mir gefühlt hatte. Du warst wol nicht der starke, mutige, unerschrockene Mann, den ich erträumt hatte, er, der um meinetwillen allem trotzen und mich auf seinen starken Armen hinaus in lichte Gegenden tragen würde. Aber Du warst so gut, so unendlich gut und liebenswürdig, glaubte ich, und Du warst ja doch stärker als ich — also mußtest Du es sein. Daß ich Deiner nicht würdig sei, fiel mir gar nicht ein. Du sagtest, Du liebtest mich, und das war mir alles. Daß ich, um mir Deine Liebe für immer zu sichern, Dir Versprechungen für die Zukunft abnehmen und äußere Garantie bei Eltern und Verwandten suchen müsse, fiel mir ebenfalls nicht ein. Ich glaubte, in den Worten: „Ich liebe Dich!“ lägen alle Versicherungen von „ewigem“ Glück, soweit ein Mensch das versprechen kann; das bedeuteten die Worte nämlich in meinem Munde. Wenn Du jetzt zu mir sagst: „Du bist ja dieselbe wie früher!“ dann blutet mein Herz vor Kummer. Früher, da fühlte ich mich wie eine Königin, die in sich selbst alle Herrlichkeiten der Welt besaß, deren ganzen Schatz zu gewinnen keine Tat, kein Opfer zu groß sein würde. Ich war so reich, so reich, daß ich glaubte, mein Reichtum könnte niemals aufhören, und deshalb gab ich das Größte ohne Opfer, ohne Tat von Deiner Seite. Ich gab und wurde noch reicher, schien mir, denn ich glaubte Deine Liebe zu besitzen! Aber jetzt! — Jetzt sehe ich, daß alles, was ich besaß als Weib und als Mensch und was ich Dir gegeben habe, nichts, gar nichts wert war.

Früher glaubte ich, daß ich vielleicht mit der Zeit einmal würdig sein könnte, den eigentlichen Beruf einer Frau auszufüllen; jetzt weiß ich, daß ich dazu ein für

allemal unwürdig bin. Früher war ich ein Mensch, der Fähigkeiten und Kräfte in sich fühlte, tüchtig und vernünftig zu werden; jetzt bin ich ein gebrochenes Weib, das hinaus geworfen ist mit der Aufschrift: „Sie taugte nicht!“ — —

Die größte Barmherzigkeit gegen mich wäre jetzt, mich in einen dunklen Keller einzumauern, in den nur ein ganz schwacher Lichtstrahl hineinfiele, genau so viel, um das Leben erhalten zu können. Dort würde ich dann sitzen, eine oder die andere Maschine, eine mechanische, stumpfsinnige Arbeit besorgen, die weder Gedanken, Empfindungen noch Fähigkeiten verlangt.

Dann würden die Jahre unveränderlich dahin gehen, bis die Maschine ganz still stände und es für immer dunkel in mir würde.

Dann hätte ich endlich Frieden gefunden.

Valborg.

Montag.

Hakon!

Ich hörte den ganzen Abend eine ergreifende und klagende Musik die Luft durchzittern. Ich weiß nicht, woher die kommt. Die durchschüttert Mark und Bein. Das sind alle Kindheitserinnerungen, die kommen und mich rufen und mir sagen, was ich hätte sein sollen und was ich bin. O, das ist nicht auszuhalten! Ich kann nicht, ich kann nicht! Sie rufen und rufen, alle Erinnerungen, sie wollen mir keine Ruhe lassen. Er kommt, der Friede, nicht wahr? und durch Dich, mein Freund! Freund, sagtest Du nicht, Du seist mein bester Freund? Ja und deshalb kommst Du selbst, mein Freund, eines Tages und holst mich, wenn ich genug gelitten und geweint habe für all das Böse, das ich getan! Und Du wirst dann mein bester und einziger Freund sein und ich Deine Freundin und Du wirst keine bessere haben. Denn mich wirst Du lieben. Es muß ein Tag kommen, an dem Du den Kern der Schale erkennen wirst und all das Aeußere, das uns trennte und in Deinen Augen eine Mauer war, das wird genau das sein, was es ist, nichts, gegen das eine, daß ich Dich liebe, Dich bis in den Tod liebe, so daß ich Dir alles, was ich besaß, geben konnte: meine Seele und mich selbst. Und Du wirst sehen, daß die äußeren Hindernisse, von denen Du sprachst, nichts waren gegen die Liebe, die Hingebung, welche ich Dir gab, das einzige, welches uns tröstet und uns über das große Unbegreifliche, das uns alle erwartet, hinweghilft: den Tod. Nur die Liebe soll und kann uns erretten, sowol im Leben wie im Tode! Ach, könnte ich auch Liebe für Ihn empfinden, der einzig uns von den Schrecken des Todes erlösen kann! —

Valborg.

Sonntag abend.

Hakon, mein Prinz!

In wachen Träumen habe ich Dich unaufhörlich vor mir gesehen! Ohne Unterbrechung hast Du mich mit ernsten Augen angestarrt. Und Du hast mir zugeflüstert: „Draußen im Wasserschloß, dort wohne ich. Dahin sollst Du zu mir kommen in Herrlichkeit und Freude. Komm heute nacht, wenn die Mitternachtsglocke läutet!“

Warst Du selbst bei mir oder war es nur ein Traumbild?

Meine Gedanken wirbeln herum wie in einem Hexentanz, ich v

Im Wasserschloß

(Unvollendeter, auf Valborgs Tisch gefundener Brief.)

Bücherschau.

Alfred von Wurmb: Im Wachen und Träumen. Gedichte. E. Pierson, Dresden 1902.

Ein Band schlichter und echter Gedichte. Keine literarischen Präparate, die aus verbrauchten, aber noch immer geschmeidigen Worten sich selbsttätig aufbauen, sondern ehrliche Empfindungen, die sich zu lyrischer Darstellung durchringen. Manchmal mit Mühe: man spürt es ab und zu in den längeren Gedichten, wie sich die Form spröde weigert und erst mit Anstrengung bemeistern läßt, aber man fühlt auch den Willen eines Dichters, den eigenes Erlebnis stärkt und härtet. Alfred von Wurmb ist keine Ausnahmenatur, wenn er sich auch gerne in Distanz zu den „andern“ stellt, und er ist keiner, der sich überhebt. Ein Mensch mit inniger Freude und liebevollem Verständnis für Schönheit in Kunst, Landschaft und Leben, eine sanfte, ein wenig melancholische Natur, die die Welt nicht meistert, aber sich von den anderen auch nicht bemeistern läßt. Ein Stiller, ein Sensitiver — ein Dichter, der die Schönheit in der klassischen Form der „sanften Bewegung“ liebt. Selbst seine „Vagantenlieder“ sind nicht frech, gläserklirrend, toll und übermütig, sondern gedämpft, beinahe traurig. So gewinnt man dieses Buch lieb, weil es der Einklang einer Persönlichkeit ist. Und man darf sich schon heute des nächsten freuen, denn der Drang nach Vertiefung ist unverkennbar bei diesem Dichter und seinen Versen.

Paul Stefan: Der Heimatsucher. Erlebtes und Erträumtes 1899—1902. Linz 1903. Oberöst. Verlagsanstalt.

Ein schmales Büchelchen mit innerlich sehr milden und herzlichen Versen und Worten, die sich aber ein wenig geängstigt ausnehmen nach den vielen graziösen Umrahmungen, Mottos und Prologen, welche wundersame Mysterien, dunkle Kämpfe „vom Krampf zur Seligkeit“, Erlösungen im Style Dehmels und Ekstasen Momberts gut präludieren könnten. Aber nur schlichte liebe Dinge, helle durchsichtige Verse, klar und solide wie schimmernder Krystall, lassen sich sehen und man wird ihrer froh; lebendige Farben tragen in diese sehnsüchtig leisen Lieder in Vers und Prosa ein paar sehr gelungene Uebersetzungen hinein; aus dem Ungarischen, aus Frankreich und Italien stammen die Originale, die sich hier glücklich wiederfinden. Leider klingt auch ein deutsches Original mit: Richard Schaukal und zwar der Poseur in Richard Schaukal, der die peinlichsten Dinge in den „Intérieurs eines Zwanzigjährigen“ geschrieben hat und nicht der feinsinnige Aesthet und Kulturmensch. Das scheint bei Paul Stefan Hinneigung und Gewohnheit an seine Brünner Heimat zu sein, ein Patriotismus, den er hoffentlich zu Gunsten seines schönen Talentes bald ablegt, um weiterhin sich selber näher zu kommen. z—g.

Verantwortlicher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hodizitr. 14. Magazin für Litteratur Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für

· · Litteratur · ·

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

· · · · · · Herausgeber: **Franz Philips** · · · · · ·

No. 9. ◈ 72. Jahrgang.
· 1903. 28. Februar. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Südwestdeutsche Rundschau.

Populäre Halbmonatsschrift für Litteratur, Kunst und Musik.

Herausgeber: Ernst Fischer,

Frankfurt a. M., Speicherstr. 4.

Die „Südwestdeutsche Rundschau“ bringt in jedem Heft eine Reihe von populär und fesselnd geschriebenen Aufsätzen über Kunst, Litteratur, Musik, ferner Gedichte, Novellen, Theater-Briefe, Kunst-Beilagen, Bücherbesprechungen und kleine Notizen. Eine industrielle Städterundschau mit Abbildungen macht einen Abschnitt des Inseratenteils aus. — Probenummern kostenlos.

Zeit

und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetste und gediegendsten politischen und sozialpolitische Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele.

Hilfe

ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte, Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— viertelj. bei allen Postanst. u. Buchh.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Neue Bahnen.

Halbmonatsschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Ottokar Stauf v. der March. WIEN VIII., Wickenburggasse 5.

Ein Blatt der freien Unabhängigen.

Inhalt: Litterarische Studien, sozialpolitische Artikel, kleine Novellen, Skizzen, Kunstberichte aus Wien, Berlin u. a., Bücherschau, satirische Zeitglossen, Gedichte u. a. Mitarbeiter: Berg, Bleibtreu, Conrad, Dahn, Ernst, delle Grazie, Henckell, Klob, Liliencron, Najmájer, Nordhausen, v. Oesteren, Panizza, Pröll, Rüttenauer, Schmid-Braunfels, M. R. Stern, Troll-Borostyani, Uellenberg, Wallpach, Weber-Lutkow, Wildberg, Wittich, Ziel u. a.

Preis: vierteljährig 3 Kr. = 3 Mk. = 4 Frcs.

In meinem Verlage erschien soeben:

Karin Michaelis: * * *

* * * Das Schicksal der Ulla Fangel.

Eine Geschichte von Jugend und Ehe.

Preis brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Dieses zweite Buch der Verfasserin wird ihren Ruhm voll und ganz befestigen und Karin Michaelis wird in Kürze zu den begehrtesten der führenden nordischen Schriftstellerinnen gehören, kennt sie doch wie keine zweite die zum Weibe reifende Mädchenseele, die sie in eigenartiger, feiner und doch durch und durch kraftvoller und starker Weise darzulegen versteht.

Axel Juncker Verlag.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zolas

weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart“.**

Erste und **einzige** Gesamtausgabe in **unverkürzter** und **tadelloser** deutscher Uebersetzung von Willibald König, Alfred Ruhemann und Armin Schwarz.

Inhalt:

I. Band. Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Exzellenz Eugène Rougon. VII Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Heerd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 1870/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch wertlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, Herzog Ernst v. Schwaben.

Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1.—8. Aufl. II, 264 S. 8°. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Der nicht unverdiente Untergang des jungen Herzogsohnes hat schon in der alten Volkssage entschuldigende Verklärung gefunden um der schönen Treue willen des Helden und seines hitzigen Freundes. Der Verfasser zog, um dies zur Geltung zu bringen, epische Behandlung des Gegenstandes der dramatischen vor.

Adolf Hausrath, Die Albigenserin.

Erzählung. II, 250 S. 8°. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Die Erzählung des Verfassers führt den Leser zurück in das dreizehnte Jahrhundert und gibt ein Bild des Klosterlebens, der Ketzerbewegung und der Motive der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist der Rheingau zwischen Worms, Mainz und der Bergstraße. Das Thema ist das des Ekkehardt: Selig ist der Mann, der die Prüfung erduldet.

M. E. delle Grazie, Gedichte.

Vierte sehr vermehrte Auflage mit einem Bildnisse. VII, 252 S. 8°. Geh. Mk. 4.—, geb. in Lwd. Mk. 5.—.

Eine vierte Auflage lyrischer Gedichte spricht für sich selbst. Ungewöhnliche Fülle neuer Themen, ein tiefes und fein differenziertes Empfinden, starkes Naturgefühl, Ergriffenheit von den großen Problemen der Zeit, berückender Schmelz einer melodischen Sprache kennzeichnen die bereits bekannten, wie die zahlreichen neuen Gedichte delle Grazies.

Liebe.

Von Emma Böhmer.

Sie geht mit zögernden Schritten. Vereinzelte Menschen, welche ihr begegnen, sehen sich noch einmal nach ihr um. Irgend etwas ist da, das an dem Mädchen auffällt und ihnen ans Herz greift. Ist es der Ausdruck in den Augen des tiefblassen Gesichtes oder das zage Vorwärtsschreiten, das wie ein um Hilfeflehen aussieht? Sie schütteln die Köpfe und gehen weiter. Was passiert heutzutage nicht in der Welt? Sehr Sonderbares und Geheimnisvolles, mit dem Verwundern ist es vorbei.

Die hochgradige innere Erregung treibt das Blut aus Margaretens Backen hinweg. Zuweilen preßt sie die Hände fest ineinander, wie um die Gewalt des Empfindens zu bannen, das in ihr ist. Und ihre Augen werden dunkler vor leidenschaftlicher Sehnsucht. Endlich steht sie vor dem Hause, das ihr Ziel gewesen ist. Als der Portier nach ihrem Klingeln sogleich öffnet, fängt ihr Herz an zu schlagen. Sie will in einer Stunde jahrelange Wunden heilen, sie will großes geben und empfangen — soll dieser Gang da nicht zugleich mit der Hoffnung Furcht in ihr wecken? Aber die alles zurückdrängende Sehnsucht treibt sie vorwärts. Sie steigt die teppichbelegte Treppe hinan.

Nun zieht sie die Glocke im ersten Stock.

Ihr Herz setzt vor Angst aus, als ihr mit einem Male der Gedanke kommt, Fritz möchte nicht zu Hause sein.

Das Hausmädchen, welches die Flurtür öffnet, sieht sie erstaunt an. Ein gewisses Zögern liegt in ihren Bewegungen.

„Kann ich Herrn Thomas sprechen?" fragt Margarete. Ihre Stimme bebt, sie tritt ganz in den Flur hinein und wischt sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Herr Thomas ist da", sagt das Mädchen langsam. „Soll ich Bescheid geben, oder wollen das gnädige Fräulein gleich hineingehen?"

„Lassen Sie nur. Ich gehe selbst."

Margarete weiß gar nicht mehr, was sie spricht. Ihr Herz schlägt jetzt so wild, daß ihr die Besinnung fast schwindet. Ihre Hand liegt schon auf dem Drücker von Fritz' Stubentür.

Dann steht sie in seinem Zimmer.

Er sitzt vor dem Schreibtisch am Fenster und hat den Kopf in die Hand gestützt. Es dämmert bereits.

Ach! wie sie ihn kennt! So ganz, so genau. Sein altes grüblerisches Wesen hält ihn gepackt.

Er leidet. Wie sie! Die gleiche Sehnsucht brennt in seinem Herzen. Sie tötet ihn, wie sie unter ihr stirbt . . . . .

Margaretens von Tränen verdunkelte Augen sehen nur noch, daß der Bruder sich umdreht und sein Blick starr vor Befremdung wird, dann ist sie bei ihm und hängt an seinem Halse, die Tränen stürzen ihr aus den Augen, ihr Körper bebt an dem seinen und ihre Hände falten sich zitternd in seinem Nacken.

Er hat sich unwillkürlich erhoben. Er sieht, wie ihr der Hut vom Kopfe gleitet und ihre goldbraunen Haare so nahe vor ihm sind, daß seine Lippen sie berühren müssen. Wortlos hält er das fassungslose Mädchen an seinem Herzen. Das Schluchzen, das aus ihr bricht, erschüttert ihn bis auf den Grund der Seele. Ihr Schmerz teilt sich ihm mit. Was sie so zu ihm getrieben, ist echt, ganz wahr. Das empfindet er tief. Ihre leidenschaftliche Hingabe macht ihn weich und milde gegen sie wie noch nie. Sanft streicht er einmal über ihren Scheitel hin.

In diesem Augenblick weicht aller Groll aus ihm, den er gegen sie hegte. Er ist ihr Bruder, der helfen will, und sie seine Schwester, die unglücklich ist.

Ist sie das nicht? Ist sie das nicht?

Ein verwandtes Gefühl regt sich in ihm, ein altes Weh rührt sich da und zerrt an ihm herum und frißt sich in ihn ein . . . .

Margarete hebt den Kopf und nimmt den seinen zwischen ihre beiden Hände.

„Fritz", flüstert sie . . „Ich mußte kommen und dir meine Liebe geben. Du mußt sie haben, du mußt, mußt Liebe haben!"

Mit einem unsagbar rührenden Ausdruck sieht sie ihm in das Gesicht und drängt sich inniger an ihn heran. Sie küßt seine Lippen, seine Hände und streicht ihm über das Haar.

„Liebe?" fragt er. Wie schwerfällig das Wort über seine Lippen kommt . . . . Ein seltsames, unbestimmbares Gefühl beschleicht ihn.

Was soll das alles? Was hat Margaret? Ist sie krank? Nein, nein. Ueber ihrem Wesen liegt ein berückender Zauber, der Einfluß auf ihn zu üben beginnt. Eine wunderbare Macht strahlt von ihr aus.

„Setze dich", sagt er freundlich. „Erzähle alles. Ich bin dein Bruder und helfe dir, wenn ich es kann. Was zwischen uns liegt, will ich vergessen, da du unglücklich bist."

Sie erblaßt unter seinen letzten Worten, er sieht es, aber sie schweigt.

Er setzt sich in den Schreibtischstuhl zurück und dreht ihn zu ihr herum. Sie bleibt vor ihm stehen. „Wie schmal sie geworden ist", denkt er mitleidig und betrachtet ihre feine kleine Gestalt, die doch so fest dasteht wie ein junges Eichbäumchen. Sie hat noch das alte Kindergesicht mit dem reinen Ausdruck und den sehnsüchtig flehenden Augen, die er so lieb gehabt hat — so lieb — — — —

Ein schmerzlicher Seufzer drängt sich ihm über die Lippen, seine Augen werden feucht.

Margaret hört diesen Seufzer, und die brennende Sehnsucht, die sie hierher getrieben hat, drängt heraus — mit aller Gewalt.

„Laß mich einmal frei zu dir sprechen, Fritz," sagt sie mit fliegendem Atem.

Sie stockt vor Bewegung und sieht ihn an. Er nickt und blickt gespannt auf sie hin.

Wieder zittert ein Etwas von ihr zu ihm herüber, das ihn packt und ergreift . . . .

Sie lehnt mit dem Rücken gegen den Sofatisch. Ihre grauen Augen sehen schwarz vor Erregung aus. Um ihren Mund zuckt es.

„Fritz“, sagt sie schlicht, aber er hört an dem Vibrieren der Stimme, wie das Leben in ihr geht — „ich liebe einen Mann, dem ich nie gehören darf. Er ist gebunden, seit sechs Jahren verheiratet. Wir kennen uns nun ein Jahr. Ich — ich habe versucht — ruhig zu werden. Die Verhältnisse liegen so, daß wir uns oft sehen. Es ist nicht anders möglich. Mein Beruf führt mich viel mit ihm zusammen. Ich mußte sonst von hier fortgehen. Aber jetzt faßte ich festen Fuß in dieser Stadt, komme vorwärts in meiner Musik — was sollte werden, wenn ich alles aufgeben würde — — es bräche doch alles in mir zusammen.“

Sie ringt die Hände ineinander. Zwei große Tränen rinnen über ihre Backen.

„Armes Kind,“ sagt Fritz leise. „Konntest du die Neigung nicht überwinden und ihn als Freund betrachten lernen?“

„Ich kann es nicht, kann es nicht lernen!“ sagt sie leidenschaftlich traurig . . . „Ob ich fern von ihm bin, ob er da ist, alles in mir drängt zu ihm hin. Du weißt es nicht, wie ich ihn liebe! Wie!“

Thomas sieht gebannt auf seine Schwester. Ihre Augen leuchten in einem herrlichen Licht, während die gebrochene Haltung des Körpers Zeugnis gibt von dem tödlichen Schmerz ihrer Seele. „So jung, so glühend und ohne Hoffnung“, denkt er, und ein Jammer faßt ihn um seine einzige Schwester.

„Und er?“ fragt er langsam und sieht sie groß an.

„Er?“ wiederholt sie mit zitternder Stimme. „Er hat mich lieb — ja, ja, ich glaube es.“

Sie preßt die Hände fest an die Schläfen und wird todesblaß.

„Er darf es mir ja nicht zeigen als verheirateter Mann. Er besitzt ein ausgeprägtes Pflichtgefühl und ein sehr zartes Gewissen. Aber manchmal — manchmal zittert von ihm zu mir unsagbar Liebes herüber, das mich nicht täuscht. Diese Qual — diese Qual — Fritz! Es stirbt etwas in mir, wenn nicht — — —“

„Was? Was?“

Thomas ist aufgestanden. Ihm ist es, als schwanke sie. Unwillkürlich streckt sich sein Arm nach ihr aus.

Sie ergreift seine beiden Hände und drängt sich in ihrem Jammer dicht an ihn heran

„Fritz“, flüstert sie mit von Tränen erstickter Stimme. „Nun ich weiß, was eine tiefe Liebe bedeutet, weiß ich auch, wie ein Mensch leiden muß, der sie zu finden hoffte und nicht fand, dessen Sehnsucht nie gestillt ward, der darum immer, immer Heimweh hat nach Liebe — nach Liebe!“

Sie streicht über sein blondes Haar und sieht ihm mit zärtlichem Blick in das gebräunte Gesicht und in die hellblauen Augen, die sie jetzt mit einem Blicke ansehen, der ihr verrät, daß sie sein Schmerzlichstes getroffen.

„Liebe“, haucht sie mit einer tiefen Innigkeit, aber so leise, daß er es kaum vernehmen würde, wenn seine Seele nicht auf jedes Wort von ihr horchte.

„Dir hat sie gefehlt, lange, lange schon. Ich habe es immer geahnt, jetzt weiß ich es. Siehst du, mein Leid brachte dich mir immer näher. Die gleiche Sehnsucht geht in uns beiden. Ich wußte mit einem Male, daß du Heimweh gehabt haben mußt an Klaras Seite — o wie lange, lange. Mit aller Gewalt trieb mich's zu dir gerade heute, als ich selber wieder so litt — Fritz, lieber Fritz, laß uns zusammen tragen und uns lieb haben — so lieb — Was liegt auch im Grunde zwischen uns? Nichts — hörst du! nichts!“ Sie spricht wie eine Flehende. Sie bricht in Tränen aus.

Ein Schluchzen sitzt in seiner Kehle.

Liebe — Liebe. Gott im Himmel! Sein ganzes Sein lechzt darnach. Er hat sie so nötig wie der Baum den Lebenssaft. Klara gibt sie ihm nicht. Sie hat den Liebesdrang nicht in der Seele und weiß darum nicht, was er an ihrer Seite entbehrt. Und Margaret — — —

In heißer Bewegung sieht er auf seine Schwester. Sie hat mit ihm gefühlt und um ihn geweint. Die alte Liebe zu ihm hat immer stärker gesprochen, nun sie selber empfindet, was es bedeutet, eine ungestillte Sehnsucht mit sich herumzutragen. Sie ist zu ihm gekommen, um ihm das alles ohne Rückhalt zu sagen, trotzdem er hart mit ihr gewesen ist und sich von ihr zurückgezogen hat.

Ein grimmiger Schmerz packt ihn an. Reue fühlt er und einen glühenden Wunsch, ihr Liebes zu tun.

„Gretelein“, sagt er weich. Der alte Kosename aus der Kinderzeit quillt ihm von selbst über die Lippen.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist. Es war sehr gut von dir. Wie töricht wir gewesen sind, uns zu entzweien. Was war's denn im Grunde? Klara versteht dich mal nicht. Ihr seid zu verschieden. Ich war zu schroff. Jetzt sehe ich's ein.“

Ein wundervolles Glücksgefühl teilt sich Margareten mit. Sie hat den Bruder wieder. Sie ist wieder seine Schwester, sein Gretelein.

Sie weiß, wer in all' diesen Jahren zwischen ihr und Fritz gestanden hat! Klara. Diese haßt die Künstlerin in ihr mit dem sensitiven Empfinden, dem tiefen Seelenleben. Sie wollte sie nach ihrem nüchternen, kalten Sinn modeln und über sie herrschen, und da es ihr nicht gelang, wendete sie sich gegen sie und verklagte sie bei dem Bruder. Sie stiftete Unfrieden und riß die Herzen auseinander. Und Fritz, der Mann ohne Menschenkenntnis und feinere Psychologie, glaubte seiner Frau. Er meinte, daß Margaret als die Jüngere annehmen müßte, und daß sie phantastische Ideen besäße. Er verstand sie selbst in manchen Dingen nicht. So entfremdete er sich der Schwester mehr und mehr und zog sich in sich selber zurück. Ihm wurde alles so gleich. Er bewunderte seine Frau in vielen Dingen. Sie besaß Energie und war eine vortreffliche Hausfrau. Was konnte sie am Ende dafür, wenn keine Wärme von ihr ausging? Als ihr Gatte mußte er sie nehmen, wie sie war. Was tat's, wenn seine Seele hungerte? Es war ihr ja längst zur Gewohnheit geworden.

Margaret denkt diesem allen noch einmal nach, als sie von neuen Glücksmöglichkeiten beseelt vor Fritz steht.

Welch' harter Zug sich ihm in das Gesicht gegraben hat! hart und verbittert! Alles Lebensfrohe, das er besessen, ist aus ihm fort. Und wie war er gewesen! Sonnig, sonnig und gut!

Sie drückt seine Hand fester.

„Fritz, lieber Fritz, unsere Liebe soll alles überbrücken, glaub' mir nur das! Klara wird mich niemals

lieb gewinnen. Ich bin ein anderer Mensch als sie. Aber du — — nicht wahr, Fritz, ich bin deine kleine Schwester, welche dir Liebe geben will und die sich nach der deinen sehnt — ach! solches Verlangen, wie sie darnach hat — — —“

Margarets Stimme zittert, ihre Augen füllen sich von neuem mit heißen Tränen. Ihr ist's, als könnte sie nicht von hier fortgehen, ohne daß Fritz sie an sein Herz genommen hätte, um sie nicht wieder zu lassen.

Und er nimmt sie an seine Brust. Er hält sie so fest umschlungen, daß sie kaum atmen kann. Sie fühlt, wie sein starker Körper erbebt vor der Gewalt einer Empfindung, die ihn ganz übermannt.

Eine selige Zuversicht füllt ihr Herz.

„Fritz“, sagt sie leise. „Mein alter, lieber Fritz!“

„Liebe“, raunt er ihr in das Ohr.

„Wir beide wissen darum, Gretelein. Wir halten es ja nicht aus, ohne sie leben zu sollen.“

Sie erwidert ihm nichts, sie vermag nicht zu sprechen. Durch ihre Seele geht unsagbares. Ein Strahl von Hoffen glimmt in ihr auf.

Gedichte.

Nacht ist es worden,
Und droben am Himmel
Schreitet dahin seine friedvollen Pfade
Milden Lächelns der freundliche Mond,
Lächelt uns allen, Menschenkindern,
Guten wie Sündern.

Bringt uns der Alte
Grüße von oben,
Ahnungsvoll lächelnd,
Daß einstens beschieden
Allen Versöhnung,
Allen der Frieden?

Robert Corwegh.

Wir zwei warn wie ein Wandrer und sein Stab,
wenn dein Weg beschwerlich, war ich dein Halt.
Wenn ich ermattet war, du stütztest mich.
Lag vor uns beiden sonnenhelle Bahn,
so faßten wir uns bei der Hand und liefen fröhlich.
O, unsre frohen Tage waren hold und strahlend!
Und unsre trüben auch nicht sonnenlos.
Wir waren wie ein Wandrer und sein Stab, wir zwei.

* * *

Das Wesen der Künste.

Von Dr. Walter Friedemann.

II.

Bei Ausstellungsgebäuden, die den Eindruck der Dauerhaftigkeit äußerlich hervorrufen, die aber tatsächlich aus leichtem Material gefügt sind, lassen wir die Täuschung gelten, da wir ja wissen, daß es nicht ernst gemeint ist. Wenn wir aber um dieselbe Täuschung bei einem Wohnhause nicht wüßten, so könnte uns die plötzliche Kenntnis die Freude stark beeinträchtigen; wir würden begreifen, daß die äußere Form eine Lüge sei. So muß das Material gleichfalls zweckmäßig gewählt sein.

Der Wichtigkeit des Zweckes wird auch das Maß der Schönheit entsprechen. Eine Kaserne wird naturgemäß nicht so schön sein wie ein Dom. Es tritt nämlich bei solchen Gebäuden das Unzweckmäßige für das Einzelindividuum meistens beängstigend zu Tage. Wir fühlen uns frei und zufrieden, wenn wir viel Raum, Licht und Luft zur Verfügung haben. Daher kann eine Kaserne, die ihrem Zweck noch so gut entspricht, nie den freien, erlösenden Eindruck hervorrufen wie eine Villa, deren Zweckmäßigkeit für das Einzelindividuum sichtbar ist. Denn an einem Gebäude zeigt sich der Egoismus des einzelnen: er denkt mehr an sein Wolbehagen als an die Zweckmäßigkeit für die Gesamtheit.

Die wesentlichsten Bedürfnisse für unser Wolbefinden sind Luft, Licht und Wärme, ihnen mußte sich der Bau je nach der Himmelsgegend anpassen und demgemäß machte der des Südländers einen freieren, d. h. luftigeren Eindruck als der des Nordländers. Das Licht konnte bei letzterem nur durch enge Fenster fallen, da dicke Mauern die Wärme zusammenhalten mußten. Der Grieche aber schuf den luftigen Tempel mit seinen Säulenreihen, um die das goldene Licht fluten konnte. Der Zweck der Säule ist eben, eine Last statt auf eine Fläche auf einzelne Punkte zu verteilen, eben um Licht und Luft zu schaffen. Das aber ist so zu tun, daß auch äußerlich der Eindruck der Sicherheit erweckt wird. Vielleicht ist auch die Säule die Nachfolgerin des natürlichen Stützpunktes, der Baumstämme. Daher durfte auch das Dach flach sein, denn die Mauern waren keine glatten Wände, die Säulen standen an ihrer Stelle oder davor. Das war anders bei der nordischen Kirche mit ihren starren Mauern, hier hätte ein flaches Dach den Eindruck des drückenden Kastens vervollständigt. So entsteht die gotische Wölbung im Innern, äußerlich der Giebel, man versucht durch sie den freieren Eindruck zu erzielen. Auch ist zu bedenken, daß die Kirche großen Massen ein stundenlanges Verweilen ermöglichen sollte. Im Süden spielte sich der Gottesdienst mehr im Freien, im Norden im Haus ab.

Die Luft ist ein wesentliches Moment, auf das auch äußerlich Rücksicht zu nehmen ist, denn alle Vorteile der Bauweise müssen möglichst auch äußerlich zu erkennen sein. Große Fenster in massigen Fassaden mildern das Beängstigende, es ist daher ein Fehler, dem man in Deutschland oft begegnet, wenn der Zweck der Fenster durch unnütz breite und in auffälligen Farben bemalte Fensterkreuze illusorisch gemacht scheint. Die Täuschung, die das Glas hervorruft, wird dadurch wieder aufgehoben, ein Beispiel ist das Reichstagsgebäude mit seinen entstellenden gelben Kreuzen.

Um den schönen Eindruck zu heben, muß der Bau

leicht zu übersehen sein, das wird durch die Lage und das Licht begünstigt. Je nach der Umgebung ist die Farbe zu wählen. Im allgemeinen ist natürlich eine helle oder ganz weiße Farbe am schönsten. Weiß strahlt das gesamte Licht zurück, und so wird der Bau zur Leuchte. Rotes Licht reizt den Sinn wenig, und daher erscheint durch die rote Farbe das Ganze düster und langweilig, wie das rote Schloß in Berlin. Glücklicherweise verschwinden die geschmacklosen Ziegelrohbauten immer mehr aus dem Straßenbilde.

Aus welchen Gründen entstand nun der Turm? So sehr gerade er zur Verschönerung in seinen mannigfaltigen Formen Verwendung fand, ist er der beredteste Zeuge für die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit. Der erste Turm, von dem wir lesen, ist der Turm zu Babel. Er wird zu dem Zwecke gebaut, daß man ihn auf der ganzen Erde sehen kann und so einen Wegweiser hat. Der Turm, d. h. ein Bau, der nur Höhe haben soll, dient daher auch, um weite Gegenden zu übersehen, z. B. zur Feuerwacht.

Dann aber tritt auch ein ganz anderer Grund hinzu, er wird nämlich Gebäuden angefügt, deren Wichtigkeit dadurch fortwährend den Menschen ad oculus demonstriert werden soll, daß sie dieselben nicht aus den Augen verlieren. Bei allen Handlungen soll man stets die Religion vor Augen haben und so gibt man der Kirche den hohen Turm bei. Dadurch ist das Verhältnis seiner Höhe zum Kirchendach bestimmt. Ist letzteres zu hoch, nur wenig von dem Turm überragt, so erscheint er unnütz, daher lächerlich, ist es umgekehrt, so erscheint er gegen den kleinen Bau von übertriebener Wichtigkeit. Daß man ihn spitz zulaufen läßt, hat mit der Schönheit nichts direkt zu tun, in Münster auf der Ueberwasserkirche fehlt z. B. dieser Aufsatz, der Turm erfüllt aber seinen Zweck und der Eindruck ist ein guter. Wo aber nur die kleine Last des Kreuzes zu tragen ist, verschwindet die Masse und die Spitze tritt in ihr Recht. Da der Turm oft zugleich zum Glockenläuten benutzt wird, so ist seine Form durch die Sorge um die Tonausbreitung bestimmt. Wo aber die Glocken fehlen, tritt statt der eckigen Form die symmetrische und deshalb schönere der Kuppel ein. Diese Form ist daher bei Juden und Mauren, die keine Glocken kennen, bevorzugt. Wo die christliche Kirche diese Form als die schönere übernahm, stellte sie häufig besondere Glockentürme auf, wie den Campanile neben der Markuskirche in Venedig.

Wo zwecklos Türmchen an Häusern angebracht sind, erscheinen sie nur als kindliche Spielerei, wie auch das Kind im Spiel Erwachsenen nachzuahmen sucht.

Nun gibt es aber Bauwerke, deren Dasein eine so beredte Sprache führt, daß wir zu dem Gefundenen noch einen neuen Begriff hinzuziehen müssen. Es sind die Kolossalbauten! Diese übermitteln uns das Gefühl „des Erhabenen". Das besteht darin, daß uns deutlich gemacht wird, wie unendlich klein gegen das Weltall wir selbst sind. Weil wir die Ausdehnung des Weltenraums nicht zu erfassen vermögen, da Merkpunkte fehlen, so ist der riesige Raum der Kirche oft wie der direkte Abglanz der Idee des unendlichen Raumes. Zur Bekräftigung dieses Phantasiegebildes trägt die Decke häufig gemalte Sterne in blaudunklem Felde. Hier ist also der Zweck, großen Menschenmassen zum Aufenthalt zu dienen, künstlerisch verwertet. Nachbildungen solcher gewaltiger Massen und Räume im kleinen müssen naturgemäß wirkungslos bleiben, denn das überwältigende Gefühl der eigenen Nichtigkeit geht eben dabei gerade verloren.

Zum Schluß sei hingewiesen auf die Verwandtschaft mit der Musik, die oft hervorgehoben wurde. Ich führe sie auf die Symmetrie zurück, wie später gezeigt werden soll.

So haben wir gesehen, wie die schöne Baukunst ein Wiederschein der Natur ist. Aber wir sehen auch, daß sie sich nicht frei nur um ihrer selbst willen entfalten kann, da ihr Grundprinzip, die Zweckmäßigkeit, auch ihr Hemmnis ist, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Wenden wir uns nun zu den anderen Künsten, die keinen Zweck verfolgen, als den des reinen Erkennens.

Das tut nun die Skulptur, aber auch sie braucht zu ihrer Verkündigung die zähe, widerstrebende Materie, und dadurch ist ihr Gebiet von vornherein in enge Grenzen gebannt. Sie kann das Uebersinnliche zwar nur auf dem Umwege des Sinnlichen darstellen, aber sie gibt die Formen wieder und regt dabei die Phantasie an, die Farbe und das pulsierende Leben hinzuzubringen. Und weil diese Kunst Selbstzweck ist, so konterfeit sie nicht nur ab, sondern sie idealisiert zugleich und erfüllt somit die Forderungen an Kunst in hohem Maße. Ihr würdigstes Objekt ist aus oben angeführten Gründen der Mensch. Daher steht sie hoch über der Baukunst, die nur die Schaffensweise der Natur ziemlich plump zum Ausdruck bringt. Der Mensch aber ist uns, wie wir sehen, das Wesen, das uns die Erkenntnis am meisten erleichtert, weil es uns ja am nächsten, daher am verständlichsten ist, und obgleich betrachtendes Subjekt, ist er betrachtet zugleich Objekt. Je mehr er sich nun selbst objektiviert, also von einem Menschen der Idee des Menschen genähert hat, desto mehr ist er Gegenstand der Darstellung. Ihre Voraussetzung ist, daß inneres Wesen mit der äußeren Erscheinung Schritt hält. Ihr Ziel ist, das Aristokratische im Menschengeschlechte, die ausgebildetste Form seit Beginn seiner Entwickelung und darüber hinaus, ein noch anzustrebendes Ideal, zu schaffen. Körper, welche die schöne Hülle für den Geist sind, der schon über die kleinlichen menschlichen Triebe erhaben ist, d. h. den Helden oder Gott sich zu erschaffen, in Gestalt zu bringen, wie ihn die Menschen geahnt, war das Streben der Alten. Durch den schönen Leib sollte die schöne Seele sich offenbaren. Schiller sagt: „In einem schönen Leib wohnt eine schönere Seele". Dann werden auch Gruppen gestellt, in denen das Heldenhafte durch einen Vorgang deutlich gemacht wird, doch ist das selten, weil es in beschränkte Grenzen gedrängt ist. Oft wirkt auch nur das riesig Körperhafte wie im Herkules. Man muß zugeben, daß solche Statuen, auch wenn sie antik sind, einen geringen geistigen Gehalt aufweisen. Ein Apollo von Belvedere dagegen ist körperlich der Ausdruck höchsten Menschenadels, das heißt eines objektiv gewordenen Menschen. Nicht der plumpe Athlet, dessen wichtigster Teil Körper mit seinen notwendigen Bedürfnissen ist, kann sich der Idee des Menschen nähern; das ist vielmehr der Mensch, dessen Glieder zwar ausreichend kräftig und zweckmäßig ausgebildet sind, aber über dessen edeler Stirn der Körper übersehen wird. Bei Herkules glauben wir, der Kopf sei nur da, um für den Leib zu denken und zu sorgen. Der Apoll läßt erkennen, daß die Glieder die Diener des Hauptes sind. Da das Wesen des Menschen dem Erkennen nahe gebracht werden soll, so sind auch seine innersten Ge-

fühlsregungen darzustellen; das tut in hohem Grade die berühmte Laokoongruppe. Sie stellt den Menschen in dem Augenblick dar, der keinem erspart bleibt, und da doch offenbar Glieder eines hochherzigen Geschlechts vor uns stehen, so ist schon aus diesen Gründen der Ansicht beizupflichten, daß Laokoon nicht schreit, sein Gesicht den Schmerz nur verrät. Er hängt am Leben, er wehrt sich verzweifelt gegen den Tod. Das echteste menschliche Gefühl! Wer aber so am Leben hängt, ist auch mit seinen Wünschen noch sehr in dem befangen, was es zu bieten vermag, daher sind auch seine Glieder sehr kräftig, wie die eines Menschen, der sie im Kampfe des Lebens, in der Sorge um die Selbsterhaltung ausgebildet hat.

Menschliche Gefühle aber direkt zu personifizieren, ist verfehlt. Ich komme bei der Allegorie ausführlicher darauf zu sprechen. Aus dem Obigen ersieht man, daß es dringend nötig ist, nackte Menschen zu schaffen, und nur Unverstand und ein Empfinden, dem alles unrein ist, kann daran Anstoß nehmen. Der Künstler soll nicht zum Schneider herabgedrückt werden. Ist es nun nie in Uebereinstimmung mit der Forderung, die Idee des Menschen am Beispiel zur Erkenntnis zu bringen, daß bekleidete Personen dargestellt werden? Ein Nachteil wird dabei jedenfalls immer bestehen: Die nackte Gestalt regt die Phantasie an, daß sie ihr Farbe verleiht und zwar so, daß wenn man sie lange intensiv anstarrt, sie sogar Leben zu bekommen scheint, so daß man schließlich freie Bewegungen erwartet. Das Kleid zerstört diese Phantasie immer, denn in weißen Marmorkleidern gehen Menschen nie, Farbe kann man nicht dazu dichten, und die größte moderne Technik täuscht nicht darüber hinweg, daß Marmor das Objekt der Betrachtung ist. Selbst die Pauline Borghese von Canova verliert durch die untergelegten Kissen, so meisterhaft die Eindrücke und Falten nachgeahmt sind, und hier ist doch die Farbe nur wenig im Wege. (Bei Bronzen ist dieser Nachteil geringer wegen der Eigenart des Materials.) Ist aber die Statue nur da, um den Kopf ganz allein hervortreten zu lassen, so kann ein einfaches Gewand, geschickt angelegt, seine Wirkung haben. Ein solches Mittel ist der „Büste" stets anzuziehen, ich kann mich bei diesen niemals des Eindrucks erwehren, das Haupt eines Geköpften zu sehen. Bei Heiligen muß gleichfalls ein solches Gewand zur Verwendung kommen, aber diese werden überhaupt besser gemalt, wie unten gezeigt wird. Das Mittel, die Formen durch Kleider „ahnen" zu lassen, ist ein schlüpfriges. Es geht direkt auf Sinnenreiz aus, der aber gerade zu verwerfen ist, da man dann nie objektiv, selbstvergessen, sondern sehr subjektiv wird.

Andere Zeiten — andere Sitten; die modernen Menschen gehen nicht in einfachen Gewändern, sondern in Kleidern, deren Darstellung der Phantasie den größten Abbruch tun muß und doch haben sie auch ein Anrecht auf Darstellung. Wie ist dem zu begegnen? Wir müssen hier entschieden eine strenge Teilung machen zwischen den Bildwerken, die nur eine möglichst dauerhafte Photographie von Generälen oder Fürsten sein sollen und deshalb in Stein oder Erz ausgeführt werden. Sie kommen als Kunstwerk nicht in Frage — und zwischen solchen, in denen das Wesen einer Zeitepoche zusammengedrängt erscheint. Letztere sind in jedem Kleid ein Beitrag zur Kenntnis des Menschengeschlechts, gleichviel ob es der Fischer ist, der ein Mädchen errettet, oder der Fürst, der seiner Zeit den Stempel aufdrückte. Denn hier wird der Phantasie etwas geboten, was über das notwendig Starre des Gewandes hinweghilft.

Das Umfassendste, was auf dem Gebiete der Denkmalkunst existiert, ist wol die Reihe der Markgrafen von Brandenburg in der Berliner Siegesallee. Wenn diese einzelnen Gruppen nur der Tendenz dienten, dem Volk zu zeigen: „Seht, das sind die Männer, die euch zur Größe führten", und die Ergänzung des Gedankens sollte sein, „darum bleibt treu dem Herrscherhause", so würden sie nur geringen Wert besitzen, denn das Tendenziöse ist der objektiven Kunst naturgemäß feindlich. Sie bleiben nur bekleidete Männerfiguren. Nun ist aber hier vielmehr erreicht. Mag man über einzelne Gruppen denken, wie man will, hier ist die Gesamtheit ins Auge zu fassen, denn ihre Gesamtheit war der künstlerische Gedanke.

Nach Möglichkeit ist außerdem jeder Figur das Charakteristikum des Zeitalters gegeben, die Epoche in ihr charakterisiert worden, und so ist das Ganze ein Wiederaufrollen der Geschichte eines Volkes geworden. Der Wandel der Zeit und dazu der eigene Wandel stehen da in großen, steinernen Buchstaben. Stellt nun aber ein Denkmal uninteressante Menschen hin oder Fürsten, die ihrer Zeit den Stempel nicht aufzudrücken vermochten, oder kann der Bildhauer, wenn sie es taten, es nicht zum Ausdruck bringen, so wird die Phantasie nicht angeregt. Wir sehen dann ein wenig markantes Mitglied der menschlichen Art und statt des Kunstwerks nur die Puppe. Das Denkmal des alten Fritz ist das klassische Beispiel des Kunstwerkes. Hier ist die markante Persönlichkeit von der ausreichenden Kraft Rauchs hingestellt. Das gleiche gilt für das Kaiserdenkmal in Koblenz, für das schon der historische Boden ein wichtiger Hilfsfaktor wurde. Dagegen erscheint der Reiter auf dem Lustgarten in Berlin oder das Kaiserdenkmal in Mannheim steif, langweilig und unkünstlerisch.

Das Bestreben, ideale Menschen darzustellen, hat ferner zu einer Forderung Michel Angelos geführt, die nun ohne weiteres verständlich wird. Es ist die, große Gestalten zu schaffen, und ihr Grund ist derselbe, den ich für die Erhabenheit der Kolossalbauten anführte.

Nun wurde gefordert, daß die Kunst die Phantasie anregen solle und hieraus erklärt es sich, daß man in der Plastik die Farbe verschmäht. Durch sie würde nämlich das gerade Gegenteil erreicht werden, die Lebendigkeit würde nämlich nicht stärker, sondern geringer werden. Man muß nicht alles sagen, man muß auch etwas zum Denken übrig lassen. Lessing weist mit Recht darauf hin, daß Homer die Helene nicht geschildert hat, sondern nur aus den Wirkungen die Schönheit ahnen läßt. Von Hero und Leander wird gesagt:

„Hero, schön wie Hebe blühend,
Er durch die Gebirge ziehend —"

und man ergänzt sich selbst das Nötige nun besser, als wenn sie beschrieben würden, denn die Phantasie ist in die rechte Bahn gelenkt!

Dasselbe trifft nun auch für die Plastik zu, die Phantasie soll ergänzen, was der Steinfigur zur lebenswarmen Erscheinung abgeht. Wird nun Farbe aufgetragen, dann wird der Phantasie Zwang angetan und zwar nach einer falschen Richtung hin. Denn das Anmalen ist nie in der Weise möglich, daß es der Natur gleich kommt, das Falsche müßte unbedingt hervortreten, denn der Glanz der Haut der lebenden Ge-

schöpfe ist schon deswegen gar nicht erreichbar, weil ja die Farbe auf eine andere Materie aufgelegt wird. Die koloristische Abtönung wird infolge der dadurch veränderten Bedingungen der Lichtbrechung und daher gleichfalls veränderten Lokaltöne der Schatten falsche Wirkungen erregen. Daher ist es ein vergebliches Bemühen, Lebenswahrheit durch Bemalen zu erlangen, wol aber ist das vielfach geübte Abtönen zweckvoll, da es die Phantasie nicht in falsche Bahnen lenkt, sondern begünstigt.

Wir sahen, wie die Plastik gegen die schöne Baukunst einen großen Fortschritt bedeutet, aber wie schon gesagt, ist sie durch die Materie sehr gebunden. Sie kann die Körper zeigen, sie aber in Tätigkeit zu versetzen, ist ihr sehr erschwert. Auf Milieu muß sie gleichfalls verzichten, aber gerade dieses macht einen Menschen oft erst verständlich. Leichter hat es hierin die Malerei, welche die Beziehungen zur Außenwelt besser darzustellen vermag, als die Bildhauerei. Indessen ist sie der Art nach ihr nahe verwandt. Einer ihrer wesentlichsten Teile wählt sich seine Süjets gleichfalls unter den Menschen, verfolgt dabei die gleichen Tendenzen und verzichtet dabei gleichfalls auf eine völlig getreue Wiedergabe, sondern läßt sich von dem Schein und der Phantasie zu Hilfe kommen. Aber während diese bei der Plastik die Farben ergänzen mußte, ergänzt sie hier die Formen, nur der Schein wird durch die Perspektive erreicht. Daher unterliegt sie nicht der Forderung, große Formen herzustellen, denn nicht die Fläche selbst, sondern ihr Schein ist es, der hier gezeigt wird, und das ist auch im kleinen Rahmen möglich. Da sie nicht die Dinge selbst, sondern nur, wie gesagt, den Schein derselben, die sie auf das Auge üben, gibt, so kann sie ganze Wälder, Berge, Flüsse, kurz die ganze Landschaft, soweit sie zugleich auf das Auge wirkt, festhalten. Dadurch ist nun der Wirkungskreis der Malerei bedeutend erweitert.

So entsteht aus dem natürlichsten Bedürfnis, die Welt so abzukonterfeien, wie wir sie sehen, die Landschaftsmalerei. Sie bringt das Beseligende zum Ausdruck, das uns ergreift, wenn wir die Ruhe wahrnehmen, die entsteht, sobald die Wünsche des Menschen fehlen. Das nennen wir, uns in die Natur versenken, das bedeutet selbstvergessen, objektiv werden. Denn wir erkennen, wie groß und schön die Welt ist, und dadurch werden die Affekte, die aus dem Kleinlichen entspringen, getötet. So kann auch nur derjenige Freude an der Natur selbst empfinden, der mit ihr eins zu werden vermag, also in der Erkenntnis vorgedrungen ist. Mit Recht empfahl G. v. Gizycki daher einsame Spaziergänge. Die Befangenen bedenken nur, wieviel der Wald wert sein möge, oder die Wasserkraft, oder ob eine schöne Stelle nicht für ein Aktienhotel geeignet sei. Landschaftsmalerei und Lyrik sind nun sicherlich verwandt, und es sei schon hier über letztere einiges gesagt. Das wonnige Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir von den persönlichen kleinen Trieben frei werden, läßt sich auch in Worte kleiden. Ist das Subjekt nun so weit entwickelt, daß es sich von der Beschränkung der Materie freizumachen weiß, abstraktes Denken, d. h. geniales Empfinden bekam, legt es dieses sein Ich in die Welt, so entsteht das allgemein interessante Gedicht. Die subjektive Auffassung der Natur ist die Lyrik. Ihre Güte ist also von der Objektivierungsfähigkeit des Beschauers abhängig. Legt deshalb jemand verwerfliche und pygmäenhafte Gefühle des eignen „Ich" in die Natur, so entsteht die schlechte Lyrik der Dichterlinge. Dazu kommt dann noch die bekannte Sucht zu schildern d. h. das Aufzählen der Dinge — und das Schundgedicht ist fertig. Auf eine nahe Verwandte sei hier hingewiesen, die Romanze. Man kann schon ahnen, daß sie der Tummelplatz der schlechten und sentimentalen Dichter ist.

Doch zurück zur Zeichnung des Menschen.

Das allzu ängstliche Abkonterfeien, die photographische Aehnlichkeit, ist auch hier zu verwerfen. Das für den Speisesaal eines reichen Banausen bestellte Porträt soll „Aehnlichkeit" haben, aber auch nichts weiter. Diese aber allein ist unkünstlerisch, wie wir sahen, denn es soll jedes Bild idealisiert werden (was auch Winkelmann fordert), damit es ein Beispiel ist, wie e i n Mensch der Idee d e s Menschen nahe kommen kann. Natürlich muß hier die höchste Vorsicht walten, denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es nur ein Schritt. Man stelle sich einen recht unbedeutenden Menschen in aufgestelzter Pose vor, und es tritt die Verbindung heterogener Teile ein, das aber ist der Witz. Der lächerliche Mensch in erhabener Lage, in lächerlicher Lage oder Stellung der erhabene Mensch, das ist die Karrikatur. Markante Züge, nur um weniges übertrieben, können die Besitzer der Lächerlichkeit anheim stellen. Kennt man das Urbild nicht, sieht man nur z. B. einen Menschen mit langer Nase, so ist keine Verbindung, kein Vergleich möglich, die Komik bleibt aus. Wenn wir aber die Merkmale des Gesichtes eines Bekannten oder eines bekannten Typus nur um weniges übertrieben finden, so tritt die Wirkung ein. Wie mag der Theaterpöbel gejohlt haben, wenn Falstaff als König Heinrich den Prinzen Heinz als seinen Sohn durch „ein gewisses albernes Hängen der Unterlippe" erkennen wollte.

Allzu getreues Nachbilden, d. i. Gedankenlosigkeit. Es muß demnach nur ein interessantes Objekt gemalt werden. Was darunter zu verstehen ist, wissen wir jetzt. Die Porträtmalerei auf Bestellung kann sich aber nicht das künstlerische Objekt wählen. Daher wird die Arbeit oft ähnlich, aber doch kein rechtes Kunstwerk. Auch aus kleinen Zügen ist der Mensch zu erkennen, aber sie müssen markant sein. Auch das Kleinste kann interessieren, nur muß es weiten Ausblick gestatten. Dies ins Kleine gehen ist bei den Holländern ausgebildet worden und führte oft zu denselben Mißgriffen, zu denen sich auch heute wieder viele verleiten lassen. Sie wollen das „Leben" belauschen und so steigen sie in Schmutzszenen hinunter, denen das Markante aber ganz abgeht. Oder man verlor den Zweck ganz aus den Augen und kam endlich bei Geschmacklosigkeiten an, wie das „Manneken-Piß". Rein leibliche Bedürfnisse interessieren aber naturgemäß nicht.

Auch ist hier die unverständige Art der Spanier zu erwähnen, die den Wert eines Bildes im feinen Ausziehen jedes Härchens suchen, während der echte Künstler technische Kunststücke gerade vermeiden wird. Man kann wol sagen, daß, wer sie nicht vermeidet, sich sogleich als Unkünstler zu erkennen gibt.

Das Erkennen des Menschen soll erleichtert, nicht erschwert werden und seine Begierden sollen wenigstens unverhüllt gezeigt werden. Aber wenn die Triebe nur eben Begierden und leibliche Bedürfnisse sind, treten sie am naivsten beim Tier auf, und weil naiv, sind sie hier oft rührend, wo sie beim Menschen nur gemein sind. Auch sind die Motive selten so unverkennbar,

daß die Erkenntnis des Menschen durch diese Darstellungen statt erleichtert oft erschwert wird.

Die Tiermalerei hat nun, wie wir sehen, eine große Verwandtschaft zum Porträt. Wir finden uns selbst darin wieder. Ein Künstler sieht am Tier Linien, die ihn anreizen, es darzustellen. Wessen Ausdruck sind aber die Linien? Einer markanten Eigenart, die das Wesen des Tieres ausmacht, und das Markanteste wird am meisten zur Darstellung anfeuern. So zeigt der Löwe vielleicht die Formen, die ihn am meisten in den Stand setzen, der Freßsucht, dem Selbsterhaltungstrieb souveräne Bedeutung zu geben. Die Aehnlichkeit mit Tieren kann uns geradezu erschrecken, wenn wir uns selbst in ihnen wiederfinden.

Auch die Skulptur hat sich dieses Gebiets bemächtigt und berühmte Werke gezeitigt. Aber sie kann den Tieren nicht das zum Verständnis wünschenswerte Milieu geben. Darum würde die Art des Tiers weniger verständlich werden, als in der Malerei, wenn es nicht gelänge, durch Lebendigkeit und durch Haltung der Anschaulichkeit zu genügen.

Es wird leicht sein, wenn man dem bisherigen Gedankengange folgt, sich jedesmal ein Urteil zu bilden, ob das von manchen so beliebte Genre oder ein Stillleben, wie unwichtig auch das Sujet sein mag, nicht doch als Kunstwerk anzusehen sei. Als Hauptbedingung gilt aber stets, daß ein Bildwerk nie die Sinnlichkeit erregen darf, welcher Art auch immer es sei, da es sich dann an Eigenschaften wendet, deren Bekämpfung gerade seine Aufgabe ist. Auch Stilleben dieser Art sind schlecht und es ist kein Kompliment für Appelles, daß er Früchte so malte, daß die Vögel sie anpickten. Es ist daher am Platze, gewisse Erscheinungen zu besprechen, die sich aus dieser Forderung folgern lassen. Es war nämlich gesagt worden, daß sowol die Plastik wie die Malerei als erstes Ziel die Erkenntnis des Menschenideals sei. Die Griechen haben das Ideal, wie sie es erkannten, dargestellt, dasselbe taten die Künstler der christlichen Periode. Aber warum sind die Götter der Griechen in ihrer vollen Erscheinung dargestellt, d. h. durch die Plastik, die Heiligen, Christus und die Jungfrau Maria gemalt? Warum gibt es so wenige oder gar keine bedeutenden Marmorbilder der Maria (die Pieta ist ja eigentlich anders zu betrachten) und warum ist sie so oft gemalt worden? Warum ist andererseits Moses so selten ein Vorwurf für den Maler gewesen, wurde aber das bedeutendste Zeugnis der künstlerischen Kraft als Steinbild?

Die dramatische Kunst hat sich zwar nie mit der Darstellung biblischer Personen beschäftigt, da es verfehlt ist, solche auf die Bühne zu bringen, denn sie müssen lebenswahr geschildert werden. Sehen wir sie nämlich makellos vor uns, so sind sie als dramatische Helden ohne Interesse, treten sie uns aber menschlich nahe — und das geschieht durch Verschulden — so fehlt gerade das, was ihren Zauber ausmacht, das Uebersinnliche, das in ihrem Wesen wirksam war. Daher sind die Propheten und Christus nie von wahren Künstlern dramatisiert worden. (Wenn ich „biblisch" sage, so sind damit natürlich nicht alle Personen gemeint, die in der Bibel erwähnt werden, sondern nur solche, deren Wesen gleichsam das inkarnierte Göttliche war, also alle Propheten.) Also alle, die von je den Stempel des Göttlichen trugen. Solche, die sich aber erst aus der Schwachheit durchringen mußten, wie Saulus, der ein Paulus ward, sind gerade zur dramatischen Darstellung geeignet, wie keine anderen. Esther ist ein wahres Weib, Judas Makkabeus ein Nationalheld und Patriot. „Johannes" von Sudermann aber legt für meine Behauptung beredtes Zeugnis ab. Hier hat sich unser Dichter im Stoff vergriffen, und wenn die „Heimat" für alle Zeiten wahr bleibt, „die Ehre" einmal kulturhistorisches Interesse haben wird, so wird „Johannes" vergessen sein. Er ist es heute schon!

Anders steht es nun in der Malerei und Plastik, für welche jene gerade die besten Objekte bieten, denn diese Künste halten nur einen Augenblick fest und verlangen nicht erst die Entwickelung zur Größe, wie die Dichtkunst Ihr Wesen ist es ja gerade, menschliche Figuren schon in der höchsten Abgeklärtheit zu zeigen, den Helden am Ende seiner Entwickelung, d. h. das Menschengeschlecht im 5. Akt. So bringen die Alten die Menschheit in der Form der höchsten Entwickelung zum Ausdruck, die ihnen das Ideal ist, als Held, Halbgott, Gott, die Künstler der christlichen Zeit stellen dementsprechend Heilige, Christus und die Madonna dar, und es ist kein Zufall, daß die schönsten Werke der Meister biblische Gestalten waren.

Und nun ergibt sich die Antwort auf die gestellten Fragen von selbst: Die Götter der Alten waren nichts weniger als übersinnlich, sondern nur sehr vollkommene Menschen. Sie schoben darin den „Göttern" induktiv ihr „ich" unter mit seinen Wünschen, seinen Verirrungen (Dieses induktive Vorgehen ist allen arischen Völkern eigen, aus ihnen läßt sich ihre Religion und Kunst herleiten im Gegensatz zu den Semiten, die deduktiv vorgehen. Die Griechen stellten ihre Götter dar, aber nie das Schicksal, das noch über Zeus thronte.) So wurde ihnen die Liebe, wie es die Natur tut, durch Schönheit erweckt. Die Liebe wurde ihnen also zum schönsten Weibe. Die Liebe und die Grundidee des Weibes sollten zugleich zur Erkenntnis gebracht werden. Aber Empfindung im Körper zu personifizieren, ist nicht angängig, und so erblicken wir in der Venus nur die Idee des Weibes. Die christliche Zeit aber personifiziert in der Madonna wie in Christus die allgemeine Liebe, die die Welt zusammenhält, nicht nur die Einzelliebe zu einem Individuum, sondern ein Grundprinzip der Welt. Ein solches ist nur durch Musik direkt wiederzugeben, wie noch gezeigt werden wird, die Darstellung selbst kann nur auf einem Umweg geschehen. Aber die Malerei kann durch Milieugebung der Phantasie mehr zu Hilfe kommen als die Plastik. Durch keine bildende Kunst ist das Uebersinnliche darzustellen, denn sonst wäre es ja nicht übersinnlich, sondern sinnlich. Ferner gibt die Plastik die Formen selbst wieder, die Malerei nur den Schein, so daß das Greifbare der Wirklichkeit nicht den Zauber des Uebersinnlichen so sehr vernichtet, wie es das Bildwerk tut. Dies ist der Grund, daß die Götter der Alten, die Menschen waren, gemeißelt, die Madonna und Christus am besten gemalt wurden, die Madonna als Nonne in der Dresdener Galerie aber unwirksam bleibt, daß dagegen Moses, der doch immerhin ein Mensch war und es auch blieb, gleichfalls durch Michel Angelos Meißel dem größten Kunstwerk zum Vorwurf diente, daß kein Pinsel je diese Menschengröße in ihrer greifbaren Riesenhaftigkeit wiedergeben konnte.

Nun ist zwar, wie gesagt, das Uebersinnliche auch in der Malerei nicht wiederzugeben, aber sie bemächtigt sich doch des Stoffes, wo sie der Phantasie genügend Nahrung zuführen kann und wo deshalb die Plastik

versagt. Die Madonna ist zwar auch oft als Mensch gemalt, das ist überall, wo sie mit dem Bambino zu sehen ist, aber gerade dieses gibt dem Bild doch schon das Gepräge. Dann ist aber in der Malerei das Sinnenreizende mehr zu vermeiden, da sie, wie gesagt, nicht die Sache selbst, sondern den Schein wiedergibt. Das Bestreben aber ist auch hier zu erkennen, Maria nicht nur als Menschenideal, sondern zugleich als Ausdruck der Liebe zu zeigen. Wir wissen, daß sie unbefleckt empfangen hat. Das bedeutet die Liebe; das Weltprinzip als solches, das vom Stoffe abstrahiert, ist in diesem Bilde, der Mutter mit dem Sohne, wenn auch auf einem Umwege zu erkennen, da die Legende jedem bekannt ist. Doch eine Darstellung, die sich der Allegorie nähert, wird immer verfänglich, und so hat die Malerei es versucht, bewußt das Uebersinnliche auch direkt zum Ausdruck zu bringen. Das geschah durch die sixtinische Madonna. Sie schwebt in Wolken, es ist ein Wesen, das der Erde entschwebt, dem Materiellen entflohen ist. Durch das Milieu wird die Phantasie noch mehr angeregt. Unten knien Heilige, Engelsköpfe blicken aus den Wolken und vor allem die Haltung selbst zeigt das Wesen, das losgelöst von der Erde, mit dem All eins wurde.

Das aber ist das angestrebte jüdisch-christliche Menschenideal, das in seiner Vollkommenheit, wie es ja auch die Bibel ausdrückt, mit der Liebe identisch ist. So ist in Maria die gleichzeitige Darstellung der Idee der Frau und der Liebe mit besserem Erfolge angestrebt, als es bei der Aphrodite der Alten gelingen konnte, die denn auch folgerichtig die Plastik bevorzugten.

Dies ist noch vollkommener von Murillo zum Ausdruck gebracht worden in seiner Madonna auf der Mondsichel. Das sich Abwenden von der Erde ist hier durch Milieu und vor allem die sehnsüchtige aufstrebende Stellung präzisiert. Der Grundgedanke der „Heiligen" ist derselbe; es waren dies Menschen, die den trügerischen Freuden der Welt entsagt hatten und daher finden wir sie auch öfters und mit besserem Erfolge gemalt, als in Stein gebildet.

Moses nun nimmt eine Sonderstellung ein. Das Uebersinnliche ist in ihm wirksam und so scheint er, wie gesagt, ungeeignet für die Bühne, andererseits steht er so wuchtig als Volkserretter da, daß der Stein sein besserer Interpret wurde als die Farbe Volkstum und Uebersinnliches halten sich eben so die Wage, daß er für Malerei und Bühne gleich ungeeignet ist. Die Heiligen aber sind dem Gedanken des Nationalen fremd, sie leben nur durch den Glauben.

Da nun in der Madonna, wie gezeigt, die Loslösung vom Irdischen am schönsten erkannt wird, so ist es natürlich, daß alles ferngehalten werden mußte, was an das Irdische der Frau mahnt. Andererseits aber mußte aller Sinnenreiz ausgeschlossen werden. Dazu dient das Gewand, aber dieses ist doch etwas sehr Reales, und so sehen wir die Schwierigkeit hier entstehen, der die Griechen aus dem Wege gehen konnten. Bekleidet muß die Madonna doch sein, aber das Gewand beengt die Phantasie und das Irdische tritt aufdringlich hervor. So griff man verschiedentlich, wie Sassoferrato, zu dem Auskunftsmittel, ihr das Gewand zu geben, das der äußere Ausdruck der Verwandtschaft mit dem Himmel ist, das Gewand der Nonne. Mit gutem Bedacht verklären es die Meister noch, indem sie durch Faltenwurf, durch Blautönung, die Himmelsfarbe, oder durch Engelsköpfe, die in den Falten versteckt sind, die Phantasie anregen. Wo Maria indessen zu naturgetreu als Nonne erscheint, ist die Wirkung aufgehoben. Aber vielfach ist das Gewand sogar das Zeichen geworden, daß das Marienhafte in jedem Kleide vorkommen kann, wie in dem Edelfräulein, das Rubens in der Madonna mit dem Kranze zum Modell diente. Hier müssen die Embleme aushelfen, das Bambino und die Engel in den Blumen geben dem Bilde die Stimmung. Trotzdem kann ein solches Bild, wie aus Vorhergehendem ersichtlich ist, nicht mit den ersten Meisterwerken konkurrieren. Ja, die Murillosche Madonna auf der Sichel mit ihrem einfachen weißen Faltenhemd, das zu der Farbe der Wolken so gut paßt, erregt daher die Illusion bei weitem mehr als die Sixtina mit ihrem vielfarbigen und weltlichen Gewande.

In letzter Zeit hat man versucht, Christus im modernen Leben zu zeigen und ihn in alle möglichen Personen zu bringen. Das kann natürlich keines Verständigen Billigung finden nach dem über die Maria Gesagten. Wie ganz anders wirkt dagegen eine Raffaelsche Verklärung Christi, welche mit der Murilloschen Madonna dem Gedanken nach zu vergleichen ist.

Es erübrigt nun noch, ein Gebiet zu besprechen, das seit je von den darstellenden Künstlern als ein ihnen zugehöriges angesprochen wurde. Die Andeutler und Mystiker der letzten Jahre haben hier wahre Orgien gefeiert und doch ist dies Gebiet dem Maler wie dem Bildhauer ein verbotenes Land. Ich spreche von der Allegorie. Ihr Wesen besteht darin, daß an Stelle einer Sache eine andere gezeigt wird. Nun soll aber doch die Erkenntnis der Idee eines Dinges gefördert werden, das kann aber nicht dadurch geschehen, daß es uns nicht selbst gezeigt wird, sondern ein fremdes. Die Allegorie ist ein Gleichnis, dieses will das Verständnis einer verwickelten Sache erleichtern, indem es eine leichter verständliche an dessen Stelle setzt und das Gemeinsame vor Augen führt. Die Sache, auf die es abgesehen ist, wird in der Allegorie überhaupt nur durch die Unterschrift erkennbar und das tertium comparationis muß nun sich selbst herstellen, d. h. der Zuschauer muß die Arbeit tun, die im Gleichnis der Dichter ihm abnimmt. Er muß eine oft sehr schwere Geistesarbeit verrichten. Das Kunstwerk erleichtert deshalb nicht die gewünschte Erkenntnis, sondern erschwert sie. Oft ist sie aber auch ganz unmöglich gemacht. Schon daß man die Unterschrift oder den Katalog braucht, um zu erkennen, was das Bild will, ist eine vernichtende Kritik der Allegorie. Sodann ist es wie gesagt, falsch, daß uns eine lange Reihe von logischen Schlüssen zugemutet wird, wo wir vom Künstler lernen sollen, intuitiv wie er selbst das Wesen zu erfassen. Warum ist jener Mann der „Ruhm"? Er ist tatsächlich ein nackter Mann, aus gewissen Beigaben soll der Zuschauer eine verwickelte Kette von Beziehungen entwirren. Oder aber ein Vorgang soll das Wesen illustrieren, z. B. ein Reiter sucht das Glück zu erfassen, er reitet über eine Leiche, aber gerade, als er das Glück zu erreichen glaubt, faßt ihn der Tod. Das wäre ja gut und schön. Aber woher weiß man denn, was das Ganze bedeutet? Aus dem Katalog. Denn daß wir das Glück vor Augen haben, ist höchstens aus den Emblemen zu erraten. Wer diese aber nicht kennt, steht dem Bild ratlos gegenüber. Embleme aber sind doch etwas Konventionelles und nicht allgemein Bekanntes, Feststehendes, das zum Wesen der Sache gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Xstrahlen

Erstes Deutsch-Amerikanisches

Detectiv-Institut

Berlin W., Potsdamerstr. 141.

Ermittelungen ❀ Ueberwachungen

an allen Plätzen der Welt.

Vertrauens-Angelegenheiten jeder Art.

Strengste Diskretion. Solide Preise.

Bewährte Kriminalisten. Ia. Referenzen.

Prospekte gratis.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von Manuskripten, Schriftsätzen, Verträgen

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von Cirkularen etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

DON QUIXOTE.

Herausgeber: Dr. LUDWIG BAUER.

Erscheint dreimal im Monat in Heften von 20—24 Seiten.

Bezugs-Bedingungen:

für das Deutsche Reich, ganzjährig,
36 Hefte Mk. 12.—
„ „ „ „ halbjährig,
18 Hefte Mk. 6.—

Kommission für den Buchhandel
L. A. Kittler, Leipzig.

Einzelne Nummern à 35 Pf.

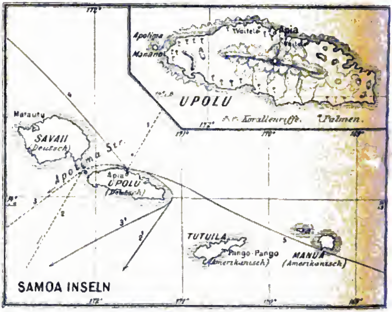
Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux sowie bei dem

Verlag des „Don Quixote"
Wien I., Bauernmarkt 3. — Telephon Nr. 1633.

Im Verlage von

A. W. Hayn's Erben, Berlin S.W., Zimmer-Strasse 29

erschien: **SAMOA**



Samoanische Eindrücke und Betrachtungen.
Skizzen aus unserer jüngsten deutschen Kolonie.

Großenteils nach eigenen Beobachtungen von

E. Troost, Oberleutnant à la Suite der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwest-Afrika

Preis broschiert Mark 1.20.

Holländischen Advokaat (Eierkognak)

kauft man am besten und preiswertesten (¹/₁ Liter-Flasche Mk. 3) bei

Hermann Rogge,

Alvenslebenstraße — Ecke Bülowstraße.

Weinhandlung und Großdestillation.

St.. zu g.. mit den.. gutem Be.. durch Falten.. oder durch En.. die Phantasie an..

Unsere geschätzten Abonnenten, welche Exemplare von

Nr. 1 des „Magazin für Litteratur",

71. Jahrgang, 1902 vorrätig resp. disponibel haben, würden die ergebenst unterzeichnete Expedition durch Uebersendung dieser Nummer sehr verbinden.

Wir sind gern bereit, alle eingehenden Nummern zu vergüten.

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29.

Die Expedition des „Magazin für Litteratur."

...erden die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt.

..licher Redakteur: Franz Philips, Potsdam, Hodigstr. 14. Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
..ck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • • Herausgeber: **Franz Philips** • • • • • •

Schriftleitung: Wilhelm Conrad Gomoll.

No. 10. 72. Jahrgang.
· 1903. 7. März. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitung
sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro
bei direkter Zusendung unter Kr
und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 M

Draußen.

Von **Marie Gibian.**

Es kommen Augenblicke im menschlichen Leben, plötzlich, unvermittelt, wo der uns rings umhüllende Schleier reißt und das eigene Schicksal, sowie das der anderen greifbar, in doppelt klarem Lichte vor uns ersteht. Wie wenn das ganze bisherige Dasein nur ein tiefer Traum gewesen wäre, erwachen wir und fühlen, daß wir sind, daß wir leben. Und in dem Bewußtsein dieses vollen Lebens erscheinen uns alle Dinge ringsum in einem anderen Lichte. Die Bäume, die Straßen, die Gebäude, die Lichter, alles ist plötzlich erwacht und redet die Sprache des Lebens. Und die Menschen, denen wir begegnen, sehen wir mit offenen Augen an und erkennen in ihren Gesichtern die geheimen, treibenden Kräfte, welche diese Wesen leiten. In einem solchen Augenblicke wirkt jedes Menschenantlitz mit doppelter Macht auf uns. Wir spüren sein lebendiges Sein und verstehen seine absonderlichsten Handlungen und Taten.

Ein solches Gefühl hatte ich, als ich Marianne Budka kennen lernte.

Ich verlebte meine Jugendzeit in einem kleinen, böhmischen Gebirgsdorfe, hoch oben im Norden gelegen. Kalt und öde war die Gegend, und rauh und herb ihre Bewohner. Selten durchleuchtete die Sonne mit vollen, warmen Strahlen die einsame Landschaft. Wenn dies aber zuweilen geschah, dann erstrahlte das kleine Stück Erde wie durch einen Zauber in tiefster, herrlichster Schönheit. Und dadurch unterschied es sich von seinen Bewohnern; denn diese waren, je mehr einem von ihnen das Glück lachte, desto härter und verschlossener. Da die Ortschaft nicht an der Landstraße gelegen war, war auch der Verkehr mit den umliegenden Ansiedelungen nicht sehr lebhaft. Selten verirrte sich ein Fremder ins Dorf. Gewöhnlich waren es nur umherziehende Krämer oder Zigeuner, die bei uns ihr Lager aufschlugen. Denn Gendarmerie war keine in dem Orte, und so konnten die Leute ruhig rasten, ohne jede Furcht, vertrieben zu werden.

Die Bewohner des Dorfes waren, wie dies gewöhnlich in kleinen Ortschaften zu sein pflegt, fast alle untereinander verwandt, sie fühlten sich als eine Familie, und deshalb war ihnen jeder neue Ansiedler als Fremdling verhaßt. Abgeschlossen von dem Getriebe der Welt, lebten sie ein eigenes Dasein.

Meine Eltern hatten dort oben in den Bergen ein kleines Geschäft eröffnet, wie es auf dem Lande zu sein pflegt, wo der Krämer alles mögliche verkauft: Tuch, Bänder, Zucker, Mehl, Glas und Spielzeug, Farben und Teere, Branntwein, Getreide, kurz, ein Großhändler im kleinen.

Es war damals ein recht strenger Winter, bei uns oben im Gebirge besonders rauh, und die ganzen langen Monate hindurch lagen die weißen, schimmernden Massen des Schnees in dem kleinen Dörfchen, so daß dieses von allem Verkehre nach außen völlig abgeschnitten schien. Und doch kam in dieser rauhen Jahreszeit ein Fremdling zu uns, von den meisten Bewohnern des Dorfes freilich nur ungern gesehen.

An einem stürmischen Wintertage war es, da ich sie das erste Mal sah. Es dämmerte bereits. Ich stand in dem kleinen, mit den verschiedenartigsten Dingen von oben bis unten vollgepfropften Laden, damit beschäftigt, die einzelnen Waren zu ordnen. Da öffnet sich plötzlich ungestüm die Tür, und ein Mädchen in halblangen Kleidern — ein Kind schien es in der Dämmerung — betritt den Laden. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, aber an dem schwebenden, leichten Gange erkannte ich sofort, daß es eine Fremde und zwar eine Städterin sei.

„Wissen Sie nicht, wo der Schuster ist?" fragte sie in deutscher Sprache, ohne vorher beim Eintritte gegrüßt zu haben.

„Der Schuster?" antwortete ich, „welchen Schuster meinen Sie denn?"

„Nun, den Schuster."

„Ach so, Sie wollen wissen, wo hier ein Schuster wohnt?"

„Ja."

„So kommen Sie."

Ich führte sie vors Haus und zeigte ihr die Richtung, welche sie einschlagen müsse. Und da draußen, im Abendlichte, sah ich ihr Gesicht. Ein mageres Antlitz von graulicher Farbe war's, die Augen schwarz und matt und tief in den Höhlen. Und in den Zügen ein Ausdruck so voll dumpfen, verschlossenen Leides, die Augen unstet und bang-verzweifelt, fast irr, daß ich unwillkürlich näher zu ihr trat. In der Meinung, daß sie einer umherziehenden Komödiantenbande angehöre, wie sie so oft im Dorfe Rast halten, fragte ich sie, wo denn ihr Wagen stände.

„Ach, nirgendwo," gab sie mir zur Antwort.

„Bei wem wohnen Sie dann aber?"

„Nun, bei Budka."

Und schnell lief sie weg, doch nicht der Richtung zu, die ich ihr bezeichnet hatte. Sie trug einen kurzen, schwarzen Rock, schwarze Strümpfe, zerrissene, nicht zugeknöpfte, weit offene Stiefel, eine dünne Kattunjacke, die sie offen hatte und unter der man das Hemd sah.

Den Kopf hatte sie unbedeckt, das dunkle, krause Haar kurz geschnitten, an den Seiten und ins Gesicht herunterhängend.

„Nevite, kde zůstává Schuster?"*)

Mit diesen Worten hielt sie alle vorübergehenden Leute an. Und diese, die das deutsche Wort nicht ve-
standen, zuckten entweder die Achseln oder wandten stets
lachend den Rücken. So lief sie die Straße ganzen
ab, von einem zum andern. bildenden

„Wer ist denn das Mädchen?" fragte i... ...elung fest-
das neben mir stand. ...anze Entwicke-

„Von der wissen Sie noch nichts?" ...ächen und muß
Antwort. „Die ist schon seit einige... ...hersis zu gelangen,
...t. Ist er so weit ge-

*) „Wisset Ihr nicht, wo der S...

Draußen.

Von **Marie Bibian.**

Es kommen Augenblicke im menschlichen Leben, plötzlich, unvermittelt, wo der uns rings umhüllende Schleier reißt und das eigene Schicksal, sowie das der anderen greifbar, in doppelt klarem Lichte vor uns ersteht. Wie wenn das ganze bisherige Dasein nur ein tiefer Traum gewesen wäre, erwachen wir und fühlen, daß wir sind, daß wir leben. Und in dem Bewußtsein dieses vollen Lebens erscheinen uns alle Dinge ringsum in einem anderen Lichte. Die Bäume, die Straßen, die Gebäude, die Lichter, alles ist plötzlich erwacht und redet die Sprache des Lebens. Und die Menschen, denen wir begegnen, sehen wir mit offenen Augen an und erkennen in ihren Gesichtern die geheimen, treibenden Kräfte, welche diese Wesen leiten. In einem solchen Augenblicke wirkt jedes Menschenantlitz mit doppelter Macht auf uns. Wir spüren sein lebendiges Sein und verstehen seine absonderlichsten Handlungen und Taten.

Ein solches Gefühl hatte ich, als ich Marianne Budka kennen lernte.

Ich verlebte meine Jugendzeit in einem kleinen, böhmischen Gebirgsdorfe, hoch oben im Norden gelegen. Kalt und öde war die Gegend, und rauh und herb ihre Bewohner. Selten durchleuchtete die Sonne mit vollen, warmen Strahlen die einsame Landschaft. Wenn dies aber zuweilen geschah, dann erstrahlte das kleine Stück Erde wie durch einen Zauber in tiefster, herrlichster Schönheit. Und dadurch unterschied es sich von seinen Bewohnern; denn diese waren, je mehr einem von ihnen das Glück lachte, desto härter und verschlossener. Da die Ortschaft nicht an der Landstraße gelegen war, war auch der Verkehr mit den umliegenden Ansiedelungen nicht sehr lebhaft. Selten verirrte sich ein Fremder ins Dorf. Gewöhnlich waren es nur umherziehende Krämer oder Zigeuner, die bei uns ihr Lager aufschlugen. Denn Gendarmerie war keine in dem Orte, und so konnten die Leute ruhig rasten, ohne jede Furcht, vertrieben zu werden.

Die Bewohner des Dorfes waren, wie dies gewöhnlich in kleinen Ortschaften zu sein pflegt, fast alle untereinander verwandt, sie fühlten sich als eine Familie, und deshalb war ihnen jeder neue Ansiedler als Fremdling verhaßt. Abgeschlossen von dem Getriebe der Welt, lebten sie ein eigenes Dasein.

Meine Eltern hatten dort oben in den Bergen ein kleines Geschäft eröffnet, wie es auf dem Lande zu sein pflegt, wo der Krämer alles mögliche verkauft: Tuch, Bänder, Zucker, Mehl, Glas und Spielzeug, Farben und Teere, Branntwein, Getreide, kurz, ein Großhändler im kleinen.

Es war damals ein recht strenger Winter, bei uns oben im Gebirge besonders rauh, und die ganzen langen Monate hindurch lagen die weißen, schimmernden Massen des Schnees in dem kleinen Dörfchen, so daß dieses von allem Verkehre nach außen völlig abgeschnitten schien. Und doch kam in dieser rauhen Jahreszeit ein Fremdling zu uns, von den meisten Bewohnern des Dorfes freilich nur ungern gesehen.

An einem stürmischen Wintertage war es, da ich sie das erste Mal sah. Es dämmerte bereits. Ich stand in dem kleinen, mit den verschiedenartigsten Dingen von oben bis unten vollgepfropften Laden, damit beschäftigt, die einzelnen Waren zu ordnen. Da öffnet sich plötzlich ungestüm die Tür, und ein Mädchen in halblangen Kleidern — ein Kind schien es in der Dämmerung — betritt den Laden. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, aber an dem schwebenden, leichten Gange erkannte ich sofort, daß es eine Fremde und zwar eine Städterin sei.

„Wissen Sie nicht, wo der Schuster ist?“ fragte sie in deutscher Sprache, ohne vorher beim Eintritte gegrüßt zu haben.

„Der Schuster?“ antwortete ich, „welchen Schuster meinen Sie denn?“

„Nun, den Schuster.“

„Ach so, Sie wollen wissen, wo hier ein Schuster wohnt?“

„Ja.“

„So kommen Sie.“

Ich führte sie vors Haus und zeigte ihr die Richtung, welche sie einschlagen müsse. Und da draußen, im Abendlichte, sah ich ihr Gesicht. Ein mageres Antlitz von graulicher Farbe war's, die Augen schwarz und matt und tief in den Höhlen. Und in den Zügen ein Ausdruck so voll dumpfen, verschlossenen Leides, die Augen unstet und bang-verzweifelt, fast irr, daß ich unwillkürlich näher zu ihr trat. In der Meinung, daß sie einer umherziehenden Komödiantenbande angehöre, wie sie so oft im Dorfe Rast halten, fragte ich sie, wo denn ihr Wagen stände.

„Ach, nirgendwo,“ gab sie mir zur Antwort.

„Bei wem wohnen Sie dann aber?“

„Nun, bei Budka.“

Und schnell lief sie weg, doch nicht der Richtung zu, die ich ihr bezeichnet hatte. Sie trug einen kurzen, schwarzen Rock, schwarze Strümpfe, zerrissene, nicht zugeknöpfte, weit offene Stiefel, eine dünne Kattunjacke, die sie offen hatte und unter der man das Hemd sah.

Den Kopf hatte sie unbedeckt, das dunkle, krause Haar kurz geschnitten, an den Seiten und ins Gesicht herunterhängend.

„Nevite, kde zůstává Schuster?“*)

Mit diesen Worten hielt sie alle vorübergehenden Leute an. Und diese, die das deutsche Wort nicht ve[rstanden], zuckten entweder die Achseln oder wandte[n] lachend den Rücken. So lief sie die Straße [...] ab, von einem zum andern.

„Wer ist denn das Mädchen?“ fragte i[ch ...] das neben mir stand.

„Von der wissen Sie noch nichts?“ [...] Antwort. „Die ist schon seit einig[...]

stets ganzen bildenden ...klung fest- ...anze Entwicke- ...wachen und muß ...hersis zu gelangen, ...t. Ist er so weit ge-

*) „Wisset Ihr nicht, wo der S[...]

hat sie aus Wien mittelst Schub in unser Dorf befördert, und unsere arme Gemeinde, die selbst nichts zu beißen und zu nagen hat, muß sie nun sechs Wochen hier behalten, da ihre verstorbenen Eltern in unser Dorf zuständig waren."

Ich blieb vor dem Hause stehen und wartete, bis das Mädchen zurückkommen werde. Als sie an mir vorüberging, fragte ich sie, ob sie den Schuster gefunden habe.

„Ja, aber es ist Feierabend, wie er sagt, er will mir jetzt nichts richten."

Sie rief diese Worte im Gehen, und ohne anzuhalten, schritt sie rasch an mir vorüber. Ich sah ihr nach, auf ihre Stiefel, die in Fetzen herunterhingen. Es war viel Schnee und so kalt. Ich erinnerte mich, daß ich noch ein paar Schuhe zu Hause hatte. Aber wie man manchmal so töricht ist und sich noch lange hin und her besinnt, ob die Sache nicht zu gut zum Wegschenken sei, zögerte ich einige Augenblicke. Währenddessen war sie ein Stück Wegs weiter geeilt. Ich rief ihr nach:

„Bitte, Fräulein, kommen Sie zurück!"

Sie wandte einen Moment den Kopf, blieb jedoch nicht stehen, sondern lief schnellen Schrittes die Straße hinab.

Am nächsten Tage zirkulierte im Dorfe ein Schriftstück, welches vom Gemeindeamte unterfertigt war und folgenden Wortlaut hatte:

„Mit Beschluß des Gemeindeausschusses vom 28. Dezember d. J., einberufen wegen der nach B . . . . zuständigen Marianne Budka, welche am 26. d. M. aus Wien mittelst Schub in unser Dorf befördert wurde, wird bekannt gegeben, daß dieselbe sechs Wochen in unserer Gemeinde verbleibt und jeder Einwohner verpflichtet ist, das Mädchen eine bestimmte Zeit zu beherbergen, u. zw.:

Jeder Häusler 1 Tag,
Jeder Bauer 2 Tage,
Gastwirte 2 Tage,
Kaufleute 2 Tage,
Der Großgrundbesitz 1 Woche.

Nach Ablauf der bestimmten Zeit hat sie jeder samt diesem Blatte in die nächste Nummer abzugeben.

Ferner hat jeder Einwohner auf dieses Blatt das Datum aufzuschreiben, wann er sie aufgenommen und wann er sie abgegeben hat. Nach sechs Wochen erst darf sie die Bewilligung erhalten, nach Wien zurückzukehren.

Im Namen des Gemeindeausschusses der Vorsteher."

Die Einwohner murrten über die Zumutung, eine Fremde sechs Wochen lang umsonst beherbergen und nähren zu müssen. Besonders die Weiber waren entrüstet, daß sie ein solches Wesen in ihr Haus aufnehmen sollten. Doch was war zu tun? Dem Beschlusse des Gemeinderates getraute sich niemand zu widersprechen.

[illegible] Mein Benehmen am vorgehenden Tage tat mir leid, [illegible] ich beschloß, das Mädchen abends aufzusuchen. [illegible]ute, bei denen sie zur Zeit weilte, waren unsere [illegible] und die beiden Häuser trennte nur ihr Hof[illegible] unser kleiner Garten. Ich durchschritt den [illegible]and schon bei der Pforte, die zum Hofe [illegible]er noch, wegen der Leute. Ich hätte [illegible] krochen. Doch überwand ich endlich [illegible] in den Hofraum. Die Bäuerin [illegible]beit beschäftigt und ich fragte, zu g[illegible] mit den[illegible] gutem Be[illegible] durch Falten[illegible] oder durch En[illegible] die Phantasie an[illegible]

ob ich Marianne Budka sprechen könne. Sie lief ins Haus, das Mädchen zu rufen. Dasselbe erschien sofort, blieb jedoch in einiger Entfernung stehen und schaute mich fragend an,

„Das Fräulein will dir etwas, hörst du, geh zu ihr," fuhr die Bäuerin das Mädchen barsch an, indem sie dasselbe vorwärts stieß. Ich sah, daß ihre Kleidung in demselben Zustande war, als am vorhergehenden Tage.

„Können Sie mit mir kommen?" fragte ich das Mädchen, „ich habe noch ein paar gute Stiefel zu Hause, vielleicht kann ich Ihnen mit denselben aushelfen."

„O, da werde ich froh sein," sagte sie schnell, „da, sehen Sie nur, wie meine ausschauen, ganz naß sind sie von dem vielen Schnee, ich habe fortwährend kalte Füße."

Wir gingen. Ich schritt stumm neben ihr her, während sie plötzlich, ohne daß ich eine Frage an sie gerichtet hätte, in der ihr eigenen Weise zu sprechen begann. „Ja, wissen Sie, das sind so böse Leute. Sie erzählen lauter Lügen. Haben sie Ihnen auch schon etwas davon gesagt?"

Und da ich verneinend den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Ich will Ihnen erzählen, wie es war. Die Lina, das ist ein Dienstmädchen in Wien, hat mir auf der offenen Gasse vor allen Leuten Schimpfworte nachgerufen. Zumpel und faule Dirne und solche böse Sachen. Nun, wissen Sie, wie sie das gesagt hat, da bin ich auf sie zugesprungen und hab ihr paar Ohrfeigen gegeben. Wir haben uns so gerauft, daß uns der Schutzmann auseinander bringen mußte. Aber bekommen hat sie's doch genug. Ich hab ihr nichts geschenkt. Habe ich nicht Recht gehabt? Ich kann mich doch nicht so schimpfen lassen. Nun, und wissen Sie, dann sind wir beide gesessen, sie und ich. Und mich hat man jetzt hergeschickt, denken Sie nur, abgeschoben, so eine Schande. Aber das schadet nichts, nicht wahr, es gefällt mir hier ganz gut, und ich werde dableiben. Meine Eltern haben doch früher auch hier gewohnt."

Sie hatte eine solche Freude über die Stiefel.

„Jetzt ist mir warm," sagte sie.

Während unseres Gespräches fragte ich sie auch, wie alt sie denn gewesen sei, als ihre Eltern von hier fortgezogen waren und ob sie sich an ihren Heimatsort noch erinnere. Da leuchteten ihre Augen auf.

„O ja, sehr gut," sagte sie mit einem lebhaften Kopfnicken, „ich war damals sieben Jahre alt, jetzt bin ich achtzehn."

Ich staunte im stillen über diese Angabe; denn das Mädchen kam mir wie ein Kind vor, kaum fünfzehn Jahre alt. Ich hatte ihr einen Stuhl angeboten, wir saßen beim Tische, und beim hellen Schein der Lampe erschien ihre kleine Gestalt noch düsterer und eigenartiger. Sie ließ ihre Augen mit traurigem Ausdruck über das Zimmer schweifen. Die Stube war gerade aufgerieben, ein lustiges Feuer brannte im Ofen, es war so warm und gemütlich bei uns.

„Ich danke Ihnen, teticko!"*)

Mit diesen Worten erhob sie sich. Da ich draußen vor dem Geschäfte Burschen wußte, die sie verhöhnen würden, ging ich mit ihr bis vor den Laden. Dort sagte sie zu meinem großen Verdrusse noch einmal mit lauter Stimme: „Ich danke Ihnen, teticko".

Die Burschen lachten über sie, die schnell davon-

*) Tantchen.

eilte, und riefen ihr nach: „Ich danke Ihnen, tetičko, Ich danke Ihnen!"

Dies war der Anfang meiner Bekanntschaft mit Marianne Budka. Das Mädchen bildete fortan das Tagesgespräch der Dorfbewohner. Dieselben Leute, die sich ihrer Aufnahme anfangs widersetzt hatten, waren nun über ihr Bleiben äußerst vergnügt. Ihr wunderliches Wesen gab ihnen zu den lustigsten Späßen Anlaß und diente zur Erheiterung in den öden Wintertagen. Sie glaubten als gutes Recht für ihre Verpflegung fordern zu dürfen, daß das Mädchen jegliche ihrer Launen, selbst die brutalsten, erfüllte. Und wie es schien, tat sie willig alles, was man von ihr verlangte. So erzählte eine junge Bäuerin, das Mädchen habe sich bei ihr recht wunderlich benommen. Sonntag abends, als viele Männer und Burschen bei ihnen zu Besuch waren (na hrádky, wie man dies in den böhmischen Gegenden nennt), habe sie sich bis aufs Hemd ausgezogen und in diesem Zustande jeden der Männer genötigt, mit ihr zu tanzen. Zum Schluß habe sie ganz allein einen Tanz aufgeführt, aber so wundervoll, so leicht und schön, daß es aussah, als schwebe sie in der Luft und berühre gar nicht die Erde.

Man erzählte auch sonst wunderliche Gerüchte von dem Vorleben des Mädchens, sowie von dem ihrer verstorbenen Eltern. Aber etwas Bestimmtes wußte niemand, selbst nicht der Vorsteher, dem sie nur mit dem Bescheide zugewiesen ward, sie sechs Wochen in seiner Gemeinde zu belassen. Und da sich aus ihren Papieren wirklich ergab, daß sie in unser Dorf zuständig sei, hatte man nach anderen Aufschlüssen nicht weiter gefragt. Es ahnte freilich niemand, daß ihr Bleiben recht lange Zeit dauern sollte.

Seit jenem Tage, da ich das erste Mal mit ihr gesprochen, war eine Woche verflossen, während deren ich sie nicht zu Gesicht bekam.

Eines Morgens öffnete ich wie gewöhnlich zeitig früh das Geschäft. Auf dem Dorfe tut man dies im Winter um sieben, im Sommer um fünf Uhr. Es war stürmisches, regnerisches Wetter, im Dorf noch alles still und dunkel. Lang dehnte sich die Straße und menschenleer, nur in der Ferne sah ich etwas wie einen schwarzen Schatten dahinhuschen. Ich blickte schärfer zu und erkannte Marianne Budka, welche mit schnellen Schritten die Straße hinunterlief. Ich rief sie an:

„Wohin gehen Sie denn so früh und in dem stürmischen Wetter?"

Da sie mich erkannte, kam sie auf mich zu und trat in den Laden.

„Ach, es ist so kalt," sagte sie, „wissen Sie, ich kann nicht schlafen, mir tut der Kopf so weh, und da muß ich hinauslaufen. Leben Sie wol, ich habe heute noch viel zu gehen, aber ich komme wieder, ich komme schon wieder."

Und damit huschte sie weg. Nachmittags, da ich eben im Geschäfte Leute bediente, hörte ich draußen eine Stimme rufen: „Fräulein, kommen Sie heraus, kommen Sie heraus!" In der Meinung, es sei eine der alten Zigeunerinnen, die immer wahrsagen wollen, antwortete ich, da ich die Käufer, die auf Bedienung warteten, nicht stehen lassen konnte: ‚Ich habe keine Zeit!"

Doch da öffnete jemand langsam die Tür, und als ich nach einer Weile hinblickte, sah ich dort Manja, so nannte man sie im Dorfe, unbeweglich stehen. Früh war es noch dunkel gewesen, und ich hatte sie nur flüchtig betrachtet. Jetzt konnte ich sie, die ich einige Tage nicht gesehen hatte, kaum erkennen. Diesmal trug sie ein langes, schwarzes Kleid von dünnem Stoffe, ein großes Tuch hatte sie fest um Kopf und Schultern geschlungen, so daß man nur wenig von ihrem Gesichte sah. Sie erschien mir plötzlich viel, viel älter, als ich das erste Mal angenommen hatte.

Sie lächelte mir zu: „Fräulein, schauen Sie, was ich da habe!"

„Ich bitte Sie, warten Sie einen Augenblick," antwortete ich, „bis die Leute abgefertigt sind".

Sie blieb geduldig bei der Tür stehen, ohne auf die Käufer zu achten, die sie alle neugierig oder spöttisch betrachteten. Als wir allein waren, zog sie einen runden Gegenstand, in Seidenpapier gehüllt, unter dem Tuche hervor.

„Schauen Sie, tetičko, das ist meine Photographie, als ich sechzehn Jahre alt war," sagte sie freudestrahlenden Gesichtes. „Gefällt sie Ihnen? Der Tischler hat mir hier diesen hübschen Rahmen dazu gemacht, das werde ich als ewiges Andenken haben. Aber das ist schon lange her, jetzt bin ich vierundzwanzig Jahre."

„Sie sagten doch, Sie seien achtzehn."

„O nein, ich bin vierundzwanzig."

Ich nahm die Photographie, die in einen runden, geschnitzten Rahmen gefaßt war, in die Hand. Und ich mußte gestehen, daß das Original da vor mir in seinem zerrissenen, armseligen Kleide mir viel sympathischer vorkam als das Gesicht auf dem Bilde. Das letztere stellte ein ganz junges Mädchen dar, in einem feinen, dekolletierten Gewande, mit modern frisiertem Haar, mit Schmuck behangen, einen leichtfertigen, unsympathischen Zug in dem hübschen Gesicht. Ja, es war dieselbe, die da vor mir stand, und doch wieder himmelweit von ihr verschieden. Die da vor mir, das Bild eines unsagbar irren Elends, trat meinem Herzen näher, geadelt durch das Traurige und Irre ihrer Erscheinung. Ich betrachtete das Bild lange und hatte fast vergessen, daß das Original desselben vor mir stand, als sie mit einschmeichelnder Stimme sagte: „Nicht wahr, ich gefalle Ihnen, tetičko?" Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten: „Haben Sie eine Feder und Tinte hier? Ich möchte mir das Datum aufschreiben."

Ich reichte ihr das Bild zurück und wußte gar nicht, in was für einem Gemütszustande ich mich befand, als sie mich betroffen anblickte und leise fragte: „Warum weinen Sie denn?"

Aber dann schrie sie plötzlich auf, und indem sie mich bei beiden Händen faßte, sprach sie: „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Die Leute meinen, ich bin verrückt. Ich bin es nicht. Glauben Sie's mir, ich bin es nicht. Manchmal vielleicht, aber nicht immer. Die Leute sind so böse, sie wissen nicht, was ich erlebt habe. Ihnen will ich's erzählen. Aber nicht hier, kommen Sie mit mir hinaus in die Felder."

„Draußen ist doch alles verschneit," erwiderte ich.

„Was liegt daran," sprach sie, „wenigstens [illegible] keine Menschen dort."

Ich machte mich für eine Stunde frei, [illegible] stets
gingen. Wir mochten wol ein seltsames [illegible] ganzen
denn alle Leute, denen wir begegneten [illegible] bildenden
nach. Sie mit ihrer zierlichen Gestalt [illegible] wickelung fest-
unruhigen Gange, der sommerlich[illegible] ganze Entwicke-
der ungewöhnlichen Haartracht [illegible] hwächen und muß
jetzt weit in den Nacken gesch[illegible] atherfis zu gelangen,
[illegible] n. Ist er so weit ge-

teuerlich neben mir aus, die ich, in meinen Mantel gehüllt, langsam und ruhig neben ihr herschritt. Draußen war es öde und leer. Es schneite. Ueberall, wohin das Auge blickte, schimmerte nur ein mattes Weiß, unten auf der Erde, oben auf den Hügeln und Bergen, und auch rings umhüllten uns die dichten Schleier des fallenden Schnees, so daß wir nicht weit zu sehen vermochten. Wir waren wie abgeschlossen von aller Welt. Und da fing sie an zu erzählen:

„Als wir von hier fortzogen, war ich sieben Jahre alt. Hier war es so schön gewesen, doch in Wien fing ein schlechtes Leben für uns an. Wenn der Vater von der Arbeit aus der Fabrik nach Hause kam, brachte er gewöhnlich seine Freunde mit, und die redeten viel und laut und sagten, sie seien frei und seien Brüder. Und der Vater meinte, er brauche sich nicht so zu schinden, er wollte nichts mehr arbeiten und kam jeden Tag betrunken nach Hause. Und die Mutter? Nun, die Mutter weinte und bat den Vater, er solle doch wieder seine Arbeit aufnehmen, daß wir sonst zu Grunde gehen müßten. Aber als alles nichts half, da schwieg sie und mühte sich bis in den späten Abend ab.

Einmal kam er wieder betrunken nach Hause und wollte von der Mutter Geld. Sie aber konnte ihm keins geben, denn wir hatten selbst den ganzen Tag nicht gegessen.

„Ich muß morgen unsere letzten Kreuzer aus der Sparkasse holen," sagte die Mutter, „nur damit ich etwas für die Kinder habe".

„So," schrie der Vater, „für die Kinder, und für mich nichts".

Und er schlug die Mutter, bis sie zusammensank. Früh war der Mann fort, und als die Mutter das Sparkassenbuch suchte, um das Geld zu holen, war es verschwunden. Da lachte sie nur und schickte uns Kinder hinaus. Und dann, wissen Sie, ich habe damals noch nicht alles recht verstanden, aber das, was ich dann gesehen hab, werd ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen."

Sie schwieg und ihre Augen nahmen einen eigentümlichen Glanz an, während sie die mageren Hände an den Kopf preßte.

„Als wir in die Stube zurückkamen, hing die Mutter an einem Seil und war tot.

Dann ist ein Mann zu uns gekommen und viele fremde Leute und die Polizei, und man hat sie herunter gegeben. Wissen Sie, sie hat sich erhängt. Sie schaudern, es kommt Ihnen schrecklich vor, aber wahr ist's, und uns ist es damals noch viel schrecklicher vorgekommen. Ah, wie sie so dagelegen ist, das Gesicht so blau und die Augen, die sie immer so müde gehabt hat, weit offen, da bin ich auf einmal aufgesprungen und hab die vielen Leute, die in der Stube waren, gestoßen und hab geschrien, sie sollten von ihr fortgehen. Ich war damals klein, und die Menschen lachten mich aus und sperrten mich in eine dunkle Kammer. Ich war dann [illegible]rank, und seit der Zeit habe ich so oft die furchtbaren [illegible]merzen im Kopfe. Mit der Mutter ist alles Glück [illegible]ch und meinen Bruder ins Grab gesunken. Wir S[illegible]ende, schlechte Menschen. Ich wußte gar zu g[illegible] wir so schlecht waren, aber später erkannte mit den [illegible] einigen Jahren nahm der Vater ein gutem Be[illegible] Haus. Mit der kam er gut aus, durch Falten[illegible] hatte und ihm davon gab, soviel oder durch En[illegible]ihr ich, woher sie's nahm. So die Phantasie an[illegible] ich war vierzehn Jahre alt und sollte die Schule verlassen, mein älterer Bruder arbeitete bereits in einer Fabrik. Da starb der Vater. Nun blieben wir mit der Stiefmutter allein. Ich wollte dienen gehen, um mir etwas Geld zu erwerben. Doch die Mutter sagte, ich solle bei ihr bleiben und ihr in der Wirtschaft helfen. Sie werde Kostmädchen aufnehmen und sich in dieser Weise ernähren. Ich glaubte ihr und blieb; aber sie hat gelogen, sie hat mich dadurch zur Faulheit und Liederlichkeit verleitet, so daß ich schließlich ein elendes, verlorenes Wesen wurde. Ja, Sie verstehen mich, schauen Sie mich nur recht an, Sie können's mir schon glauben. Und ich werde es wol bis zu meinem Ende auch bleiben."

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Letzte Frage.

Warst Du wahr, wenn mich in wilden Stunden
Deine schlanken Glieder heiß umflossen?
Wenn in Deiner Lust ich scheu empfunden
Deiner Seele Keuschstes hingegossen?

Hab' ich, kosend Deine jungen Brüste,
wahr in Deinem feuchten Blick gelesen?
Warst im heißen Ringen unsrer Lüste
Du zur hehrsten Liebe rein gewesen?

Oder wollte Deiner Wollust Fluten,
Deiner Adern lebenheischend Gluten,
blumengleich im Blühen nur verbluten?

Ruhten, während Deine Sinne riefen,
Deiner jungen Seele stille Tiefen?
Und die Träume Deiner Sehnsucht schliefen?

Letzte Bitte.

Eins nur erflehe ich:
Daß meiner Jugend Kraft mir in einem
gebrochen nie werde:
Wenn schwerer Leiden drückende Qual
mich so bedrängt,
daß die Lust zum Leben
bebend ringt mit der Todessehnsucht,
mög' meiner Seele zagendes Drängen
in Tränen zerfließen,
wie einst,
als jung und zukunftsehnend
aus Jünglingsschmerzen ich aufgeschrien
in bangen Nächten.

Franz Philips.

Das Wesen der Künste.

Von Dr. Walter Friedemann.

III.

Die Allegorie also bietet 2 Fälle: Personen oder Embleme treten ein für Abstrakta. Dann ist aber nicht am Beispiel die Idee gezeigt, sondern ein Individuum tritt an Stelle des Abstrakten, man ging von der Idee zum Einzelindividuum. Aber gerade der entgegengesetzte Weg kommt der Kunst zu, wie wir sehen, da sie wie wir sahen vom Beispiel zur Idee führen soll. Im 2. Fall tritt symbolische Handlung ein und man fällt natürlich denselben Fehlern anheim. Nun erklärt sich die Sucht, zu allegorisieren aus dem Wunsch, die, im Vergleich zur Dichtkunst und Musik engen Grenzen, zu überschreiten und an die Stelle von Gefühlstiefe Gedankentiefe zu setzen, d. h. zu philosophieren. Wie sehr Kunst und Philosophie sich aber unterscheiden, haben wir in der Einleitung gesehen, und so gelangt man auf diesem Wege notwendig zu den größten Albernheiten. Die Symbolisten begehen sie durchweg und wenn sie sich gar nicht anders aus der Sackgasse heraushelfen können, so versuchen sie das Fehlende durch Farbenkunststücke zu verdecken. Sobald man solche Kunststücke der Perspektive oder Farbe sieht, sei man sehr mißtrauisch, denn es ist meistens der tatsächliche Unwert des Ganzen dahinter versteckt. So war es vor einiger Zeit Mode, blau zu malen oder den Gegenständen die Farben zu geben, die ihnen gerade nicht zukamen. Dann hieß es, es gäbe diese Farben, der Maler sähe sie, das Publikum müßte durch ihn erst sehen lernen. Heute sieht sie der Maler auch nicht mehr, hat sie auch nie gesehen, es war eben Kleckserei, die über den Mangel an Originalität forthelfen sollte. Es ist leicht nachzuweisen, daß es eine physikalische Unmöglichkeit ist, daß nur eine Farbe zu sehen ist. Es sind stets alle vorhanden, nur kann bei gewissen Verhältnissen der Atmosphäre eine oder die andere stärker vertreten sein. Diese Maler sahen folglich nicht mehr, sondern weniger als andere Leute.

Die Allegorie setzt also an Stelle der zu schildernden Sache eine andere. Diese Art, die Erkenntnis zu vermitteln ist aber nicht nur aus den oben angegebenen Gründen fehlerhaft, sondern auch ein Umweg, also unnütz. Sie besagt schließlich auch nichts mehr als das Wort selbst, das als Unterschrift dient. Wenn also ein Asklep mit dem Stab und der Schlange gemalt wird, so lernen wir daraus nicht mehr als aus dem Wort „Heilkunst“ oder „Apotheke“. Die Allegorie ist wirklich zu nichts gut, als hübsche Firmenschilder zu liefern und deshalb ist sie endlich zur Dienerin der Reklame herabgesunken. Das Gesagte gilt aber auch für Bilder, die in Museen hängen und Weltruf genießen. Man denke an die berühmten „Jahreszeiten“ von Wislicenus. Jedes ist an und für sich ein wahrlich herrliches Werk — wenn nur der Künstler nicht verlangen würde, daß wir uns darunter die Jahreszeiten vorstellen. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, sind sie wertlos. Man betrachte z. B. den „Herbst“. Wir sehen die schönen Formen eines Weibes und als solches wirkt es auf den Beschauer auch ein, aber gewiß hat noch niemand bei ihrem Anblick die Gefühle, die der Herbst hervorruft, empfunden. Das kann nur die Herbstlandschaft bewirken.

Ganz anders ist es in der Dichtkunst. Das Gleichnis ist ihr ein wichtiger Hilfsfaktor. Schon Homer bedient sich meisterhaft des Gleichnisses zur Erleichterung des Verständnisses. Er selbst gibt uns aber das tertium comparationis, so daß wir es selbst nicht suchen müssen. Und dies ist der fundamentale Unterschied der Allegorie in der Dichtkunst von der in der darstellenden Kunst. Es ist natürlich vernünftig, an Stelle eines Schwerverständlichen ein Leichtverständliches zu setzen. Nicht braucht aber an Stelle eines Abstraktum ein Konkretum zu treten, wo der oft willkürliche Zusammenhang erst vom Publikum gefunden werden muß. Für Vorgänge, die z. B. durch lange Zeitdauer schwer für den Menschen in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken sind, tritt ein Vorgang, den jeder dauernd in der Natur beobachten kann, und der Dichter weist selbst auf das Gemeinsame hin. Das Werden und Vergehen des Menschengeschlechts übersieht ein Mensch naturgemäß schwer. Homer erläutert es an dem Werden und Vergehen in der Natur: „Der Mensch ist wie das Blatt vergänglich.“

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.“

So kann ein ganzes Stück allegorisch sein, ja, es wird, wenn es ein gutes ist, stets diese Eigenschaft haben, denn der Held ist dann der vollendetste Vertreter seiner Art, und das bedeutet, daß statt des einzelnen Individuums im Helden die ganze Art zu erkennen ist. Dies aber war ja die Anforderung, die wir an ein Kunstwerk stellten, gerade deren Erfüllung ist sein Kriterium. Es wird also der umgekehrte Gang eingeschlagen, wie in der bildenden Kunst, die statt der Idee nur ein Einzelindividuum allegorisierend darstellen konnte. Es wird in der Dichtkunst statt des einzelnen Mitgliedes einer Art das Wesen des Ganzen quasi als Extrakt vorgeführt. Faust, Peer Gynth, Hamlet sind Allegorieen. Goethe sagt von den 3 Gewaltigen im 2. Teil: „Und allegorisch, wie die Lumpen sind, sie werden nur um desto mehr behagen.“

Die versunkene Glocke ist als Allegorie verketzert worden, sehr mit Unrecht. Nur der unkritische Geist konnte dies tun, denn wenn „allegorisch“ ein Fehler für ein Dichtwerk bedeutete, so wäre der Faust, wie alle Meisterwerke zu streichen. Man verwechselte eben mit dem ganzen Gedanken des Werkes einzelne Unklarheiten, wo die Gleichnisse das Verständnis nicht mehr erleichterten, sondern erschwerten, weil sie aufgehört hatten, welche zu sein, wie die mystische Erzählung von den 3 Aepfeln und anderes. Aber solche Kleinigkeiten können für einen, der das Ganze überschaut, nie für die Beurteilung der Grundidee eines so herrlichen Werkes, ausschlaggebend werden. Und diese ist doch das Maßgebende.

Die Dichtkunst ist also in ihrer höchsten Form stets Allegorie, ihr Hauptheld ist der Vertreter des ganzen Menschengeschlechtes. Aber während in der bildenden Kunst stets nur ein Moment der Entwickelung festgehalten werden konnte, schildert sie die ganze Entwickelung. Der Held hat menschliche Schwächen und muß sie überwinden, um endlich zur Kathersis zu gelangen, um abgeklärt, objektiv zu werden. Ist er so weit ge-

langt, dann ist die Erde kein Platz mehr für ihn. So kommt es, daß der Held im Drama stets stirbt. Das Verhängnis braucht ihm nicht durch die tollsten Komplikationen gebracht zu werden, der strahlende Held ist auch ebenso unwahr wie der vollendete Bösewicht, sondern das Unglück muß entstehen, wie es in der Welt wirklich entsteht, durch die Verschiedenheit der Menschen und ihre sich kreuzenden Wünsche. Also logisch. Die äußere ausgleichende Gerechtigkeit ist ein Beruhigungsmittel fürs Volk und unwahr. Wahr ist vielmehr, daß der Held zu Grunde geht, weil er und andere Schwächen haben. Das Unglück, das Menschen betrifft, bringt sie aber zur Erkenntnis und sie sterben darum nicht in Verzweiflung, sondern in sich gefestigt, selbst dem Schicksal trotzend. Das ist Macbeths Größe. Das Drama ist also das größte Kunstwerk, denn es gibt das umfassendste Bild der Menschheit. Der Dichter erschafft den Idealmenschen gleich Gott, er weist uns das höchste Ziel, und wie der Held freudig stirbt, so schreckt auch uns der Tod nicht mehr, er stimmt nur ernst. Nun aber hat das Drama dem blinden Zufall von je einen weiten Raum gegeben. Dies ist aber naturwahr, denn er herrscht ja auch im Leben. Indessen ist es doch anzuerkennen, daß was wir gemeinhin Zufall nennen, für die innere Entwickelung nur von sekundärer Bedeutung ist. Und nur die innere Entwickelung ist von Interesse.

Das Endziel, das ist Erkennen, objektiv werden und so die Wünsche besiegen, die uns fortwährend ins Unglück stürzen. Dahin sollen wir trotz aller sogenannten Zufälligkeiten gelangen und vermögen es auch. Denn Zufälligkeiten sind nur die Wechselfälle des Lebens, mit denen wir nicht rechnen, obgleich sie doch in ihrer Folge das tägliche Leben bedingen. Wie wir innerlich uns an ihnen bilden, liegt an uns selbst. Alle Menschen sind ihnen ja gleichmäßig unterworfen. Wenn nun die Alten den Menschen als abhängig von den Göttern darstellten, so ist dies nichts weiter, als daß sie unsere Abhängigkeit in äußerlichen Dingen erkannten und die innere Freiheit, die wir gerade durch das Unglück gewinnen, nicht genügend schätzten. Der Schicksalstragödie ist daher nicht der Wert beizulegen, wie es lange Zeit geschah. Selbstverschulden, und zwar durch die Einrichtung der Welt, dann Reue und Selbstläuterung, das ist Menschenschicksal!

„Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Es kann vorkommen, daß Unglück dadurch eintritt, daß verschiedenartige Menschenklassen, von denen jede an sich tüchtig ist, sich in den Weg kommen, und das ist die vornehmste Behandlung des Stoffes. Es enthält nichts Gewaltsames, sondern das täglich aufs neue sich Entwickelnde. Solche Leute begehen dann nur den Fehler (der sie aber verdirbt), daß sie nicht begreifen, daß alle Menschen vice versa auf einander angewiesen sind, daß keiner für sich bestehen kann, daß auch der Egoismus à deux, à trois, à cents, ja, der für das ganze Volk, doch schließlich Egoismus bleibt. Kunst entspringt eben auch dem Egoismus und zeigt ihn dann am Beispiel. Ein klassisches Beispiel einer solchen Behandlung ist Björsens „Ueber unsere Kraft", II. Teil. Zwei Menschengruppen reißen sich durch die mangelnde Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit ins Verderben. Aus diesem Unglück aber blüht die wahre Erkenntnis auf.

Dramatischer Stoff ist natürlich alles, was einen Einblick in das Menschenleben gestattet. Nicht nur bei Großen, sondern bei jedem echten Menschen kann man diese Studien machen. Je weniger der Mensch eine Ausnahmestellung einnimmt, je mehr er dem täglichen Leben angehört, desto näher rückt er uns, desto mehr finden wir uns in ihm wieder. Deshalb ist es ein richtiges Beginnen, den Menschen, wie ihn die Mehrzahl kennt, auf die Bühne zu stellen. Aber der Pferdefuß bleibt auch hier nicht aus, und schließlich überwiegt der Nachteil die Vorzüge. Wir sollen uns selbst im Helden erkennen. Wird dieser aber nicht idealisiert, d. h. wird er zu wenig Vertreter der Gesamtheit und zu sehr Einzelindividuum, so ist die Folge, daß die Schilderung des Menschengeschlechts, die doch erstrebt wird, einseitig z. B. vom Parteistandpunkte aus geschieht. Dann werden wir dafür oder dagegen Partei nehmen, das ruhige, objektive Betrachten geht verloren, und der Zweck des Ganzen ist vereitelt. Desto mehr aber entsteht das, was Schiller die blinde Gewalt der Affekte nennt. Diese nun ist es, die man heute so oft mit dramatischer Wirkung verwechselt. Diese Affekte versucht man durch grausige Szenen zu erzielen, und durch Schrecken auf den Hörer einzuwirken. Gerade er aber ist imstande, uns um die Besinnung zu bringen, folglich ist er unkünstlerisch. Ebenso widersinnig ist das Streben, sich dadurch interessant zu machen, daß Abnormitäten gezeigt werden, Ibsen liebt das besonders. Aber gerade das soll ja die Kunst vermeiden. Sie soll Typen und nicht Ausnahmen schildern. Man denke, das Gleiche auf die Malerei übertragen und die Karikatur ist fertig.

Medizinische Probleme sind eben viel besser durch Vorträge zu erklären. Die Schäden, die durch den Trunk angerichtet werden, aufzudecken, ist Sache des Antialkoholismus. Die Inzucht behandelt am besten der Professor im Kolleg, nicht ein Dichter, dem noch dazu das Fachwissen abgeht. Und doch hat selbst ein Gerhart Hauptmann diese Motive bearbeitet. Der Umweg über die Kunst aber ist dazu unnütz, wie in der Einleitung gezeigt wurde. Das sind Fehler unserer Modernen, die oft durch diese gerade dem Mangel an wahrer dramatischer Kraft abhelfen wollen. Auch Ibsens Stücke sind davon oft nicht frei. In den Gespenstern tritt es sogar abschreckend deutlich hervor. Da der Held ins Unglück gerät, so werden wir naturgemäß erschüttert. Um uns nun die Besonnenheit wiederzugeben, forderte Schiller die Einführung eines reflektierenden Chors (vgl. „Ueber die Einführung des antiken Chors. Braut von Messina"). Shakespeare wendet ein Mittel an, das ungleich geschickter und einfacher denselben Zweck erreicht. So paradox es klingt: Was Schiller in der Braut von Messina mit dem Chor beabsichtigt, erreicht er durch die Einführung der Narren oder der Rüpel. Die Mordnacht in „Macbeth" hat mit ihrem Schrecken das Gemüt überwältigt. Der Mord, der dem Schlafenden droht, erfüllt jedes Menschen Herz mit Angst, da ertönt die Stimme des betrunkenen Torwächters, und der Alb löst sich. Der scharfe Kontrast zeigt einerseits das Furchtbare der Situation in grellem Licht, andererseits löst er doch die Beklemmung. Dieselbe Rolle spielt der Narr im „König Lear" in der Sturmnacht und so fort.

Die Verbesserungen, die die Jetztzeit gegen die klassische Richtung getroffen hat, haben sich auch ander-

weitig schlecht bewährt. Ich möchte als Beispiel dafür nochmals die „Gespenster“ anführen. Das Haupterfordernis des Dramas ist doch, daß der Held sich verschuldet. Hier aber tritt an Stelle der Schuld des Helden, das Verschulden der ganzen Gesellschaft. Das Einzelindividuum ist schuldlos, aber belastet durch die Lebensweise seiner Gesellschaftskaste. An dieser Gesellschaftsschuld geht er zu grunde. Es ist klar, daß, wer einer anders gearteten Kaste angehört, durch seine Lebensführung nicht von demselben Schicksal bedroht ist, weder Furcht noch Mitleid empfinden wird. Diese aber machen ja das Haupterfordernis des Dramas aus, und nur die virtuose Milieuschilderung kann noch fesseln. Aber gerade wegen dieser Aeußerlichkeit finden die Leute oft ein recht inhaltloses Stück gut. Sie verwechseln auch die Fabel des Stückes mit seiner Tendenz und meinen, ein Dichter brächte nur Begebenheiten in Verse. Die Entwickelung der Fabel aber ist die Technik, der wahre Inhalt und Gehalt ist die Entwickelung des Geistes. Vor allem ist aber der Einzelwille gegenüber dem Allgemeinwillen durch Erfahrung und Wissenschaft als Tatsache, daß es nicht angeht, ihn so fest begründet einfach zu ignorieren.

Um nun von blinden Affekten, die unserem persönlichen Interesse entspringen, frei zu bleiben, trotzdem aber eine interessante Fabel zur Unterlage zu haben, nahm man im Gegensatz zur Jetztzeit früher historische Stoffe. Das Gefühl, daß uns die Objektivität verloren geht, wenn uns der Held zeitlich zu nahe steht, ist so selbstverständlich, daß Zola sich geweigert haben soll, aus diesem Grund die Affaire Dreyfus zu bearbeiten. Selbst Napoleon steht uns zeitlich in betracht seines großen Wirkens auch zu nahe, und so ist der ausgibige Stoff, den er bietet, nur sehr spärlich bearbeitet worden. Das historische Drama bietet also große Vorteile vor den modernen oder sozialen Dramen, um so mehr, als alle diese Probleme ihre Tendenz dem historischen Stoffe leicht aufpropfen lassen, denn es ist sehr wahr, daß alles schon dagewesen sei. Wählt er die Form des historischen Dramas, so wird der Dichter leicht belehren können, ohne Gefahr zu laufen, daß sein Stück verboten wird. Ein solches Verbot ist tatsächlich eine unbeabsichtigte Kritik, denn wenn man befürchten muß, daß es Parteileidenschaften aufregen kann, so beweist es, daß die Objektivität nicht sein Ziel ist. Bringt der Dichter aber die Tendenz in den historischen Stoff hinein, so kann er sich ebenso gut verständlich machen. Er wird allerdings die Gunst des Banausen nicht so leicht erringen, der sich und die Katze und den Shal seiner Tante auf der Bühne sehen möchte, wie Andersen sagt.

Wer kennt nicht die Wirkung der „Stummen von Portici“ auf das Publikum von Brüssel, das sich durch diesen zurückliegenden Stoff zur Revolution hinreißen ließ? Der Dichter wird auch dabei zum allegorisieren gleichsam gezwungen, und welche Vorteile das bringt, haben wir bereits gesehen. Ueberall wo ein Einblick in das Wesen der Menschen möglich ist, bietet die Geschichte dramatischen Stoff. Der Dichter muß das empfinden und sich dementsprechend seine Helden wählen. So ist die Geschichte auch ein guter Prüfstein für unsere Erklärung der Kunst und Philosophie, wie wir Epigonen Platons, Kants und Schopenhauers sie auffassen müssen. Gibt nicht die Summe der Ereignisse, das ist die lange Kette der Geschicke der Menschheit, dem betrachtenden Kopfe das Mittel, die Regel herauszuziehen. Der Künstler aber wählt sich das Beispiel, um an ihm das Wesen der Menschheit zu erläutern?

Die Vorteile des historischen Dramas sind also, daß es die Affekte so reinigt, daß wir uns in ihm ohne Leidenschaften spiegeln können. Die Behauptung aber, daß die fremde Epoche uns nicht so interessieren könne, wie die jetzige, ist hinfällig, da ja allgemein Menschliches uns vorgeführt werden soll. Darum ist auch das Lokal- und Zeitkolorit unwichtig, wie Shakespeares Dramen beweisen. Die historische Wahrheit ist gar kein Zwang. Der freien Erfindung ist keine Schranke gesetzt, da die logische geistige Entwickelung über alles geht. Es hat noch niemanden gekränkt, daß Jeanne d'Arc auf der Bühne anders endet als in Wahrheit, oder daß Tell eine Tausende von Jahren alte Sagengestalt, von Schiller zum Schweizer Nationalhelden gemacht wurde.

Nun verwechsele man nicht mit historischem Drama jedes gehaltlose Geschmiere, das ordensüchtige Direktoren aufnehmen, nur weil es „patriotisch“ ist.

Man hat Schiller nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß alle Personen bei ihm dieselbe Sprache führen, der Bauer wie der König schritten auf demselben Kothurn einher. Bei den Modernen sähe man das Leben, wie es ist, und daher sprächen die Leute, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und das erhöhe das Gefühl der Wahrheit. Zugegeben, aber warum soll denn eine Differenzierung im historischen Stücke nicht möglich sein? Die Menschen mögen je nach ihrer Eigenart reden, wenn dann aber an geeigneter Stelle die gebundene Rede in ihr Recht tritt, so wird dieser Kontrast bewirken, daß das Erhabene, was sie mit sich führt, den Unterschied des abgeklärten Menschen vom Herdenvieh oder die Größe des Geschehnisses doppelt klar erkennen läßt. An ganz markanten Stellen mag zur höchsten Bekräftigung auch einmal ein Reim auftreten, der sonst allerdings als gedankenbeengendes Momentum und als wertlos für die Sache auszumerzen ist. Gerade so wird die gebundene Sprache noch ein Hilfsmittel statt eines Hindernisses, Personen auch sprachlich zu individualisieren. Der Takt des Künstlers hat hier eine schwere aber dankbare Aufgabe. Also mit dem, was wir von den Neuen gelernt haben — und sie haben der Dichtkunst viel gegeben — wollen wir das klassische Gewand neu schmücken, statt es ganz zu verwerfen. Wer aber das moderne Zeitalter bevorzugt, mag sehen, daß er die gefährlichen Klippen umsegelt und nicht von der Scylla in die Karybdis fällt.

Je reichhaltiger nun die Charakterschilderung, desto mehr ersieht man den Reichtum der Menschennatur. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“ Das Drama hält uns einen Spiegel vor, in dem wir uns und die Welt erkennen und mehr noch, es zeigt den Weg zur Freiheit. Um aber nur unsere Vorzüge und Fehler zu schildern, ist dieser große Apparat nicht nötig. Man sieht wol schon, welchen Wert das Lustspiel haben kann. Ein Stück soll aber doch immer wahr sein, und das Leben ist so ernst! Darum ist die Satyre eines Molière ein kostbares Gut geworden. Sie ist den Spiegeln zu vergleichen, aus denen ein Zerrbild zurückfällt. Und ein Zerrbild des Menschen ist ein Tartüffe! Nur soll der Spiegel nicht so verzerren, daß sich der Beschauer gar nicht wiedererkennt. Man darf eben nicht über das Ziel hinausschießen. Das tut „L'avare“. Man lacht also wol über ein satyrisches Lustspiel, aber es ist ein bitteres Lachen. Unwahr sind

dagegen die faden Possen, die das Publikum jetzt so gern beklatscht, in denen alles recht befriedigend abläuft und in denen alberne „Situationen" oder schlimmer versteckte und offene Gemeinheiten 500 ausverkaufte Häuser erzielen. Während so vielfach eine Dekadence des Geschmackes sich geltend macht, sind doch einige wahrhaft erfrischende Proben dichterischer Kraft gegeben worden. Das Drama im Großen hat heute wenig berufene Vertreter. Das Drama im Kleinen aber, die Ballade, hat geradezu Großes gezeitigt. An erster Stelle möchte ich hier die Wildenbruchschen Balladen nennen, und es ist wol kein Zufall, daß dieser wahre Dramatiker im Kleinen auch das historische Drama wieder aufleben lassen wollte. Bemerkt sei auch die talentvolle Gestaltungskraft eines Münchhausen. Wie traurig aber ist es dagegen mit dem Gedicht bestellt. Goethe hat gesagt, man erkenne den Wert eines solchen, wenn man es in Prosa übersetzt. Man tue dies mit der Dichtung der Nachtreter Dehmels, und wie werden die leichten Flitter herumfliegen! Die Vernachlässigung von Rhythmus und Reim stempelt noch lange nicht zum Dichter, wie diese Leute sich einbilden, welche ihre bettelhaften Gedanken nicht in ein wolgeordnetes Gewand zu kleiden vermögen, und daher zum Unverständlichen ihre Zuflucht nehmen. Aber diese Plattheit ist ja so süß — da fällt der Neid fort, das hat ein jeder als Untersekundaner heimlich ja auch gekonnt. Es kann's auch wirklich jeder, nur hat nicht jeder die Stirn, es drucken zu lassen. Es ist kaum zu glauben, daß ernsthafte Menschen den Nonsens wie er sich in den Ueberbrettlbüchern zusammenfindet, lesen und angeblich noch schön finden. Da wagt z. B. ein gewisser Heymel dem Publikum seine „Gedichte" anzubieten, aber er hat Recht, das Publikum nimmt sie ja an. Wenn diese Leute Prosa schreiben, so besteht das Machwerk manchmal in 40% Worten und 60% Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen. Letzterer will sagen: „Hier hatte der Autor schon wieder keine Gedanken, lieber Leser, sei so gut und fülle diese Lücken selber aus." Eine weitere Gruppe sind die verlogenen Verkünder der Lebensfreudigkeit, die sie am wenigsten fühlen, die kein anderes Thema kennen als die Prostitution. Daß in den sogenannten guten Kreisen sich wenig echte Weiber finden lassen, ist ein Grund, der Menschen mit echtem Fühlen sich den Frauen zuwenden läßt, die aus echtem Gefühle „gefallen" sind. Wo die Lust an ihnen einer starken, frohen Natur entspringt, wie bei Bierbaum, da kann man sich daran erfreuen, aber wo die schwermütigen Tränensäcke sich an dieses Thema machen und lustig zu werden versuchen, verursachen sie nur den Ekel am Viehischen. Dekadente Menschen sind es, die sich ihre schwächlichen Gefühle unter idealem Geschwätz selber verbergen wollen. Wilhelm v. Scholz, der wenigstens nicht heuchelt, wenn er auch ein echt nervös-moderner Gefühlsmensch ist, bekennt, jeder Entschluß sei für ihn etwas Schreckliches, und ließe Erschöpfung zurück. Und das wollen die Führer der Nation sein, und das traurigste ist, daß diese sich von ihnen führen läßt.

Auch unter den „Sezessionisten" finden sich begabte Leute, zu ihnen rechnet in erster Linie Maeterlinck. Nur schade, daß sie alle, ob sie in Prosa, Gedichtsform oder gar im Drama sich versuchen, durch ihre übermächtige Gefühlsseligkeit sich auf ein falsches Gebiet locken lassen, die Fehler aller Entarteten begehen, nämlich die Grenzen ihrer Kunst überschreiten. Gedanken sind ihnen nebensächlich, man will direkt Gefühle zum Ausdruck bringen. Und was geschieht? Man macht mit Worten Musik. Dehmel liebt es daher, Wortbildungen zu erfinden, um durch diese eine Stimmung wiederzugeben.

„Trinklied.

Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Dagloni gleia glühlala!
Klingklang, seht: schon knicken die Reben
Aber sie haben uns Trauben gegeben!
Hei!" —

Der direkte Ausdruck des Gefühls und der Stimmung ist aber nicht die Dichtkunst. Sie kann nur die Aeußerung des Gefühls in die Welt vermitteln. Dieses selbst gibt die Musik wieder. Halb Poesie, halb Musik, das ist das Kriterium jener Richtung, und deshalb nichts Halbes und nichts ganzes. Diese Uebermittelung der Gefühle ist etwas Erfundenes, nicht allgemein Verständliches, auch naturgemäß Unvollkommenes. Die Musik aber ist, wie wir sogleich sehen werden, die allgemein direkt verständliche Sprache, und das Hineinpfuschen in ihr Reich kann deshalb nur ein Gefühl erwecken — das der Unzulänglichkeit. Wir leben in einer wunderlichen Zeit — der Maler will philosophieren — der Musiker will malen, der Dichter nicht dichten, sondern musizieren — eine babylonische Verwirrung!

Wenn Klopstock in der „naiven und sentimentalischen Dichtung" ein musikalischer Dichter genannt wird, entspringt das dem richtigen Gefühl für das Wesen der Musik. Aber Klopstock darf deshalb doch nicht mit den genannten Dichtern in eine Reihe gestellt werden.

Die Musik ist nun aber die Kunst, deren Grenzen viel schärfer gezogen sind, als die der anderen Künste, von denen sie sich fundamental unterscheidet. Die bisher betrachteten 4 Künste hatten nämlich alle ein gemeinsames Merkmal: Sie illustrierten Ideen an Beispielen. Die Musik aber verkündet sich, ohne die Hilfe der Materie in Anspruch zu nehmen, sie wählt das abstrakteste und deshalb uneingeschränkteste Hilfsmittel, den Ton. Daher kann sie auch Abstrakta, das Uebersinnliche, selbst ohne Umweg widerspiegeln, was die Malerei, wie man sich erinnern wird, in der Madonna mit geringerem Erfolge anstrebte. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis: Sie illustriert nicht mehr am Beispiel, sondern sie gibt die Sache selbst wieder. Darum ist sie die eigenartigste Kunst und doch sonderbar genug, der unzulänglichsten Kunst, der Baukunst am ähnlichsten. Diese gab auch einen der Grundzüge der Welt wieder: die Zweckmäßigkeit durch Symmetrie. Die Musik aber, kann man sagen, ist wie das Grundprinzip alles Seins selbst: denn alles ist das Produkt von Liebe und Haß, das bedeutet Anziehung und Abstoßung, Vereinigung und Trennung, Angenehmes und Unangenehmes. Diesem großen Grundprinzip der Welt unterliegen die Menschen wie die scheinbar leblosen Atome, wie jeder Physiker weiß. Begierden und Abneigungen, daher Glück und Unglück wechseln in endloser Kette und sind demnach das Thema der abstraktesten der Künste. Daher ist ihr Vorwurf immer derselbe, jedes Thema ist nur dessen Variation. Dafür aber ist es nie kleinlich, sondern stets wichtig. Das große Weltthema kommt entsprechend im Wechsel von Konsonanz und Dissonanz zum Ausdruck.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere geschätzten Abonnenten, welche Exemplare von

Nr. 1 des „Magazin für Litteratur",

71. Jahrgang, 1902 vorrätig resp. disponibel haben, würden die ergebenst unterzeichnete Expedition durch Uebersendung dieser Nummer sehr verbinden.

Wir sind gern bereit, alle eingehenden Nummern zu vergüten.

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29.

Die Expedition des „Magazin für Litteratur."

Anzeigen werden die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Conrad Gomoll, Berlin W. 57, Bülowstr. 82. Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin
für
· · Litteratur · ·

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

· · · · · · Herausgeber: **Franz Philips** · · · · · ·

Schriftleitung: Wilhelm Conrad Gomoll.

No. 11. 72. Jahrgang.
· 1903. 14. März. ·

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur Originalarbeiten oder Originalübersetzungen.

Inhalt:

Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4901 der Postzeitungsliste) — sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark, bei direkter Zusendung unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Klopstock.

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

(Fortsetzung.)

Hat unser deutsches Volk nun seinen Sänger, Klopstock, verstanden? Hat es ihm den ihm gebührenden Dank dargebracht?

Klopstock stand vor seinen Zeitgenossen als ein Prophet, er sang, ein Ewig-Junger, nie alternd; er erlebte, daß man ihn würdigte und umjubelte, und als er seine Augen für dieses Leben schloß, bereitete man ihm eine Feier, die den Fürsten aller Zeiten zu Ehren gewesen wäre! Klopstocks Name wird mit seinen Oden, wie mit seiner großen Messiasdichtung ewig fortleben, aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Dichter unseren Zeitmenschen mehr und mehr ein Fremder geworden, ja ein Fremder werden mußte. Wir werden ihn immer als den bedeutenden echten religiösen Dichter, neben dem großen Vaterlandsbegeisterer, dem Neuschöpfer der deutschen poetischen Sprache schätzen! Das Religiöse in Klopstocks Werken aber ist es, das den großen Mann für unsere Zeit zur Seite drängte, und so konnte er seinem Volke, das er sicherlich über alle anderen Völker liebte, nicht der Dichter werden, von dem er selbst in seinen Jünglingsjahren sprach, dessen Lieder in jedem Munde leben, der einem jeden Teil des Volkes einen Teil seiner Dichterseele in das Herz gesenkt hat. Ich glaube auch die Menschen vor uns haben das, was Klopstock als Lyriker gegeben, was herrlich und groß vor jeden denkenden und tiefer empfindenden Menschen hintreten sollte, den Inhalt seiner Oden und Bardiets, nie recht verstanden. Im anderen Falle hätte uns Klopstock als ein Größerer in das Kinderherz gepflanzt werden müssen!

Und doch lebt so manches gewaltig in den Oden, was ohne Frage ein Recht auf die weite Welt des deutschen Herzens hätte. Wie herrlich ist seine Sprache, wenn er von seiner Weltanschauung spricht, die er mit ehrlichem Herzen vertritt:

„Forschung des Wahren, geb ich Dir mich ganz hin,
Ernt' ich Kenntnis, die mir den Geist erhellt,
Löscht des Herzens Durst. Zwar nicht Garben ernt' ich,
Aber doch Halme!"

Er, der in der Dichtkunst den göttlichen Beruf sah, in die poetische Arbeit den einzig richtigen Gehalt hineinlegte, ist unstreitbar ein großer Mann gewesen, vor dem nicht ungerechtfertigt und launisch, sondern vom Gefühl des Dankes beseelt, gewaltige Männer und Geister noch später an seinem Grabe mit Ehrfurcht das Haupt entblößten. Und er ist auch das Vorbild eines rechten deutschen Jünglings gewesen, der aus der reinen Begeisterung, aus der frischen Anregung der Natur- und Vaterlandsbegeisterung heraus gedichtet hat. Dieses hat auch sein Volk verstanden — freilich zu spät! Er war als Jüngling einer von denen, die sich nach dem Leben sehnten, die ihre Jugend genossen, die heiß aus dem Vollen zu schöpfen begehrten und aus dem Pokal des Frohsinns zu trinken verstanden. Viel zu jugendtoll und viel zu extrem war er dem würdigen Züricher Freunde Bodmer, der der Ansicht war, daß ein Messiassänger der äußerlichen Welt an Exempel viel schuldig sei. Bodmer hat diese Ansicht in einem Briefe bekundet; „sein Wandel ist nicht heilig", schrieb er. — Was übrigens Klopstocks Stellung zur Jetztzeit gegenüber der damaligen Zeitepoche glänzend charakterisieren kann, sind ein paar Worte Lessings aus jenen Tagen, die Klopstock zuerst der Welt verkündeten:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch fleißiger gelesen sein!"

Lessing faßte schon damals Klopstocks schnell aufbrausenden Dichterruhm von der richtigen Seite an; in seinem kleinen Sinngedichte sprach er aus, was die Zeiten jetzt bewiesen haben.

Doch dieses kann Klopstocks wirkliches Verdienst um nicht das Geringste schmälern, zumal wir noch immer von seinen geistigen Anregungen zehren — wenn es auch viele unseres Volkes unbewußt tun. — Klopstock ist es gewesen, der für unsere Größen: Goethe und Schiller, den Boden geschaffen und geebnet hat, auf dem sie ihre unsterblichen Meisterwerke aufbauen konnten. Ohne Klopstocks literarische Schöpfungen hätte unser Volk wol niemals die großen Meisterwerke Goethes und Schillers bekommen, wenigstens nicht in der herrlichen Art, in der sie uns geworden sind. Er besaß, mit Alexander Härlins trefflich ausführenden Worten zu reden, die Wünschelrute, um den Quell der rechten Poesie zu Tage zu fördern. Er dichtete zuerst ganz aus dem inneren Erlebnis heraus. Sein „Messias" entstammte einer tief religiösen Anlage und menschlichen Erziehung durch das Elternpaar Klopstocks, und die „himmlische Freude", die er bei seiner Abfassung empfunden hatte, teilte sich notwendig den empfindenden Lesern mit. Die Zeit vor Klopstock hatte uns noch immer Liebeslieder ohne Liebe — und Trinklieder ohne Wein- und Zecherfreude beschert; der Verstand hatte lediglich die Gedanken der Dichter regiert. Klopstock aber machte, allen anderen entgegen, sein eigenstes Fühlen, sein tiefstes Erleben zum Inhalte seiner Dichtungen. Und das haben alle, die ihm gefolgt sind, von ihm, das Eigene, das Stark-Persönliche in der Poesie zum machtvollen Ausdruck zu bringen und mit Mut bekennend der Welt entgegen zu treten. Er war in einer Zeitperiode, die für unsere deutsche Dichtung von großem Ausschlag werden mußte, der Lehrer und Führer der tastenden Haltlosen, und was unsere Dichtung der späteren wie der jetzigen Zeit so wertvoll macht: das persönliche Element in ihr, haben wir Klopstocks Wirken zu danken! Zwischen ihm und seinen Vorgängern besteht eine Kluft, die fast unüberbrückbar erscheint, so gewaltig überragen Klopstocks Sprachleistungen auch in dieser Hinsicht die anderen. Jene großen Effekte der Sprache, die Leisewitz und Gerstenberg, dann noch unendlich hünenhafter Goethe und Schiller meisterten und handhabten, daß es wie Blitz und

Donner und Leidenschaft, wie ungeahnte Kraft mit der Sprache emporstieg, sind Früchte aus dem Samen Klopstockscher Sprachübungen. Was beim Beginn noch ein freundliches Wetterleuchten, wuchs mit dem Gang des Erkennens zur blitzenden und donnernden Sturmgewalt aus.

Aber noch in anderen Formen ist Klopstock unserem Volke von Bedeutung. Ward er uns der erste Sänger echter Liebe, echter Zecherlust und reiner Naturfreude, so ward er uns auch der, der seinem Volke in einer Zeit der flachsten Aufklärerei, in einer Zeit, die noch mehr als unsere jetzige alles glaubte mit dem trockenen Verstande erfassen und ergründen zu können, mit gewaltiger Macht das Gefühl der wahren Religion, aber auch das Recht der Phantasie, der Empfindung des Glaubens geltend zu machen wußte. Er kannte Dinge, die:

„Fern weg den ausgestreckten Armen!
Aber nicht weg aus dem bangenden Herzen!“

Er schuf eine Verbindungslinie zwischen dem Allerhöchsten und dem Menschen: die Unsterblichkeit. Er ist geradezu ein Sänger des Unsterblichkeitsgedankens gewesen; das Jenseits zu schildern, war ihm eine hohe und häufige Aufgabe in seinem Odendichtungen und mit herrlicher Einfachheit gab er sein Empfinden kund:

„Wieder aufzublühn werd' ich gesät:
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!“

Und ist nicht auch etwas Erhabenes in der Erwartung einer vollkommenen Jenseitigkeit? — Kann der Gedanke an eine Seligkeit nicht so mächtig sein, daß er die Furcht vor dem Tod und dem Sterben überbrückt, wenn nicht ganz überwindet und den schärfsten Stachel unseres Erdenseins stumpf macht? —

Klopstock ist ein Dichter voll echter Liebe zu allem Hohen, zu allem Edlen und Schönen. Und so wie er stark das Einzelne liebte, liebte er gleich das Ganze und neben dem einen das andere. So steht herrlich und hehr neben allem anderen sein starkes deutsches Vaterlandsgefühl. Bewältigend sang er Deutschlands Herrlichkeit und wies auf die Kraft und Schönheit unseres Heimatlandes mit glühenden Begeisterungsworten hin — wieder ein Lehrer des Volkes, indem er in ihm die Wert-Erkenntnis und -Schätzung des heimischen Mutterbodens kraftvoll groß zu ziehen bemüht war. Aus seinen Liedern spricht die Liebe für das Deutschtum, spricht der Geist des deutschen Wesens, in seiner „Hermannsschlacht“ glimmt schon der Funken Gewalt, die später in Ewald von Kleists großem Werke zu lohenden Flammen anwachsen und leuchtend auflodern. Schlicht und klar spricht Klopstock zu den jungen Herzen; echt, wie es die Würdgen ehrt, spricht vom Vaterland und seines Vaterlandes Kindern:

„Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick,
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist, und stolz, und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär mir auch frei die große Wahl!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens wert,
Des Vaterlands
Nicht wert, wenn du's nicht liebst, wie ich.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling, und dich Tor!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen: Vaterland!

So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Aufs Vaterland,
Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

So war ich nun bemüht, in kurzen Zügen ein Bildnis Friedrich Gottlieb Klopstocks zu skizzieren — Klopstocks: des Dichters und Lehrers unserer Nation, des Menschen, dem wir alle Dank schuldig sind, die wir unsere Großen: Goethe, Schiller, Lessing und alle die anderen, lieben und nach ihren Werten zu schätzen verstehen. Ich schließe mich den Worten Vilmars an, der in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur ausspricht, es sei Pflicht eines jeden, der Klopstock, besonders die ersten zehn Gesänge seines Messias, gelesen habe und Sinn für großartige und ergreifende Schilderungspoesie besitze, andere zum Genuß dieser Poesie einzuladen.

Klopstock verdient nicht nur vom deutschen Volke gelesen, sondern verstanden und geehrt zu werden!

Des Dichters Grabschrift auf dem Friedhofe zu Ottensen, wo er an der Seite seiner treuen Gattin ruht, gebe hier das Schlußwort. Nicht nur auf des Dichters Leben und Denken, auch auf sein ganzes Wirken und poetisches Schaffen scheint mir nichts besser zu passen . . .:

**„Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Gaben zu reifen.“**

Janko, der Musikant.

Von **Henryk Sienkiewicz.**

(In das Deutsche übertragen von **Berthold Bonin.**)

Schwach und elend kam das Würmchen zur Welt.

Die Gevatterinnen, die das dürftige Lager der Wöchnerin umstanden, schüttelten den Kopf, sowol über den Jungen, als über seine Mutter, und Frau Szymon, die Schmiedin, die Verständigste unter den Weibern, tröstete die Kranke auf ihre Art.

„Hört, Gevatterin,“ sagte sie, „mit Euch geht's nun bald zu Ende, ich will lieber gleich die Sterbekerze an-

zünden und den Geistlichen holen, damit er Euch Eure Sünden abnimmt, dann könnt Ihr ruhig fort in die andere Welt."

„Ja," bemerkte eine zweite Frau, „dem Jungen werden wir wol die Nottaufe geben müssen; bis der Pfarrer kommt, lebt er am Ende nicht mehr und müßte als Ungetaufter gar noch umgehen nach dem Tode."

Damit brannte sie die geweihte Kerze an, besprengte das Kind mit Wasser, daß es mit den Aeuglein zwinkerte, und sprach dazu: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und gebe dir den Namen Jan, und jetzt, du christliche Seele, gehe hin in Frieden, woher du gekommen bist, Amen." —

Das christliche Seelchen hatte jedoch gar nicht Lust wieder hinzugehen woher es gekommen war, sondern verblieb in dem gebrechlichen kleinen Körper, der nach Kräften mit den Beinchen strampelte und dazu schrie, so matt und kläglich wie ein junges Kätzchen, wie die Gevatterinnen meinten.

Der Geistliche wurde geholt, tat was seines Amtes war und entfernte sich wieder. Die Wöchnerin fühlte sich darauf besser; sie lag noch ein paar Tage, ging aber eine Woche später schon wieder zur Arbeit.

Das Kind konnte kaum noch jappen, aber es lebte weiter und kränkelte sich durch bis zum vierten Lebensjahre.

Als dann im Frühling der Kuckuck wieder rief, erholte sich der Junge und erreichte leidlich gesund das zehnte Jahr.

Schmächtig und hohlwangig blieb er indes. Seine hageren Glieder waren sonnengebräunt, der Leib etwas aufgetrieben, und die hellen, weit offenen, verträumt in die Ferne schauenden Augen von weißlichem Flachshaar beschattet, das ihm tief in die Stirn fiel.

Im Winter saß er im Ofenwinkel und weinte leise vor sich hin, vor Kälte und oft auch vor Hunger, wenn die Mutter weder etwas zu feuern noch zu kochen hatte. Im Sommer trug er nur ein langes Hemd von grobem Hanfgespinst, das eine abgeschnittene Tuchkante als Gürtel zusammenhielt, und einen alten Strohhut, unter dessen halb abgerissener Krempe sich sein mageres Gesicht wie der Kopf eines Vogels vorstreckte.

Seine Mutter, eine arme Einliegerin, die von der Hand in den Mund lebte, wie eine Schwalbe unter fremdem Dach, mochte ihn in ihrer Weise wol lieb haben, aber sie schlug ihn nicht selten und nannte ihn im Zorn einen garstigen Wechselbalg.

Als siebenjähriger Knirps half er schon dem Hirten das Vieh austreiben oder suchte Pilze im Walde, wenn es im Hause nichts zu beißen gab. Ein Gotteswunder, daß ihn die Wölfe nicht längst gefressen hatten.

Er war durchaus kein aufgeweckter Junge und steckte, wie jedes andere Dorfkind, verlegen den Finger in den Mund, wenn ihn jemand anredete. Kein Mensch erwartete, daß seine Mutter ihn großziehen, noch weniger, daß sie Freude an ihm erleben würde. Zu nichts war er zu gebrauchen, sein ganzes Sinnen und Trachten ging nur nach einem — nach Musik. Gott weiß, wo er das her hatte. Schon als ganz kleines Kind hörte er es überall tönen und klingen, und sobald er etwas größer wurde, dachte er an gar nichts anderes mehr.

Wenn er das Vieh zur Weide treiben half und im Walde Beeren sammeln sollte, so kam er wol mit leerem Henkeltopf nach Hause, kindlich lispelnd: „Mutterl, im Walde war was, das spielte immer so schön."

„Warte nur, dir werde ich gleich was aufspielen," antwortete dann die Mutter.

Zuweilen machte sie ihre Drohung wahr und bearbeitete seinen Rücken mit dem Kochlöffel, bis er schreiend versprach, es nie mehr wieder zu tun. Aber die Gedanken konnte er nicht verjagen. Er hörte beständig die Musik des Waldes, dieses Etwas, von dem er nicht wußte was es war, noch woher es kam. Birken, Buchen und Fichten, die wispelnden Halme und das laute Echo, der flötende Pirol, die zirpenden Sperlinge in den Obstbäumen, alles, alles sang und spielte, daß es eine Lust war.

Wenn der Abend auf das Dörfchen niedersank, so erwachten tausend Stimmen und machten ihm die schönste Musik; ihm spielte sogar der Wind auf den Zinken der Mistgabel etwas vor, wenn man ihn zum Düngerausstreuen schickte.

Einst erblickte der Vogt den Jungen, der mit zerzausten Haaren müßig dastand und die hölzerne Gabel horchend dem Winde entgegenhielt. Da schnallte der Mann seinen Hosenriemen ab und gab dem Faulpelz damit einen gehörigen Denkzettel.

Es half aber nichts, der blieb wie er war und die Leute nannten ihn: Janko, der Musikant.

Im Frühjahr lief er fort an den Bach und schnitzte Weidenflöten. In der Sommernacht quackten die Frösche, der Wachtelkönig schnarrte, im taufeuchten Grase schrie dumpf die Rohrdommel und gegen Morgen krähten hinter den Häusern die Hähne; Janko konnte dabei nicht schlafen und der Himmel weiß, was er da Wunderbares heraushörte.

Nahm ihn die Mutter mit zur Kirche und die Orgel fing an zu brausen, oder süß und weich zu klagen, so schwammen seine Augen in Tränen und sahen aus wie verklärt, sie ließ ihn deshalb lieber zu Hause.

Der Nachtwächter, der im Dorfe umhergehend, um nicht einzuschlafen, die Sterne zählte, oder leise mit den Hunden sprach, sah mehr als einmal eine leichte Kindergestalt im weißen Hemdchen vorüberhuschen. Das war Janko, der heimlich zur Schenke schlüpfte. Hinein ging er natürlich nicht, sondern lauschte, draußen an die Mauer geduckt, entzückt der Tanzmusik. Zwischendurch klang das Juchzen der Burschen, das Kichern der Mädchen und das Stampfen schwerer Stiefel. Mit ganz feiner, dünner Stimme sang die Geige:

„Laßt uns essen, trinken, singen
Und beim Tanze lustig springen."

Doch der Brummbaß sagte ernsthaft:

„So Gott will, so Gott will!"

Durch die Fenster strömte heller Lichtglanz, selbst die Balken zitterten und bebten und schienen teilzunehmen am allgemeinen Jubeln und Musizieren.

Janko stand und horchte. Was hätte er nicht darum gegeben, auch eine Geige zu besitzen, diese singenden Brettchen, doch woher nehmen? Wer machte wol solch ein merkwürdiges Ding? Hätte er sie ein einziges Mal nur in die Hand nehmen dürfen, aber ach, er durfte nichts als lauschen, und das tat er denn auch mit ganzer Seele, so lange, bis der Nachtwächter ihn grob aus dem Dunkel heraus anfuhr:

„Mach, daß du fortkommst, du Fratz!"

Dann rannte er auf den nackten Füßen so rasch er konnte nach Hause, doch hinter ihm her flog die lustige

Weise der Fiedel und das Brummen der würdigen Baßgeige: „So Gott will, so Gott will!"

Keine größere Freude gab es für Janko, als wenn beim Erntefest oder einer Hochzeitsfeier die Geige aufspielte. Nachher kroch er still hinter den Ofen und sprach den ganzen Tag nicht mehr; nur seine Augen lebten und leuchteten wie Katzenaugen im Dunkeln.

Es dauerte gar nicht lange, so fing er an zu basteln und machte sich aus einer alten Schindel, die er mit einigen Pferdehaaren bespannte, eine Fiedel zurecht, aber so schön wie jene wirkliche Geige in der Schenke wollte sie doch nicht singen und quikte nur leise wie ein Mäuschen, oder summte wie die Mücken. Trotzdem spielte er von morgens bis abends darauf, obgleich er so viele Püffe dafür bekam, daß er bald aussah wie ein fallfleckiger, unreifer Apfel. Aber er konnte nun einmal nicht gegen seine Natur.

Der arme Junge wurde täglich magerer, nur der Leib schwoll stärker an, aber die Bäckchen und die schmale Brust fielen kläglich ein, während die Haare dichter, die Augen immer größer wurden und ach, so oft voll Tränen standen.

Wie andere Kinder war er ganz und gar nicht, eher wie seine erbärmliche Fiedel, die so schwache, surrende Töne von sich gab.

In der Vorfrühlingszeit litt er mehr als je vom Hunger und lebte fast nur von rohen Mohrrüben und dem heißen Verlangen nach einer wirklichen Geige. Doch diese Sehnsucht brachte ihm leider kein Glück.

Der herrschaftliche Lakai im Schlosse besaß eine Geige und spielte in der Dämmerstunde öfter darauf, um der Jungfer zu gefallen. Gewöhnlich hing dieses Instrument an der Wand der Kredenzstube, gerade der Tür gegenüber, und Janko schlich sich zuweilen durch das Gestrüpp bis zu dieser Tür, um, wenn sie zufällig offen war, einen Blick auf den Gegenstand seiner Träume werfen zu können. Seine ganze Seele lag dann in den großen Augen, die zu der unerreichbaren Geige aufschmachteten wie zu einem Heiligtum, das zu berühren er sich gar nicht würdig fühlte. Und doch begehrte er danach, dürstend, wie der Liebende nach seinem teuersten Schatz. Sie nur einmal anfassen, einmal in der Nähe betrachten dürfen —. Das arme, sehnende Kinderherz des kleinen Bauernbuben erzitterte vor Wonne bei diesem Gedanken.

Eines späten Abends lag die Kredenzstube still und verlassen. Die Gutsherrschaft befand sich seit lange auf Reisen im Auslande und der Lakai saß auf der andern Seite des menschenleeren Wohnhauses bei der Kammerjungfer. Janko kauerte schon einige Zeit in der Nähe der weit offenen Tür, mit verlangenden Blicken die geliebte Geige suchend. Der volle Mond stand am Himmel und warf schräge Strahlen durch ein Fenster des dunkeln Raumes, auf dessen Hinterwand ein weißes Lichtquadrat sich abzeichnete. Der viereckige helle Schein wanderte langsam weiter und gelangte bald zu dem Platz, wo, heute unbenutzt, die Geige hing. Ein wunderbares, silbernes Leuchten ging von ihr aus, ihre bauchige Rundung glänzte so prächtig, daß es fast die Augen blendete.

Janko sah alles ganz genau, den geschweiften Bauch, die dünnen Saiten, den geschnörkelten Hals, an welchem die zierlichen Schrauben blinkten wie Johanniswürmchen, und den schlanken Bogen, der sich ausnahm wie eine silberne Rute.

Wie schön das alles war, wie zauberschön. Janko konnte sich gar nicht satt daran sehen.

Regungslos hockte er zwischen den Hederichstauden, die Ellenbogen auf die spitzen Knie gestützt, und starrte mit offenem Munde immer auf den einen Punkt, zu welchem es ihn zog und drängte mit unwiderstehlicher Gewalt. Doch die Angst hielt ihn zurück und lähmte seine wachsende Begier. Die verzauberte Geige funkelte und gleißte, es war als käme sie langsam auf ihn zu, schwimmend in einem Strom von Licht.

Manchmal ermattete das Leuchten, um gleich darauf noch heller aufzuflimmern. Hexerei war es, die reine Hexerei.

Der Nachtwind machte sich auf und strich leise rauschend durch die Bäume, es raschelte und raunte im Gestrüpp und das Kind vernahm ganz deutlich ein gedämpftes Flüstern: „Geh, Janko, geh hinein, in der Stube ist ja kein Mensch, so geh doch, Janko." —

Die Nacht war klar und sternenhell. Im nahen Park, am Weiher schlug im Gebüsch eine Nachtigall: „Du! du! du! nimm, nimm, nimm, dir — r — r — r", flötete und lockte es, bald laut, bald leise.

Um Jankos Kopf flatterte mit unhörbarem Flügelschlag eine Nachtschwalbe; die meinte es redlich, denn sie kreischte warnend: „Nit, nit, Janko, nit, ni — i — i — it!" Doch kaum war sie fort, so fing die Nachtigall wieder an und auch der Hederich risperte eifrig: „Niemand da, niemand da!"

Die schmächtige, zusammengeduckte kleine Menschengestalt kroch behutsam immer näher, dahin wo die Geige verführerisch blinkte und glänzte. Die lockende Stimme der Nachtigall sang und sang — — —

Jetzt schimmerte das weiße Hemdchen dicht bei der offenen Tür, nicht länger verborgen vom schwarzen Gestrüpp. Die kranke Kinderbrust hob und senkte sich mit beschleunigtem Atem; dann verschwand der weiße Schimmer, nur noch ein nackter kleiner Fuß stand draußen vor der Schwelle. Umsonst kam die gute Nachtschwalbe noch einmal zurück und rief ihr treuherziges: „Nit! nit!" — Janko war schon drinnen.

Im Teich draußen im Parke quackten die Frösche, wie aufgeschreckt, noch einmal so laut und verstummten dann plötzlich; auch die Nachtigall schlug nicht mehr und der Hederich schwieg.

Janko schob sich ängstlich vorwärts.

Wie ein scheues, aber wolgeborgenes kleines Wild hatte er vorhin im Gestrüpp gesessen, jetzt war ihm so bang wie einer Maus in der Falle. Seine Bewegungen wurden hastig, seine Atemzüge kurz und pfeifend. Das Mondlicht verblaßte jäh, wie ausgelöscht, graue Finsternis umgab ihn, doch ein sommerliches Wetterleuchten, das am Himmel von Osten nach Westen hinzuckte, erhellte für eine Sekunde den Raum und die Stelle, wo Janko auf allen Vieren, doch mit erhobenem Kopf, unter der Geige Halt machte. Dann erlosch der fahle Schein und es war alles wieder still und dunkel, denn ein Wölkchen bedeckte den Mond.

Nach einer Weile erst kam ein feiner, langgezogener Klageton, wie von der unvorsichtigen Berührung einer Saite, und jetzt knurrte eine rauhe, verschlafene Stimme zornig aus dem Hintergrunde heraus: „Wer ist da?!"

Janko wagte nicht mehr zu atmen und die grobe Stimme wiederholte lauter: „Wer ist da?!!"

Dann flammte ein Streichholz auf — es regnete Schläge, Verwünschungen, Flüche. Das jämmerliche Schreien und Weinen des Kindes rief die ganze Diener-

schaft herbei, Lichter wurden hin und her getragen, die Hunde bellten, es war ein allgemeiner Aufruhr.

Am nächsten Tage stand der arme Junge vor dem Gemeindegericht. — — —

Das Dorfoberhaupt und die Beisitzenden betrachteten den kümmerlichen, kleinen Wicht, der zehn Jahre alt sein sollte und noch nicht einmal recht auf den Füßen stehen konnte. Halb blöde vor Angst, mit weit aufgerissenen Augen und ungewaschenem Gesicht, steckte das winzige, abgezehrte, jämmerlich zerbläute Wurm, wie gewohnt, den Finger in den Mund. Konnte man solch ein Häufchen Elend wegen Diebstahl verurteilen und einstecken? Er hatte stehlen wollen, gewiß, aber er war ja noch ein ganz kleines Kind und begriff wol kaum, was man hier eigentlich von ihm wollte. Mit Kindern muß man doch Mitleid haben; so mochte ihm der Nachtwächter ein paar mit der Rute aufzählen, damit er ein andermal das Stehlen sein ließ, und die Sache war erledigt.

Stach, der Nachtwächter, wurde gerufen:

„Nimm den Bengel und gib ihm einen kleinen Denkzettel."

Der nickte stumpfsinnig mit seinem tierisch-dummen Kopf und nahm Jankos leichten Körper unter den Arm wie ein junges Kätzchen. Das Kind, sei es vor Schrecken, oder weil es nicht verstanden hatte was vorging, gab keinen Laut von sich und guckte nur verblüfft, wie ein gefangenes Vögelchen, das auch nicht weiß, was man mit ihm anfangen wird. Erst als eine ungeschlachte Faust ihn in der Scheune auf den Boden niederzwang, das Hemdchen zurückschlug und mit aller Macht darauf los drosch, jammerte das unglückliche Opfer hell auf: „Mutter! Mutter!"

Bei jedem niedersausenden Hieb derselbe Schmerzensschrei, derselbe verzweifelte Ruf: „Mutter! Mutter!" Doch allmählich wurde er schwächer und schwächer, bis er endlich ganz erstarb. — — — Arme, zertrümmerte kleine Geige! —

„Dummer, boshafter Tölpel von einem Nachtwächter, wer wird denn ein Kind so unvernünftig schlagen und gar so ein kleines gebrechliches Kind, das in seinem ganzen Leben noch niemals recht bei Kräften war!" —

Die Mutter kam und holte Janko, sie mußte ihn auf den Armen nach Hause tragen.

Am andern Morgen konnte der Junge nicht aufstehen und gegen Abend des dritten Tages lag er sterbend unter der groben Decke seines ärmlichen Bettchens. — — — — — —

Um den Kirschbaum draußen zwitscherten die Schwalben, ein freundlicher Sonnenstrahl, der durch das Fenster hereinkam, warf goldenen Himmelsglanz über den blassen Kinderkopf mit den zerwühlten Haaren und den völlig blutleeren Wangen und bildete eine helle Lichtstraße, auf welcher die Seele des kleinen Dulders hinübergehen konnte in eine bessere Welt. So wandelte er wenigstens im Tode einen breiten, sonnigen Weg; er, der auf Erden nur den Dornenpfad gekannt hatte. Doch in der eingesunkenen Brust regte sich noch der Atem und auf dem Gesicht des sterbenden Kindes lag ein Ausdruck, als ob es noch immer den Stimmen dörflichen Lebens lausche, die das offene Fenster hereinließ.

Fröhliche Mädchen zogen singend von der Heumahd nach Hause und vom Bache her klang das melodische Lied der Weidenflöten. — Zum letzten Male hörte Janko die Musik seiner ländlichen Heimat.

Neben ihm auf der Bettdecke lag seine selbstgefertigte Fiedel. Plötzlich verklärte ein seliges Leuchten das Antlitz des Scheidenden und die bläulichen Lippen flüsterten:

„Mutter'l!"

„Was denn, mein Junge?" frug die Mutter, ihre Tränen gewaltsam zurückdrängend.

„Mutter'l! schenkt mir der liebe Gott im Himmel eine wirkliche Geige?"

„Ja, Söhnchen, ja!" . . . Mehr brachte sie nicht heraus; aus der verhärteten Brust brach das übermäßige Weh wie ein Sturzquell und mit dem stöhnenden Aufschrei: „O Jesu, Jesu!" warf sie sich über die hölzerne Truhe und heulte wie wahnsinnig, oder wie ein verzweifelter Mensch, der weiß, daß er den Klauen des unerbittlichen Todes selbst sein Liebstes nicht entreißt. —

Er ließ auch diese Beute nicht mehr los.

Als die Mutter sich nach einer Weile erhob und nach dem Kinde sah, standen die Augen des kleinen Musikanten weit offen, aber sie waren unbeweglich, das Antlitz feierlich, doch auch starr. Der freundliche Sonnenstrahl war verschwunden — — —

„Schlafe in Frieden, Janko!"

* * *

Am folgenden Tage kehrte die Gutsherrschaft aus Italien zurück und brachte einen Bewerber um die Hand der Tochter mit.

„Quel beau pays, que l'Italie," sagte einstmals der junge Herr und das Fräulein setzte hinzu:

„Was für ein kunstbegabtes Volk doch diese Italiener sind. On est heureux de chercher là-bas des talents et de les protéger." . . . . . .

Ueber Jankos Grabe rauschten die Birken.

Madonna.

Von Miriam Eck.

Jesulein, klein Jesulein, wo ist dein Vater? — Im weiten Aether, im großen Weltraum — hinter Sternen — in der Unendlichkeit. —

O wie dich friert, arm klein Bübchen, wie's um dein Mündchen zuckt und weint — und die Augen hast du ganz weit und groß und so viel Angst darin.

Dein Vater ist ernst und erhaben. Dein Köpflein ist jung und dumm und dein Herz ist ein unruhig flatternd Vögelein.

Blendend hell ist's, da wo dein Vater wohnt — er hält die Zügel der Welt in seiner heiligen Hand.

Es ist noch alles so zart an dir, deine blaue, blaue Iris — und die feinen gelben Wimperfädchen schließen sich, erschrocken vor so viel Leuchtglanz. —

Jesulein, klein Jesulein, wo ist deine Mutter?

— Ein Schleier fällt ihr über's Gesicht, ein goldener Schein webt sich um ihr Haupt, Rosen blühen, wo sie geht, wo sie weilt, der Himmel lacht zwischen den Rosen hindurch.

Sie sieht nichts als nur Jesulein. Das hält sie am Herzen; es hat sich mit den Fingerchen in ihr Kleid genestelt, es hat sich tief in ihren Arm hinein genestelt,

es will Wärme, es braucht viel mehr Wärme als Licht. Es schaut zu ihr auf, inständig — sie schaut zu ihm nieder. Sie sieht nur Jesulein. Und Jesulein hat gelbe Locken, die strahlen Gold.

* * *

— Eine lange, winzige Pilgerschar — ach nein, es sind keine Jesulein. Sie sind nicht vom „Himmel hoch" gekommen. Sie sind staubig und trüb und haben keine goldenen Locken, sie schleppen die Schuld am Kleidersaum. Sie haben kaum in einer Krippe gelegen. Sie sind schon müde, — so müde.

„Wo ist Euer Vater?!" — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wo ist Euere Mutter? Hat sie keinen goldenen Schein um ihr liebes Haupt? Hat sie kein Obdach für Euch an ihrem Herzen?!" — — —

O, Charitas! leih deinen Mantel her, weite dein Herz, schür' seine Glut.

Dein Herz blutet, aber es glüht.

Sie brauchen Wärme, Wärme — ihre Füßchen sind wund und sie sind schon müde.

Dichterseele.

Novelle von **Robert Jaffé.**

Mit der Herausgabe der nachstehenden Tagebuchblätter, die nun aus der zarten, hellen Schlichtheit eines wirklichen Lebensschicksales vor ein literarisches Publikum gebracht werden mögen, hat es folgende eigene Bewandtnis:

Während meiner Gymnasialzeit begegnete ich oft auf den vor den Toren gelegenen Feldern einem in unserem Städtchen ansässigen Schriftsteller, dessen Name freilich nicht weit über die Grenzen unserer Provinz hinausgedrungen sein mochte. Er hatte seine Werkstatt nicht oberhalb einer stolzen, marmornen Freitreppe, die ihm der Ruhm gebaut hätte, sondern er mußte in schlichter, grüner Dämmerung schaffen. In seinen Dichtungen war ja auch alles so klein und winzig, und wer mit feineren Organen ausgestattet war, konnte gar wol herausfinden, wie seine Eingebungen schon im Entstehen ein Mißtrauen gegen sich selber gehegt. Es schien, als wären sie ihm mit gesenkten Flügeln genaht, oder als hätten sie sich ihm wie schwanke, haltlose Aehrenhalme zugeneigt. Man spürte nichts von den wundersam hellen, blaßroten Wölkchen von Ananasduft, die auch über dem Gärtchen des kleinsten, eingeschränktesten Dichtertalentes schweben und Seligkeit niedertauen lassen können. Vielmehr war es, als ob er sich nur vorgesetzt, durch immer neue Anläufe das Ziel einer bestimmten künstlerischen Vollkommenheit wie die Lösung einer mathematischen Gleichung zu erreichen. Dieser Schriftsteller war nun ein alter Herr, der in der einen Hand zumeist seinen schwarzen, breitkrempigen Filzhut und in der anderen einen Schirm oder einen Spazierstock mit elfenbeinerner Krücke trug. Sein Kopf mußte einen unendlich ritterlichen, gewinnenden Eindruck machen. Denn die Wangen zeigten ein, durch das fahle Grau des Alters nur wenig abgestumpftes Rot, und die Nase war von einer eigenen, edlen Ebenmäßigkeit. Das Kopfhaar, das zu beiden Seiten des Hauptes anlag, war schlicht und sah doch aus, als ob es in Locken wallte; der französische oder polnische Knebelbart und der Schnurrbart waren schon ganz ergraut. Vor allem aber die Augen; sie konnten bald einen düsteren, bald einen freundlichen, ja beinahe schelmischen Eindruck machen. — Ich begegnete dem alten Manne oft, wenn ich des Morgens mit einem Gefühle, als ob mir die Morgenluft ins Herz geweht wäre, zur Schule ging. Dort, wo am Wegrande die gelben Butterblumen ihr bauschiges Blütendach geöffnet, standen sie, als hätten sie es heute zum erstenmal getan, und es die Nacht über geschlossen gehabt; kleine Bienen hingen mit ausgespreizten Flügelchen daran und sogen mit nervösem, unruhigem Rüssel ihre Nahrung heraus. Von fernher krähte in immer kurzen Abständen ein Hahn, und weiße Schmetterlinge flatterten umher, bald in unruhigen, verworrenen, zitternden Linien am Boden hinstreichend, bald mit scheinbarer Schwere bis zu den Baumkronen hinauftaumelnd. Oder in den Mittagsstunden, wenn ich aus der Schule nach Hause eilte, erschien der dämmernde, weiße Sonnenflimmer, als ob er sichtbar gewordener Duft wäre und all die feinen Spitzen der Grashalme dufteten. In der dämmerweichen, senkrechten Stille rührte sich nicht das kleinste Blättchen, und der wasserfarbene Himmel, der träge und schlaff über dieser Stille stand, flimmerte und glänzte wie langes, flaches Metall unter der Sonne. Immer ging der alte Herr in Begleitung der lieblichen, blonden Töchter einer Landgerichtsratswitwe, und es war in unserem Städtchen kein Geheimnis, daß er in jungen Tagen die Mutter seiner lieblichen Begleiterinnen geliebt hatte. Als er nun von dem ungewöhnlich reichen Rate aus dem Felde geschlagen worden, hatte er nach dessen Tode die Familie seiner ehemaligen Angebeteten mit solcher Liebe umfangen, als ob es seine eigene gewesen wäre. Aus diesem romantischen Eindrucke mochte die Empfindung hervorgegangen sein, daß der alte Herr einen inneren Wert haben möge, der weit über seine äußere Geltung hinausreiche. Wir trauten ihm alles Edle und Reine zu, und wenn wir auch noch nichts von dem Begriffe einer Goetheschen Humanität wußten, so empfanden wir doch dunkel, daß etwas von dem hellen, rosigen Scheine der größten Dichter auch auf diesem greisen Haupte ruhte. Vielleicht hatte zu solchen Gefühlen auch beigetragen, daß er bis an die Schwelle des Greisenalters turnerische Uebungen gepflegt, die Harmonie in dem Ebenmaß von geistiger und körperlicher Ausbildung. Jedenfalls waren wir alle überzeugt, daß er in den Schubfächern seines Schreibtisches solche Werke aufbewahrte, die alles, was er veröffentlicht, in den Schatten stellen würden, die er aber aus einem feinen, seelischen Schamgefühl erst nach seinem Tode an die Oeffentlichkeit gelangen lassen wollte. Als ich dann während der ersten Universitätsferien in der Heimat weilte, erfuhr ich leider, daß er in seinem Geiste verwirrt worden und in einer Heilanstalt untergebracht wäre, und im nächsten Jahre war er, gerade als auch die Witwe des Landgerichtsrats dahinging, gestorben und auf dem Friedhofe eines fremden Städtchens beigesetzt worden. Nun konnte ich die behäbige, freundliche Wirtschafterin des Verstorbenen, die seine Einkäufe immer in der Handlung meines Vaters besorgt hatte und dadurch ein wenig mit unserer Familie befreundet worden, bitten, daß sie mir gestatte, die hinterlassenen Schriften zu

durchforschen. An einem Spätnachmittage ging ich denn auch nach der früheren Wohnung des alten Herrn. Im Arbeitszimmer fand sich unter der gleichgültigen Korrespondenz nichts; aber nun entsann sich die Haushälterin, daß er auch in seinem Schlafzimmer manche Schreibereien aufbewahrt hätte. Dort standen in dem schmalen einfenstrigen Zimmer, unmittelbar ans Fenster gerückt, an der einen Wand das Bett und an der anderen eine braune Kommode, auf der wieder ein hoher Wandspiegel und auf einem weißen gehäkelten Deckchen zwei milchweiße Lampen und ein Handspiegel aufgestellt waren. Dort war es jetzt recht dunkel in der Nachmittagsdämmerung; aber mir war es, als ob auf dem Bette wie auf glänzenden weißen Kissen der Morgensonnendämmer läge, und über der Kommode schien mir, ich wußte nicht woher, die eigene, enthusiastische Seligkeit und Fröhlichkeit eines Dichterschreibtisches zu schweben. Als die Haushälterin nun eine Lampe angezündet hatte, entdeckte ich auch in der obersten Schublade der Kommode, die mit einem Schlüsselchen aufgezogen werden mußte, unter zerstreuten weißen Zeitschriften einige hellgrüne Pappkartons; in dem einen fand ich dann etliche, bereits ein wenig vergilbte Blätter, die mit etwas abgeblaßter Tinte dicht beschrieben waren. Das waren die Blätter, die die nachstehenden Tagebuchaufzeichnungen enthielten.

Am 9. Oktober.

Wenn ich meine Gedanken zurückschweifen lasse bis zu den ersten, heimlichsten Winkeln der Erinnerung, so dehnen sich vor meinen Augen weite braune getäfelte Gemächer, und ich spüre noch jetzt, wie mich als einziges Knäblein die Liebe meines guten Vaters behütete. Meine Mutter war leider bei meiner Geburt gestorben und so wie ein Schatten zwischen ihrem und meinem Dasein entschwunden. Sie sollte in ihren tagelangen Schmerzen, sobald mein Vater an ihr Bett trat, gelächelt haben, damit der Gatte nichts von ihren Leiden erfahre und sich noch mehr bekümmere. Jetzt ist auch mein guter Vater, nachdem er von einer jähen Krankheit erschüttert worden, längst mit seinem Wolstande zusammengebrochen, und während ich nun meinen Studien obliege, umfängt mich die Einsamkeit. Einsamkeit! Welch ein banger Schauder liegt in dem Worte! Die Erinnerung an eine Krankenstube oder an das Stübchen einer armen alten Jungfrau hauchen ihn aus. Nur ich kann empfinden, als wären alle Nervenfäden, die mit dem Leben verknüpfen, stumpf geworden, und brauche doch keinen Mangel und keine Leere zu spüren. Ich bin als Künstler unabhängig von den äußeren Schicksalen des Lebens. Es mag dies nicht anders zusammenhängen, als wenn eine Gattin, der der Gatte gestorben, in frischen, leidenschaftlichen Klagen ruft, daß sie eine alte Jungfrau beneide. Sie meint, daß diese zwar nichts Gutes auf der Erde erfahre, aber doch auch nichts Schlimmes. Wie gefährlich und aufreibend ist diese Einsamkeit! Sie zerrt, zerreibt und zerfasert wie dünn gewordene Saiten einer Violine die gesunde Lebenskraft des Menschen; sie verfeinert sie bis zur blutigen, angstvollen Schwäche. Dabei läßt sie den Einsamen nichts spüren von der Schwächung seiner Kraft; vielmehr hüllt sie ihn in ein Gefühl von Stolz und Ueberhebung. Es drängt den Einsamen auf eine wie ein zarter Strich feine Bahn der höchsten goldensten selbstgenießenden Seligkeit, bis er mit leiser, feiner Beklommenheit wie am Ende einer Sackgasse steht und nicht mehr weiter kann. Aber was ist das für eine geheimnisvolle, magische Wirkung, die von den blinkenden Sternen, die wie die fernsten, herrlichsten Ziele über ihm schweben, auf den Künstler ausgeht! Sie mag dem Einflusse von Sonne und Sternen auf den körperlichen Organismus der Menschen, dem vom Monde auf Ebbe und Flut, vergleichbar sein. Nur zarte, feine Unterschiede scheiden diese Empfindung von der ungeheuren Daseinstrunkenheit der großen Natur. Ich ging schon als Knabe, abseits von den derben Belustigungen der Mitschüler, die in den Bierkellern bereits die Studentenzeit vorwegnahmen, durch die wundersam dämmernden oder nebeldunstenden Straßen und Gassen, roten goldenen Träumen nach. Aber ich trat doch auch so gern in die Räume unseres Hauses zurück, in dem dann eine gütige Stiefmutter waltete. Es war, als ob an dem Gediele der Zimmer magische Kreise leuchteten und, aufgehoben, schwammen, die meine Füße festhielten. Der mattgoldene Schein der bronzenen Hängelampe über dem eichenen Tische mit der schweren gemusterten Decke dehnte sich immer weiter aus, und in dem mattgoldenen Glanze lagen auf dem Tische hochaufgeschichtet die zierlichen Bücher, aus denen wir uns an den langen Winterabenden vorgelesen. Wer wird mir jetzt, da ich in der fremden großen Stadt in einem Studentenstübchen hause, meine Einsamkeit lindern?

* * *

Am 13. Oktober.

Meine Triebe und Begierden sind wie ein Bündel Pfeile und Lanzenschäfte zusammengehalten gewesen. Dann war das Band gesprungen, und das Bündel drohte auseinanderzufallen. Nun habe ich das goldene Band nur um so fester zusammengelötet. Ich habe die stolzen Gefühle von dem Werte meiner Kunstübung, die steil in die Höhe strebten und die heitere Luft eines sonnigen Daseins durchwölken und beunruhigen konnten, mit ganz feinen spröden Drähten am Boden festgebunden. Nun beschloß ich, eine entfernte Verwandte unserer Familie zu besuchen, von der ich schon gar viel Rühmliches vernommen hatte. Ich hatte das Gefühl, als könnte ich in ihrer Nähe auch ein wenig des beruhigenden Friedens teilhaftig werden, den wahrhaft fromme Menschen, wie etwa stille Pietisten in ihrer süßen Gottseligkeit, aushauchen. — Wie unerschöpflich ist die Liebesfülle und Selbstlosigkeit eines weiblichen Herzens! Es ist immer nur bedacht, anderen, auch denen, die es mit offener Gleichgültigkeit vergelten, zarte Aufmerksamkeiten zu erweisen; es ist so anspruchslos, daß es sich noch über das freuen kann, was anderen als das gleichgültigste Nichts erscheinen würde: etwa über die Begegnung mit einem fremden Kinde. — Agathe hatte die Nelken ihrer Jugend versengen und verbrennen lassen, während sie ihr Leben ihrem Vater zum Opfer brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Ferdinand Jansen: „Der neue Heiland." Ein modernes Epos. Verlegt bei Gose & Tetzlaff, Berlin, W. 35.

Jansens „Neuer Heiland" wird zu den Büchern gehören, die Autoren mit einem Aufopfern der eigenen Seele, gegenüber den Zuständen und Schäden der sie umgebenden Welt, zu Tage fördern — und die darum wenig Verbreitung und — leider, es ist so — keine größere Beachtung finden! Jansen scheint mir eine reich begabte Natur; aus vollem echten Herzen stammen jedenfalls seine Worte und sie sind wert, daß man ernst und stark auf sie hinweist, denn viele, selbst gelobte Kraftnaturen, können von dem Empfinden eines Mannes dieser Art noch lernen! — Es folgt eine Probe von Jansens Worten.

„Aus tausend
Und abertausend
Bangen Augen
Schaut es Dich an
Das Elend der Welt!

Sorge und Not,
Und Kummer und Qual
Umdüstern den Blick;
Daß Du nicht schaust
Der Schönheit hochherrliches Reich,
Das rings Dich umgibt
In Wort und Klang
Und Farbe und Form.

Wehe dem Armen!
Des Lebens unsägliches Weh
Drängt sich ihm tiefer ins Herz!

Nichts vermag Dir zu lindern
Der Sorge qualvolles Leid,
Wenn grimmen Zwiespalt
Ins Herz Dir gesenkt
Das grause Schicksal.

In Armut geboren,
Von Armut umfangen,
Elend Dein Lebelang!
Das kleinliche Treiben
Des Menschengeschlechts
Weher empfindend
Und doch Dein Streben
Himmelhoch — — — —
— — — — — — — — — —"

W. C. G.

Deutscher Bühnenkalender für 1903: Herausgegeben und verlegt von Otto Elsners Verlag, Berlin, S. 42.

Zum dritten Male erschien nun schon der „Deutsche Bühnenkalender". Aeußerlich wie innerlich präsentiert sich das sehr elegant ausgestattete Taschenbuch als eine wertvolle Gabe des rührigen Elsnerschen Verlages. Neben den üblichen Kalender-Notizrubriken enthält das Buch interessierende Angaben und theatergeschichtliche Daten. Speziell für Schriftsteller dürften die Notizen und Verzeichnisse über Theater-Verlagsanstalten, Bühnenagenturen, sowie Theater- und Musikzeitschriften von Wichtigkeit sein. Der Elsner-Kalender ist daher als Nachschlagebuch jedem Theaterschriftsteller besonders zu empfehlen. — Der begleitende zweite Teil ist diesem Jahrgang in Form einer besonderen Beilage angefügt worden. Er enthält einen Aufsatz über die im April 1902 gegründete „Gesellschaft für Theatergeschichte" von Dr. Heinrich Stümcke und einen weiteren Beitrag von Serafine Detschy über die „Erziehung der Stimme"; außerdem eine genaue — wenn auch detaillierte — Uebersicht der Theater- und Schriftstellervereinigungen, sowie einen „Städteführer", der alle größeren Bühnen mit Angabe ihrer Leiter namhaft macht.

W. C. G.

Eingegangene Bücher.

(Besprechungen vorbehalten.)

Carl Manfred Ryber: „Gedichte". Verlegt bei Hermann Seemann Nachflg., Leipzig.

Marx Möller: „Sakuntala". Verlegt bei Otto Elsner, Berlin, S. 42.

Notizen.

Von der Schriftleitung mußten abgelehnt werden: **A. Th—e**, Berlin, „Das Unheil". **J. Sch—t**, Wien, „Im Walde tief". **A. G—r**, Wien, „Herbststimmung", „Noch immer!" **A. H—n**, Berlin, „Interieur". **H. M—n**, Leipzig, alles Gedichte und Skizzen . . . Sie sollten lieber die Feder schonen! **G. D—d**, Prag, „Mutterherz". **W. A—g**, Merseburg, alles! Ihre Ahnung war berechtigt. Gründe? — Tut uns leid, bitte lesen Sie unten! Was das Beste an der ganzen Einsendung war? — Nach unserem Ermessen: die Wiederholung des Gedichttitels „Elfenkönigin".

Berichtigung.

Durch Versehen wurde der Name des französischen Autors Rivoire in der vorigen Nummer des „Mg. f. Ltt." verdruckt. Wir bitten dieses bei den: Gedichten in Prosa „Von Sehnsucht und Liebe" zu berichtigen.

Die Schriftleitung d. „Mg. f. Ltt."

Zur gefälligen Beachtung!

Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sind Manuskript- und Briefsendungen mit genügendem Porto „frei" zu machen. Bei ungenügender Frankierung muß die Annahme abgelehnt werden.

Die Rücksendung von Manuskripten kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Rückporto beigefügt ist.

Die Prüfungszeit beträgt zum mindesten drei bis vier Wochen. Im Falle der Nichtannahme kann keinerlei Begründung gegeben werden.

Kleine Einsendungen — Gedichte — können nur in den „Notizen" erledigt werden.

Die Schriftleitung d. Mag. f. Litt.

Unsere geschätzten Abonnenten, welche Exemplare von

Nr. 1 des „Magazin für Litteratur“,

71. Jahrgang, 1902 vorrätig resp. disponibel haben, würden die ergebenst unterzeichnete Expedition durch Uebersendung dieser Nummer sehr verbinden.

Wir sind gern bereit, alle eingehenden Nummern zu vergüten.

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29.

Die Expedition des „Magazin für Litteratur.“

Anzeigen werden die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Conrad Gomoll, Berlin W. 57, Bülowstr. 82. Magazin für Litteratur-Verlag, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.